Beiträge zur Landes- und Volkeskunde von Elsass-Lothri...



BEITRÄGE

ZUR

LANDES- UND VOLKESKUNDE

VON

ELSASS-LOTHRINGEN

IV. HEFT

LENZ, GOETHE UND CLEOPHE FIBICH VON STRASSBURG

EIN URKUNDLICHER KOMMENTAR

ZU GŒTHES DICHTUNG UND WAHRHEIT

MIT EINEM PORTRÄT ARAMINTA'S

IN FARBIGEM LICHTDRUCK

UND IHREM FACSIMILE AUS DEM LENZ-STAMMBUCH

VON

Dr. JOH. FROITZHEIM
Oberlehrer an der Neuen Realschule in Strassburg.

STRASSBURG
J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL)
1888

Im Verlage der unterzeichneten Verlagshandlung erscheint unter dem Titel:

BEITRÄGE

ZUR

LANDES- UND VOLKESKUNDE

VON

ELSASS-LOTHRINGEN

in zwangloser Folge Abhandlungen und Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte und Litteraturgeschichte von Elsass und Lothringen, Beiträge zur Kunde der natürlichen geographischen Beschaffenheit des Landes, seiner Bevölkerung und seiner Bevölkerungsverhältnisse in der Gegenwart und in der Vergangenheit, seiner Alterthümer, seiner Künste und kunstgewerblichen Erzeugnisse; es sollen daneben selten gewordene litterarische Denkmäler durch Neudruck allgemeiner zugänglich gemacht, und durch Veröffentlichung von Erhebungen über Volksart und Volksleben, über Sitte und Brauch der Stände, über Aberglauben und Ueberlieferungen, über Singen und Sagen der Landesgenossen deutscher und romanischer Zunge das Interesse an der elsass-lothringischen Volkskunde befördert werden. Anerbietungen von, in den Rahmen gegenwärtiger Samm-

siehe dritte Seite des Umschlags.





H. Ed. Heitz. (Heitz & Mündel) Strassburg. Lichtdruck von Albert Frisch in Berli

LENZ, GOETHE

UND

CLEOPHE FIBICH

VON STRASSBURG.

EIN URKUNDLICHER KOMMENTAR

ZU GOETHES DICHTUNG UND WAHRHEIT

MIT EINEM BILDE ARAMINTA'S

UND IHREM FACSIMILE AUS DEM LENZ-STAMMBUCH

VON

Dr. JOH. FROITZHEIM
Oberlehrer an der Neuen Realschule in Strassburg.

STRASSBURG
J. H. Ed. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL).
1888.

VORREDE.

Folgende Studien bieten den Literaturfreunden einen aus urkundlichem Material erarbeiteten Kommentar zum Eingang des 14. Buches von Gœthes Dichtung und Wahrheit, welcher stets als eine der klassischen Stellen für die Geschichte der Sturm- und Drangperiode erachtet worden ist.

Indem ich mit diesen Forschungen dem Beispiele Aug. Stœbers folge, bemerke ich, dass mir dieselben schwerer fielen als ihm. Stœber lebte und schrieb zu einer Zeit, wo noch lebendigere Ueberlieferungen über die Vergangenheit des Elsass und reiche handschriftliche Schätze in Strassburg vorhanden waren, welche letztere im Laufe der Zeit entweder durch den Brand von 1870 oder aus Unkenntnis ihres Wertes vernichtet worden sind; andere literarische Reliquien sind von ausgewanderten Enkeln mit nach Frankreich hinübergenommen worden. Auch war Stœber Landeskind; ihm öffneten sich die Familienarchive leichter als einem Fremden.

Und dennoch würde ich ungerecht sein, wollte ich nicht freudig bekennen, wie zuvorkommende Aufnahme auch ich allmählich bei einheimischen Familien gefunden, wenn ich mit den Namen Gœthe, Lenz, Rœderer, Ott, Fibich leise anzuklopfen wagte und Erinnerungen zu wecken begann, die denselben als längst vergessene Erzählungen ihrer Eltern und Grosseltern ans Ohr klangen.

« Ihr Brief kommt mir vor wie aus einer anderen Welt, wie beschämt bin ich, dass fremde Leute mehr wissen über

unsere Familie als wir selbst», so schrieb mir die Grossnichte von Lenzens Araminta und sandte mir mit überraschender Zuvorkommenheit sämmtliche Familienbilder zur Ansicht, unter ihnen jenes schöne, mit dessen Abdruck ich meine Arbeit schmücken durfte.

Zu grossem Danke bin ich deshalb Herrn Pfarrer Jacob und seiner Schwester Fräulein Jacob, der Familie Michel-Ott und den Enkelinnen des trefflichen Theologen Johann Gottfried Rœderer, welcher der treueste Freund des unglücklichen Dichters Lenz gewesen, für ihre Mitteilungen verpflichtet. Mögen mit mir auch die deutschen Literaturhistoriker das Entgegenkommen denselben dadurch vergelten, dass sie das Andenken ihrer Vorfahren in Ehren halten! — Nicht mindere Erkenntlichkeit schulde ich Herrn Müller, dem Bureauvorsteher des Strassburger Standesamtes, der mich in den Schätzen des ihm unterstellten Archivs mit steter Gefälligkeit zurechtwies.

Die grösste Anerkennung jedoch verdient Herr P. Th. Falck in Riga, der unermüdliche Lenz-Forscher, der mit einer Uneigennützigkeit und Hingabe ohne Gleichen meine Arbeit gefördert hat.

Strassburg, den 1. August 1887.

Dr. J. FROITZHEIM.

Wie der reife Mann sich mit Liebe in die Erinnerung seiner Jugendjahre, da es wie Most in ihm gährte und schäumte, zurückversenkt, so wird auch das heutige Deutschland in seiner Macht und Grösse das Andenken jener Sturm- und Drangperiode nicht vernachlässigen, in welcher die politische Wiedergeburt Deutschlands durch die Wiedergewinnung seiner geistigen Selbstständigkeit gegenüber französischem Einflusse vorbereitet und gefestigt wurde. Nicht allen ist es bekannt, dass gerade in Strassburg am Anfang der siebenziger Jahre des vorigen Jahrhunderts sich dieser geistige Befreiungsprocess vollzog; und doch hat der Anblick von Erwins deutschem Riesendome auf Gœthe und seine Genossen den entscheidenden Einfluss geübt.

Ehre den jugendlichen Stürmern und Drängern, die für den Sieg der deutschen Sprache und Sache die Waffen ihres Geistes erhoben! Rechne man ihnen doch nicht immer jenes übertriebene Pathos, jene grenzenlose Schwärmerei wie zum Verbrechen an! Das dunkle Gefühl, Träger einer weltbewegenden Mission zu sein, musste jene Jugend mit berechtigtem Stolze erfüllen, der jeder Schranke, jeder Selbstbeherrschung spottete. Und warum nur die Auswüchse ihrer Kraftleistungen tadeln, ohne mit Genugthuung anzuerkennen, dass Ueberkraft die unerlässliche Vorbedingung einer späteren gesunden Blüte war!

Jene Zeit des Sturmes und Dranges war zweifelsohne eine gewaltig erregende. Nicht alle besassen, wie Gœthe, stählerne Nerven, um solche Erschütterungen ungefährdet zu bestehen und der Periode der heftigsten Gemütsbewegung eine zweite ruhiger, künstlerischer Gestaltung folgen zu lassen. Zartere Naturen sind diesen Anstrengungen erlegen, so der unglückliche Dichter Lenz, dessen merkwürdige Lebensschicksale in neuester Zeit ein grösseres Interesse erweckt haben.

I. Abriss des Dichterlebens.[1]

Jakob Michael Reinhold Lenz, neben Gœthe der talentvollste Lyriker und Dramatiker der siebenziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, der plötzlich wie ein glänzend Meteor am deutschen Literaturhimmel emporstieg, um spurlos in die Nacht des Wahnsinns zu versinken, wurde am 12. Januar 1751 zu Sesswegen in Livland als Sohn des damaligen Pastors, späteren Generalsuperintendenten, David Lenz geboren.[2] Nachdem die Eltern im Jahre 1759 nach Dorpat übergesiedelt waren, bezog Jakob 1768 als Student der Theologie die Universität Königsberg und kam von dort nach kurzem Aufenthalte in Berlin und Leipzig als Reisebegleiter und Freund zweier kurländischen Edelleute von Kleist im April 1771 nach Strassburg, wo ihn Gœthe in seinem letzten Semester kennen lernte.

« Wir sahen uns selten, schreibt Gœthe,[3] seine Gesellschaft war nicht die meine; aber wir suchten doch Gelegenheit uns zu treffen und theilten uns einander gern mit, weil wir, als gleichzeitige Jünglinge, ähnliche Gesinnungen hegten. Klein, aber nett von Gestalt, ein allerliebstes Köpfchen, dessen zierlicher Form niedliche, etwas abgestumpfte Züge vollkommen entsprachen: blaue Augen, blonde Haare, kurz, ein Persönchen, wie mir unter nordischen Jünglingen von Zeit zu Zeit eins begegnet ist: einen sanften, gleichsam vorsichtigen Schritt, eine angenehme, nicht ganz fliessende Sprache und ein Betragen, das, zwischen Zurückhaltung und Schüchternheit sich bewegend, einem jungen Manne gar wohl anstand. Für seine Sinnesart wüsste ich nur das englische Wort whimsical, welches, wie das Wörterbuch ausweist, gar manche Seltsamkeiten in einem Begriff zusammenfasst. »

Nachdem Lenz sich bereits früh als Dichter versucht hatte, schloss er sich bei seiner Ankunft in Strassburg an die von dem würdigen Aktuarius Salzmann geleitete literarische Gesellschaft, der bereits Gœthe, Jung-Stilling, Lerse, Rœderer, Haffner, Ott u. A. angehörten und Herder nahe stand, mit Eifer an.

[1] Dieser Abriss diene dazu, das Interesse an dem sonst wenig gekannten Dichter in weitere Kreise zu tragen.

[2] P. Th. Falck, Der Dichter J. M. R. Lenz in Livland. Winterthur 1878.

[3] Dichtung und Wahrheit III, 11. S. 46. Ich citiere die Seitenzahl nach der Hempel'schen Ausgabe.

Shakespeare war damals der Held, unter dessen Banner die deutsche Jugend zum Siege auszog.

« Will jemand unmittelbar erfahren, schreibt Gœthe, was damals in dieser lebendigen Gesellschaft gedacht, gesprochen und verhandelt worden, der lese den Aufsatz Herder's über Shakespeare in dem Hefte « Von deutscher Art und Kunst », ferner Lenzens « Anmerkungen übers Theater », denen eine Uebersetzung von Love's labour's lost hinzugefügt war Herder dringt in das Tiefere von Shakespeare's Wesen und stellt es herrlich dar; Lenz beträgt sich mehr bilderstürmerisch gegen die Herkömmlichkeit des Theaters und will denn eben all und überall nach Shakespeare'scher Weise gehandelt haben. »

Ohne Zweifel war Lenz das verdienstvollste Mitglied jener «Gesellschaft der schönen Wissenschaften». Sein Bemühen, den unbestimmten Bestrebungen derselben festere Ziele zu setzen, wurde mit Erfolg gekrönt und am 2. November 1775 in dem Hause des Aktuarius Salzmann zur Eröffnung einer «Gesellschaft deutscher Sprache» geschritten. [1]

Wohl mochte die neue Verabredung der Mitglieder, keine andere als deutsche Aufsätze vorzulesen, auf französischem Boden seltsam erscheinen, aber Lenz bewies die Vorzüge der deutschen vor der französischen Sprache in wissenschaftlichen Aufsätzen [2] und rief als Deutsch-Russe, den der Vorwurf deutschen Chauvinismus nicht treffen konnte, den Elsässern mit Ermunterung ins Gewissen : [3]

« Wir alle sind Deutsche. Mit Vergnügen, aber mit heimlichem, habe ich bisher aus einigen Ihrer Vorlesungen gesehen, dass selbst die Obermacht einer herrschenden, und was noch weit mehr ist, verfeinerten Sprache den alten Hang zu dem mütterlichen Boden Ihres Geistes, ich meine, zu unserer nervigten deutschen Sprache nicht habe ersticken können. Bleiben Sie ihm treu. Alle Ihre kindischen und nachher männlichen Vorstellungen und Gefühle sind auf diesem Boden erwachsen. Der Geist, meine Herren, leidet keine Naturalisationen, der Deutsche wird an der Küste der Kaffern so gut als in Diderots Insel der Glückseligkeit immer Deutscher bleiben und der Franzose Franzos. »

[1] Alsatia 1868, S 174, wo das Protokoll von A. Stœber veröffentlicht ist. Da der Abdruck desselben trotz Stœbers Behauptung ungenau ist und derselbe das S. 175 erwähnte Mitgliederverzeichnis ganz vergessen hat, so habe ich mich zu einer neuen Herausgabe des Protokolls entschlossen, welche durch mehrere bisher ungedruckte Briefe des Salzmann'schen Kreises vermehrt werden soll.

[2] Lenz' Schriften von L. Tieck II, S. 326, vgl. Protokoll S. 175.

[3] Ibid. II. S. 318.

Als schönste Frucht jener Deutschen Gesellschaft, aber auch als letzte deutschen Geistes vor der Revolution ist die Herausgabe einer von wackerer Gesinnung geleiteten Strassburger Wochenschrift « des Bürgerfreundes » zu verzeichnen. Mit Lenzens Uebersiedelung nach Weimar geriet dies Unternehmen ins Stocken. Revolution und Kaiserreich vernichteten die Regungen deutschen Lebens im Elsass. So blieb es bis zum Jahr 1870. Wenn man aber in Zukunft einmal die Pioniere des Deutschtums im Elsass des nationalen Dankes würdigen wird, so möge man auch den Dichter Lenz nicht vergessen, der bereits vor 100 Jahren, inmitten zunehmender Verwälschung, in Strassburg die Fahne deutscher Gesinnung hochgehalten hat.

Lenz war ohne Frage ein hochbegabtes Dichtertalent. Wieland nennt ihn mit Entzücken « einen Dichter à triple carillon ». [1] « Aus wahrhafter Tiefe, aus unerschöpflicher Produktivität ging sein Talent hervor, in welchem Zartheit, Beweglichkeit und Spitzfindigkeit mit einander wetteiferten » — dieses Gœthe'sche Urteil [2] wird trotz aller nachfolgenden Einschränkungen Lenz für alle Zeiten als einen Dichter von Gottes Gnaden erscheinen lassen.

Lenzens Lyrik ist, wie die Gœthe'sche, nicht gelehrte, sondern unmittelbar dem Herzen entquillende Gelegenheitspoesie. Wäre doch sein herrliches Talent selbst auf der Höhe seines Schaffens nicht schon von den vorauseilenden Schatten zukünftigen Wahnsinns getrübt gewesen! «Der neblichte Blick, das Maulwurfsgefühl», das ihm einmal Wieland nachsagt, [3] hindert wohl sein dichterisches Vermögen sich zur Klarheit des Gedankens sowie des Ausdrucks durchzuringen.

Als Perle seiner Lyrik wird stets sein Gedicht [4] auf die verlassene Friederike genannt werden dürfen, in welchem er sich selbst vor der Verbindung mit einem Wesen warnt, das ihm nur gezwungen folgen, niemals aber innerlich würde angehören können.

[1] Briefe an und von J. H. Merck, herausg. von K. Wagner, 1835 und 1838. s. Brief Wielands vom 13. Mai 1776.

[2] Dichtung und Wahrheit III, 14, S. 144.

[3] Briefe an und von J. H. Merck, herausg. von Wagner. s. Brief Wielands vom 9. Sept. 1776.

[4] Ich citiere dasselbe in der knapperen, aber dichterisch schöneren Fassung, welche Urlichs nach dem im Besitz Falcks befindlichen Originale im Archiv für Litteraturgeschichte VIII, S. 166 herausgegeben hat.

Die Liebe auf dem Lande.

Ein schlechtgenährter Kandidat
Der oftmals einen Fehltritt that
Und den verbotnen Liebestrieb
In lauter Predigten verschrieb,
Kehrte einst bey einem Pfarrer ein
Den Sonntag sein Gehülf zu seyn.

Der hat ein Kind, zwar still und bleich,
Von Kummer krank, doch Engeln gleich. —
Sie hielt im halberloschnen Blick
Noch Flamen ohne Maass zurück,
All itzt in Andacht eingehüllt,
Schön wie ein marmorn Heiligenbild. —

War nicht umsonst so still und schwach
Verlassene Liebe trug sie nach.
In ihrer kleinen Kammer hoch
Sie stets an der Erinnerung sog;
An ihrem Brodschrank an der Wand
Er immer, immer vor ihr stand,
Und wenn ein Schlaf sie übernam,
Im Traum er immer wieder kam.

Für ihn sie noch das Härlein stutzt [1]
Sich, wenn sie ganz allein ist, putzt,
All' ihre Schürzen anprobirt
Und ihre schönen Lätzchen schnürt,
Und von dem Spiegel nur allein
Verlangt, er soll ihr Schmeichler seyn.
Kam aber etwas fremds in's Haus,
That sie sich schlecht und häuslich aus,

Denn immer, immer, immer doch
Schwebt ihr das Bild an Wänden noch
Von einem Menschen, welcher kam
Und ihr als Kind das Herze nam.
Fast ausgelöscht ist sein Gesicht,
Doch seiner Worte Kraft noch nicht

[1] In der Handschrift «stützt», ohne Zweifel ein lapsus calami, trotz Urlichs Erklärungsversuch.

Und jener Stunden Seligkeit
Und jener Träume Wirklichkeit
Die, angeboren jedermann
Kein Mensch sich wirklich machen kann.

Ach Männer, Männer seid nicht stolz
Als wär't nur ihr das grüne Holz,
Der Weiber Güt' und Duldsamkeit
Ist grenzenlos wie Ewigkeit.

Wenn irgend ein Dichter der Sturm- und Drangperiode, so war gerade Lenz von der Ueberzeugung erfüllt, dass die deutsche Nation nur durch das Drama in Bewegung gesetzt werden könne. Leider kam er über die Shakespearomanie nicht hinaus; daher denn das Abgerissene der Scenen, die Verkennung jeder bühnengemässen Forderung, der Cynismus der Anschauung, der unser sittliches Gefühl empört, aber vor dem Ausbruch der französischen Revolution die vorhandene Gährung gegen alles Unwahre bezeichnet.

Zu spät erkannte Lenz, dass die Nation durch die Regellosigkeit dramatischer Gebilde auf die Dauer nicht zu fesseln sei, dass es noch etwas höheres als «Nesseln vorweg zu hauen»[1] gäbe, aber er leiht uns auch den Schlüssel der Erkenntnis, warum auf Sturm und Drang nicht Sonnenschein habe folgen können. Von seinem Vater in jungen Jahren ohne jede materielle Unterstützung gelassen, musste sich der Arme kümmerlich durch die Welt schlagen.

« Mir fehlt zum Dichten Musse, klagt er, und warme Luft und Glückseligkeit des Herzens, das bei mir tief auf den kalten Nesseln meines Schicksals halb in Schlamm versunken liegt und sich nur mit Verzweiflung emporarbeiten kann. »[2]

Und doch, welche Goldkörner neben hässlichen Schlacken auch hier, welche packende Gewalt der Empfindung, welche scharfe Charakteristik und lebendige Sprache! Gewiss hat Lenz aus dem Umgang mit Gœthe geistigen Nutzen gezogen, aber die Mitteilung beruhte auf Gegenseitigkeit: Stolzius in den « Soldaten » ist mit Lenzens Charakter Vorbild zu Brakenburg geworden, der kurze, aber wirkungsvolle Monolog der Marie in eben demselben Drama erinnert an Gretchen und Klärchen.

[1] Dorer-Egloff, J. M. R. Lenz und seine Schriften, Baden 1857, S. 183.

[2] K. Wagner, Briefe von und an Merck. Brief vom 14. März 1775 an Merck.

Lenz' Soldaten I, Sc. 6.	Gœthe's Faust.
Marie (küsst ihrem Vater die Hand) Gute Nacht Pappuschka! (Da er fort ist, thut sie einen tiefen Seufzer und tritt ans Fenster, indem sie sich aufschnürt) Das Herz ist mir so schwer. Ich glaube, es wird gewittern die Nacht. Wenn es einschlüge — (sieht in die Höhe, die Hände über ihre offene Brust schlagend) Gott! Was hab' ich denn Böses gethan? — — Stolzius — — ich lieb' dich ja noch — aber wenn ich nun mein Glück besser machen kann — und Papa selber mir den Rath giebt (zieht die Gardinen vor), trifft michs, so trifft michs, ich sterb' nicht anders als gerne (löscht ihr Licht aus).	Margarethe: Es ist so schwül, so dumpfig [hie (Sie macht das Fenster auf) Und ist doch eben so warm nicht [drauss. Es wird mir so, ich weiss nicht [wie — Ich wollt, die Mutter käm nach [Haus. Mir läuft ein Schauer übern Leib — Bin doch ein thöricht furchtsam [Weib! Clärchen, III. Aktschluss: So lass mich sterben! Die Welt hat keine Freuden auf diese! V. Akt: (Die Lampe, welche Brackenburg auszulöschen vergessen, flammt noch einmal auf, dann erlischt sie).

Gerade in kleinen Zügen war Lenz unerschöpflich. Gœthe sagt von ihm, «die Poesie, die er in das Gemeinste zu legen wusste, setzte mich oft in Erstaunen». Manchen solcher Züge mag Gœthe in seine Dichtungen übertragen haben. Ich bemerke noch folgende Parallelstelle:

Lenz' Tagebuch, S. 273:	Egmont I, 3.
Ich hatte ihr Nachtkleid gelobt — die Mutter hiess sie einigemal sich ankleiden, sie wollte nicht.	Mutter: Ziehst du dich nicht ein wenig besser an? Klare: Vielleicht Mutter, wenn ich Langeweile habe.

Gœthe hatte Strassburg bereits im August 1771 verlassen, während Lenz bis in den März 1776 daselbst verblieb. Im Frühjahr 1772 begleitete er den zweiten Baron von Kleist mit seinem Regimente erst nach Fort-Louis, dann nach der Festung Landau, um im Herbste zu dem ältesten Baron nach Strassburg zurückzukehren. Bald darauf wurde letzterer, der sich unterdessen mit einer Strassburger Bürgerstochter verlobt hatte.

von seinem Vater nach Kurland zurückgerufen. Aber noch vor seiner Abreise traf auch der dritte und jüngste Bruder in Strassburg ein. Zwischen ihm und Lenz erfolgte im Herbste 1774 über die Einmischung des letzteren in jene Liebesangelegenheit des ältesten Barons ein Bruch. Lenz trennte sich von demselben, bezog ein anderes Quartier in der Stadt und führte von nun an «sein Schifflein selbst.» Indessen wenn er auch, «arm wie eine Kirchenmaus» und «gehetzt wie ein Postpferd», gleich anderen bedürftigen Studenten der Theologie in der Stadt herumlaufen musste, um durch Schanzen sein Brod zu verdienen, es war doch die freieste und für seine Muse ergiebigste Zeit seines Lebens.

Gœthe, der seit dem Erscheinen des Götz in lebhafterem brieflichen Verkehr mit ihm gestanden, unterbrach die Geniereise, die er im Sommer 1775 mit den beiden Grafen Stolberg nach der Schweiz unternahm, durch einen Abstecher nach Strassburg, ausdrücklich, wie er dem dort studierenden Erbprinzen Karl August von Sachsen - Meiningen mitteilte,[1] um seinen Freund Lenz zu besuchen. Dem Andenken an den ersten Besuch in der Pfingstwoche den 24. Mai 1775 widmete Lenz in einem Wirtshausgarten vor dem Fischerthor die Verse:

Der Wasserzoll, Denkmahl der Freundschaft.[2]

«Ihr stummen Bäume, meine Zeugen,
Ach! käm er ohngefehr
Hier, wo wir sassen, wieder her.
Könnt ihr von meinen Thränen schweigen?

L. an G.

[1] L. Bechstein, Mitteilungen aus dem Leben der Herzoge zu Sachsen-Meiningen. Halle 1856. S. 106.

[2] Iris 1775. IV, 2 S. 147 vergl. J. v. Sivers J. M. R. Lenz in der Baltischen Monatsschrift 1879 S. 356, wo auch die Uebersetzung:

Arbres muèts, temoins d'un Souvenir
Dont le regrèt trouble les charmes
Ah! dans cès lieux jamais s'il pouvait revenir
Pouriéz vous lui taire mès larmes!

Unter jenen Bäumen schrieb Gœthe an Johanna Fahlmer nach Frankfurt:

Liebe Tante! In freyer Lufft! einem Uralten Spaziergang hoher vielreih kreuzender Linden. Wiese dazwischen das Münster dort! dort die Ill. Und Lenz lauft den Augenblick nach der Stadt. Ich habe schon ein Mittagessen bestellt hier nah bey u. s. w. er kommt wieder etc. — Diese alte Gegend, iezt wieder so neu! — Mittwoch den 24. May 1775 — eine Viertelstunde von Strasburg. G. (Hirzel-Bernays der junge Gœthe III 88).

Gœthe verabschiedete sich von dem Freunde mit dem Stammbuchverse:

> **Zur Erinnrung guter Stunden,**
> **Aller Freuden, aller Wunden,**
> **Aller Sorgen, aller Schmerzen,**
> **In zwei tollen Dichter Herzen**
> **Noch im letzen Augenblick**
> **Lass ich Lenzzen dies zurück.**[1]

Damals stand die Freundschaft beider Dichter, welche neben einander auf dem deutschen Parnass genannt zu werden pflegten, im Zenith.

Im November 1775 wurde Gœthe von dem Herzog Karl August nach Weimar berufen. Lenz verblieb den Winter in Strassburg und erfüllte damals sein Herz mit einer neuen Liebe zu Henriette Waldner von Freundstein, der späteren Frau von Oberkirch.

Endlich im März 1776 riss er sich aus den Strassburger Verhältnissen los. Not einerseits, andererseits die schmeichelhafte Hoffnung, eine ähnliche Stellung wie Gœthe zu erringen, trieben ihn nach Weimar. Er war dem Herzog bei dessen Aufenthalte in Strassburg vorgestellt worden und träumte sich in den Gedanken, durch eine Schrift über Soldatenehen der Regenerator des sächsischen Kriegswesens zu werden, sowie der Dichter Gœthe sich dem Herzog bereits durch seine juristischen Kenntnisse nützlich zu machen gewusst hatte.

Lenzens Ruhm befand sich damals auf dem Gipfel. Mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit, mit Lavater, Pfenninger, Zimmermann, Merck, Herder, Jacobi stand er in persönlichem oder brieflichem Verkehr; seine Fehde mit Wieland, die er bei seiner Uebersiedelung nach Weimar beizulegen suchte, hatte nicht zum geringen Teile zu seiner Berühmtheit beigetragen.

Von Merck in Darmstadt freundlich empfangen, von Klinger in Frankfurt mit fürstlichen Ehren eingeholt und bei der Frau Rat aufs trefflichste bewirtet, erhielt Lenz auf dem Wege nach Weimar die Trauerbotschaft, dass Fräulein von Waldner die Braut des Herrn von Oberkirch geworden sei. Seine Erregung spiegelt sich in jenem Briefe an Lavater wieder, in welchem er dem väterlichen Freunde die eigentümliche Zumutung stellt, der

[1] Ueber diesen Stammbucheintrag siehe weiter unten.

ihm wenig oder gar nicht bekannten Dame in aller Form von solcher Verbindung abzuraten.[1]

Am Musenhof in Weimar wurde der ungerufene Gast mit Wohlwollen aufgenommen. Bald war er verschlungen vom angenehmen Strudel des Hofes, war den ganzen Tag «oben beim Herzog» und durfte ihm Lavaters Schriften vorlesen. Allein dieser glatte Boden war für den unerfahrenen Jüngling, der Taktlosigkeiten für Geniestreiche ansah, auf die Dauer zu gefährlich.[2]

Bereits am 24. April hatte Lenz nach Gœthes Ausdruck eine Eselei begangen, da er uneingeladen auf dem Hofball erschien und eine Adlige zum Tanz zu führen sich anschickte. Am 29. Nov. verzeichnet Gœthe eine neue «Eselei Lenzens» in sein Tagebuch. Die Sache war so schlimm, dass der Dichter vom Herzog binnen 24 Stunden des Landes verwiesen wurde.

Was die Ursache dieser strengen Massregel gewesen, ist, wie bei Ovids Verbannung, bis jetzt geheim geblieben, da sich die Beteiligten, wie es scheint, unverbrüchliches Stillschweigen gelobt haben. Ohne Zweifel waren Gœthe und die Frau von Stein angegriffen. Von Gœthe gesteht es Lenz selbst in seinem Briefe an Herder den 30. Nov. 1776.[3] Auf Frau von Stein, auf deren Gute Lenz im September und Oktober 5 Wochen hatte verweilen dürfen, deuten folgende abgerissene Sätze, welche Lenz seiner Gewohnheit nach auf das Kouvert eines Briefes von Rœderer hingeschrieben hat. Die Mitteilung derselben verdanke ich der Güte Falcks:

«Hat sie mich davon vorher warnen lassen durch ihn?[4] Und ich suchte das nicht zu hindern».

«Nur wenn alles gethan ist den letzten Genuss um ihr sagen dass ich sie erwarte».

«schändlich kalte Tugend, die uns zwingt Aufopferungen gegen einen Freund zu machen den wir hernach dafür nicht lieben können».

«der alles hingiebt, zuletzt das Leben und nichts thut, weil es nicht das Herz hat . . .»

[1] Dorer-Egloff S. 161.

[2] Brief Wielands an Merck vom 13. Mai: Lenz am Hofe! — Was dünkt euch dazu? Seit er hier ist, ist kaum ein Tag vergangen, wo er nicht einen oder den andern Streich ausgeführt, der jeden andern als ihn in die Luft gesprengt hätte. Dafür wird er nun freilich auch was Rechtes geschoren.

[3] Aus Herders Nachlass I, S. 245.

[4] Ebenso Lenz im Briefe an Herder (Aus Herders Nachlass I, S. 244): «Hätte ich Gœthens Winke nur eher verstanden! Sag' ihm das.»

« stum den Weg zum Vater ».[1]

« Sobald mein Platz ein anderer ausfüllen kann, warum ihn nicht verlassen? Sobald aber dies gethan ist, gehe ich. Es ist Gott, der mich ruft. Im Frieden ist auch im Mil.[2] nichts zu thun für mich ».

« Quisquis ubique habitat maxime nusquam habitat ».

Die Worte Gœthes an die Frau von Stein[3] «die Sache reisst so an meinem Innersten, dass ich dadran wieder spüre, wie tüchtig es ist und was aushalten kann» lassen die Schwere des Vorfalls erkennen.

Der Streich, den sich Lenz hatte zu Schulden kommen lassen, war gewiss kein sittlich tadelnswerter; wie hätte sonst der Theologe Herder die Vermittelung übernehmen können. Goethe spricht von einer « Eselei », Wieland sogar nur von einer « Impertinenz ».[4] Deshalb konnte auch Lenz, indem er eine von unbekannter Hand dargebotene Unterstützung mit Stolz zurückwies, von einem « unbewussten Verbrechen » reden und um «Gerechtigkeit» bitten. Allein die Taktlosigkeit war nun einmal begangen, die seinen weiteren Aufenthalt in Weimar unmöglich machte.

Am 1. Dez. 1776 verliess Lenz Weimar, um bei seinem treuen Freunde Schlosser, Goethes Schwager, in Emmendingen bei Freiburg eine Zufluchtsstätte zu suchen. Aber ruhelos schweifte er am Oberrhein umher. Wir finden ihn bei Lavater in Zürich oder auf Gebirgsreisen in der Schweiz. Nachdem bei Kaufmann in Winterthur Herbst 1777 der erste eigentliche Wahnsinnsausbruch erfolgt war, tauchte er plötzlich bei Friederike in Sesenheim auf und wird von da als tobsüchtig nach Strassburg geschafft.[5] Den 20. Januar 1778 erscheint er in bitterer Winterkälte vor der Thür des Menschenfreundes Oberlin im Steinthal, um auf's neue nach herzzerreissenden Selbst-

[1] Vergl. das Gedicht «An meinen Vater. Von einem Reisenden», Tieck, Lenz' Schriften III, S. 266.

[2] Vergl. Brief Lenzens an Salzmann aus Kochberg 23. Oct. 1776 (Stœber, Der Dichter Lenz S. 84): Vielleicht sehen Sie mich einmal in herzoglich sächsischer Uniform wieder. Doch das unter uns.

[3] Gœthes Briefe an Frau v. Stein I, S. 72.

[4] Deutscher Merkur 1777 Juli S. 11.

— Der Junker zieht
Wie Bruder L(enz)
Sich aus der ersten
Impertinenz
Durch eine zweite.

[5] Gœthe, Biographische Einzelheiten. Vgl. Falck, Friederike Brion S. 69.

mordsscenen [1] nach Strassburg und von da durch seinen Freund Rœderer zu Schlosser nach Emmendingen gebracht zu werden. Hier erreichten Lenzens Wahnsinnsausbrüche den höchsten Grad. Nachdem Klinger vergebens eine Kaltwasserkur mit dem Unglücklichen versucht, [2] musste Schlosser den 8 April 1778 an Rœderer berichten: [3]

« Lenz hat ein Recidiv bekommen und ist nun ganz rasend. Er muss an Ketten liegen und wird täglich und Nachts von 2 Mann bewacht. Da sein Puls dabey ganz natürlich geht, so müssen wir und der Arzt seine Manie für unheilbar halten. Wir sind nun entschlossen ihn ins Frankfurter Tollhaus zu bringen, das mehr ein Spital, als ein Tollhaus ist. Da soll wöchentlich 3 Gulden für gezahlt werden. Rechne ich die Nebenkosten, seine bessere Verpflegung dazu, so kans auf 20 Louisdor kommen. Ich werde in der Schweiz und Colmar dafür Subscriptionen sammlen; auch habe ich darüber nach Weimar geschrieben. Suchen Sie doch auch in Strassburg durch Sich oder Salzmann was zu erhalten. Ich habe in der Zeit, als er bey mir war, erstaunlich gelitten. Sein Tod würde mir der grösste Trost seyn. »

Doch liess Schlosser den Gedanken an das Frankfurter Tollhaus fallen, als sich die Tobsucht in Trübsinn abschwächte. Seitdem wurde Lenz auf Kosten seiner Freunde, zu denen auch der Herzog von Weimar einen Beitrag stellte, zuerst einem Chirurgus, später einem Schuhmacher Süss zur Pflege übergeben, zu dessen Sohne Konrad der Arme eine unendlich rührende Neigung gewann.

Endlich im Sommer 1779 rührte sich Lenzens Familie, an welche sich Schlosser bereits das Jahr zuvor ohne Erfolg gewandt hatte. Man kann es ihm, der soviel für den Unglücklichen gethan, wahrlich nicht verübeln, dass er in einem Briefe an Sarasin seinem Unmut über das Verhalten des Superintendenten Lenz die Zügel schiessen liess. «Der Herzog von Weimar, schreibt er, [4] bezahlt die Kost. Aber sein Vater ist ein eingefleischter Schurke, der mir gar nicht mehr antwortet, seitdem ich ihm sagte, dass seine Schuldigkeit erfordere, Sorge für seinen Sohn zu tragen.» Erst im Juli 1779 kam der ältere

[1] A. Stœber, Der Dichter Lenz S. 11 ff.

[2] M. Rieger, Klinger S. 259.

[3] A. Stœber, J. G. Rœderer und seine Freunde S. 69.

[4] R. R. Hagenbach, Jakob Sarasin und seine Freunde in den Beiträgen zur vaterländischen Geschichte IV, Basel 1850 S. 102.

Bruder Karl Heinrich Gottlieb Lenz, um den Unglücklichen über Lübeck nach Riga heimzuführen. Er fand ihn bis auf eine unglaubliche Schüchternheit wieder hergestellt. Strassburg aber musste er, so leid es ihm that, mit ihm vermeiden. Mit welchen Gefühlen er die Thürme von Riga wieder erblickte, schildert der Arme in einem bewegten Abschiedsbriefe an Friederike von Sesenheim.[1]

Von da ab verliert sich unsere Kenntnis von des Dichters Schicksal ins Ungewisse. Vergebens machte sich Lenz Hoffnung auf das Rektorat der Rigenser Domschule, auch die Familie suchte sich seiner zu entledigen. Von Riga kam er nach Petersburg, von dort nach Moskau, wo er eine kurze Zeit als Hauslehrer lebte, um in immer tieferes Elend zu versinken. Man nannte ihn den kleinen oder verrückten Lenz; er trank, machte Schulden, Anfälle von Wahnsinn wiederholten sich, zuletzt hatte er keine feste Wohnung mehr. So fand man ihn in einen alten zerrissenen Mantel eingehüllt am Morgen des 24. Mai 1792 todt in den Gassen von Moskau.[2]

So starb ein grossbeanlagter Dichter, der eine Zeitlang neben Gœthe auf dem deutschen Parnass geglänzt hatte, als ein Opfer der Sturm- und Drangperiode, deren eigentlicher Typus er nach seinen Verdiensten und Schwächen genannt werden darf.

«Von allen verkannt, sagt sein Nekrolog,[3] gegen Mangel und Dürftigkeit kämpfend, entfernt von allem, was ihm theuer war, verlor er doch nie das Gefühl seines Werthes; sein Stolz wurde durch unzählige Demüthigungen noch mehr gereizt, und artete endlich in jenen Trotz aus, der gewöhnlich der Gefährte der edeln Armuth ist. Er lebte von Almosen, aber er nahm nicht von Jedem Wohlthaten an und wurde beleidigt, wenn man ihm ungefordert Geld oder Unterstützungen anbot, da doch seine Gestalt und sein ganzes Aeussere die dringendste Aufforderung zur Wohlthätigkeit waren.»

II. Gœthes Urteil über Lenz.

Der Erste, welcher Lenzens Andenken der Vergessenheit entriss, war Ludwig Tieck, welcher 1828 seine gesammelten Werke in einer allerdings unzulänglichen Ausgabe veröffent-

[1] Falck, Friederike Brion, Berlin 1884, S. 73.
[2] Jegor v. Sievers, J. M. R. Lenz. Riga 1879.
[3] Allgemeine Literaturzeitung 1792. Intelligenzblatt Nr. 99.

lichte. Nach ihm haben Stœber, Düntzer, Dorer-Egloff, Falck, Sivers und andere aus bisher ungedruckten Quellen das Lebensbild des Dichters zu vervollständigen sich bemüht.

Dennoch gilt noch heute von Lenz das geflügelte Wort: «Von der Parteien Hass und Gunst verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.» Nachdem Gervinus in seiner Literaturgeschichte[1] den Armen in dem Bewusstsein eines Mannes, der auf den Schultern anderer steht, mit catonischer Strenge abgekanzelt, leistete Gruppe, dem Vorgang Dorer-Egloffs folgend, in einer phantasiereichen Monographie[2] dem unglücklichen Dichter den schlechten Dienst, Lenz über Lenz selbst erheben zu wollen. In neuester Zeit hat Hettner in seiner Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts das von Gervinus gefällte Urteil im wesentlichen wiederholt,[3] dagegen Falck, Urlichs[4] und Erich Schmidt[5] den Wert des Menschen und Dichters in ein besseres Licht zu rücken gesucht.

Immerhin ist eine schon von Gœthe[6] ersehnte Darstellung des Lenzischen Lebens und Dichtens in einer erschöpfenden Arbeit noch nicht erschienen und kann naturgemäss so lange nicht erscheinen, als der umfangreiche biographische und literarische Nachlass des Dichters, der vor und nach seinem Tode verzettelt wurde, noch immer in Privathänden ruht.

Möchten doch die glücklichen Besitzer desselben ihre handschriftlichen Schätze, auf deren Veröffentlichung die literarische Welt nun so lange gespannt ist, ohne jede Anmerkung sofort herausgeben.[7] Es wäre damit der Wissenschaft ein ungleich besserer Dienst geleistet, als mit jenen Angriffen, wie sie neuerdings auf die verdienstlichen Publicationen Falcks unternommen worden sind. Denn verdienstlich ist jede Publication, welche neues Material herbeischafft; auf die Sicherung des Urteils kommt es erst in zweiter Instanz an, und wird noch manches Wasser ins Meer fliessen, ehe ein abschliessendes Votum in

[1] IV, S. 656 ff.

[2] Reinhold, Lenz Leben und Werke. Berlin 1861.

[3] III, 1. S. 235 ff.

[4] Deutsche Rundschau 1877, S. 254-292: Etwas von Lenz.

[5] Lenz und Klinger, Zwei Dichter der Geniezeit. Berlin 1878

[6] Dichtung und Wahrheit III, 14. S. 146.

[7] In der Alsatia 1868 S. 174 verkündet Aug. Stœber, dass Freiherr von Maltzahn schon seit längerer Zeit eine Sammlung von Lenz' Gedichten und kleinen Schriften vorbereite. Heute schreiben wir 1887, ohne dass diese Sammlung erschienen ist.

der selbst von Gœthe als schwierig bezeichneten Lenz-Frage erfolgen kann.

Da mithin die Quellen noch nicht abgeschlossen sind, kann es auch nicht Zweck dieser Arbeit sein, eine auf die Erwägung aller einschlägigen Momente gegründete Beurteilung des Dichters Lenz zu geben; nur einige wichtige Bausteine zu einer zukünftigen Biographie und zum Verständnis seiner in Strassburg entstandenen Werke gedenke ich beizutragen, die, da sie aus urkundlichem Materiale bestehen, ihren Wert in sich selber bergen. Leicht mag es den glücklichen Besitzern des Lenz-Nachlasses sein, über Ereignisse seines Lebens sich kurzer Hand aus den Papieren des Dichters zu belehren, schwerer wird es dem Forscher in fremdem Lande, die Urkunden selbst erst aufzuspüren, aus denen sichere Schlüsse gewonnen werden können.

Für die Charakterisierung des Dichters Lenz ist von jeher der Anfang des 14. Buches von Gœthes Dichtung und Wahrheit als klassischer Ausgangspunkt angesehen worden. Welche Mühe hat sich hier der Meister psychologischer Malerei gegeben, um das indefinible Wesen Lenzens in einen einigermassen sicheren Rahmen zu bannen. Gœthe sagt dem früheren Freunde einen entschiedenen Hang zu zweckloser Intrigue nach und führt wie zum Beweise folgende seltsame Geschichte aus seinem Leben an:

« Man hatte ihn mit livländischen Kavalieren[1] nach Strassburg gesandt und einen Mentor nicht leicht unglücklicher wählen können. Der ältere Baron ging für einige Zeit ins Vaterland zurück und hinterliess eine Geliebte, an die er fest geknüpft war. Lenz, um den zweiten Bruder, der auch um dieses Frauenzimmer warb, und andere Liebhaber zurückzudrängen und das kostbare Herz seinem abwesenden Freunde zu erhalten, beschloss nun selbst sich in die Schöne verliebt zu stellen oder, wenn man will, zu verlieben. Er setzte diese seine These mit der hartnäckigsten Anhänglichkeit an das Ideal, das er sich von ihr gemacht hatte, durch, ohne gewahr werden zu wollen, dass er so gut als die Uebrigen ihr nur zum Scherz und zur Unterhaltung diene Desto besser für ihn! Denn bei ihm war es auch nur Spiel, welches desto länger andauern konnte, als sie es ihm gleichfalls spielend erwiderte, ihn bald anzog, bald abstiess, bald hervorrief, bald hintansetzte. Man sei überzeugt, dass wenn er zum Bewusstsein kam, wie ihm denn das zuweilen zu geschehen

[1] In den biographischen Einzelheiten unter «Lenz» schreibt Gœthe richtig: «kurländischen Edelleuten.»

pflegte, er sich zu einem solchen Fund recht behaglich Glück gewünscht habe.

« Mündlich und nachher schriftlich hatte er mir die sämmtlichen Irrgänge seiner Kreuz- und Querbewegungen in Bezug auf jenes Frauenzimmer vertraut; die Poesie, die er in das Gemeinste zu legen wusste, setzte mich oft in Erstaunen, so dass ich ihn dringend bat, den Kern dieses weitschweifigen Abenteuers geistreich zu befruchten und einen kleinen Roman daraus zu bilden; aber es war nicht seine Sache, ihm konnte nicht wohl werden, als wenn er sich grenzenlos im Einzelnen verfloss und sich an einem unendlichen Faden ohne Absicht hinspann. »

Es ist erklärlich, dass man an die Existenz jener verliebten Kreuz- und Querzüge, bei welchen Lenz eine wenig glänzende Rolle spielte, im Interesse des Dichters nicht recht glauben wollte. Gruppe ignorirt sie, Dorer-Egloff meint S. 155: In dieser Erzählung scheint so viel Kombination zu liegen, dass man es wohl niemanden verargen wird, wenn er in die Wahrheit derselben einigen Zweifel setzt und glaubt, dass in der Erzählung nur ein Plan für einen zu schreibenden Roman, nicht aber geschichtliche Wahrheit enthalten sei; auch Erich Schmidt fühlt sich geneigt, von einer «romanhaften Beichte» zu sprechen.[1]

Bei solchen Zweifeln ist es wohl gerechtfertigt, eine genaue historische Untersuchung anzustellen; handelt es sich doch nicht nur um die Glaubwürdigkeit der Gœthe'schen Kritik an einer einzigen Stelle, sondern, da dieselbe einen Ausgangspunkt für die ganze Beurteilung bildet, die man Lenz hat zu teil werden lassen, um die Sicherung des Gœthe'schen Urteils über Lenz überhaupt.

III. Bisherige Dokumente.

Den zunächst zu liefernden Beweis, dass ein solches Liebesverhältnis des kurländischen Barons in Wirklichkeit vorhanden, hatte schon Dorer-Egloff in Händen. S. 179 seiner Schrift citiert er folgenden Brief Lenzens an Lavater vom Juni 1774, als letzterer sich zur Badereise über Strassburg und Frankfurt nach Schwalbach aufmachen wollte:[2]

[1] Lenz und Klinger S. 14.

[2] Ich gebe das Briefexcerpt nach der von Falck genommenen Abschrift des Originalbriefes.

«Ich bin Gesellschafter eines Kurländischen Cavaliers der im Begrif steht nach Hause zurückzugehn, mich hier zu lassen. Ich zählte darauf weñ du laut deiner vorigen Briefe in drey—vier Wochen abreisetest, er würde gegen diese Zeit verreist und ich frey seyn. Also würden wir dir förmlich entgegen reisen, dich herholen können etc. So aber muss grad itzt das Schicksal seinen jüngern Bruder der bey einem andern Regiment steht mit seinem Regiment gegen den Tag deiner Abreise hieherführen (den 11. haben sie Ordre erhalten auszumarschiren) der Bruder erwartet ihn, um ihn noch das letzte mal vor seiner Heimreise hier zu sprechen und ich in die allergeringsten ihrer beyden Geschäfte verwickelt darf mich nicht von ihnen trennen — besonders da diese Reise in dem ganzen Lebenslauf des ältesten Epoque macht.»

Die geheimnisvollen Schlussworte, bezogen auf Gœthes Aeusserung «der ältere Baron ging für einige Zeit ins Vaterland zurück und hinterliess eine Geliebte, an die er fest geknüpft war» konnten Dorer-Egloff zu dem Schlusse führen, dass es sich bei jener Reise um die Einwilligung der Eltern in die bürgerliche Ehe ihres Sohnes gehandelt haben möchte. Ja, die bezeichnenden Worte Gœthes «er hinterliess eine Geliebte, an die er fest geknüpft war,» konnten ihn zu der Vermutung leiten, dass hier mehr als ein mündliches Versprechen gegeben war. Und wirklich hat dies schriftliche Eheversprechen des Herrn von Kleist auf Lenzens Einbildungskraft so grossen Eindruck geübt, dass er, der, wie die Dichter jener Zeit überhaupt, seinen Dichtungen reale Erlebnisse zu Grunde legte, dasselbe in seinem Drama, «die Soldaten» und in dem kleinen Roman «Zerbin oder die neuere Philosophie» verwertet hat.

Die Soldaten spielen eigentlich in Strassburg. Die nur auf Strassburg passende «Rheinluft»[1] verrät dies, trotzdem zur Verschleierung der Thatsachen als offizielle Oertlichkeiten Lille und Armentières figurieren. In Strassburg also liebt die bürgerliche Marie Wesener den adligen Offizier Desportes, der zu ihren Gunsten ein versiegeltes Eheversprechen bei einem Notar hinterlegt hat, sie aber schmählich im Stich lässt. Marie geht in Leidenschaft und Elend zu Grunde, Desportes aber, der das Schicksal Weisslingens teilt, wird von Stolzius, Mariens verschmähtem Bräutigam, der mit Lenz zusammen unverkennbare Züge zu Brakenburg geliefert hat, aus Rache vergiftet.

[1] Akt II Sc. 2.

Zerbin ist Lenz selbst. Von Gellert empfohlen, wird der junge Magister der Mathematik Mentor eines Grafen Altheim in Leipzig, bei dem er, wie Lenz bei seinen kurländischen Baronen, Wohnung und Tisch frei hat. Ihn und den sächsischen Officier Hohendorf unterrichtet Zerbin in Mathematik und doppelter Baukunst, wie denn auch Lenz sich gern als einen Kenner artilleristischer Wissenschaft ausgab. Nach allen dreien wirft Renata Freundlach ihre Netze aus. Allein Hohendorf zieht sich langsam zurück, «da er schon eine Frau hatte, zwar nur von der linken Seite, der er aber ein besiegeltes Versprechen, sie gleich nach seines Vaters Tode zu heirathen, in den Händen eines königlichen Notars hinterlassen hatte.» u. s. w.

Wie Lenz in Zerbin, die beiden Kleist in Altheim und Hohenthal, die Braut des ältesten Kleist in Renata wiederzufinden ist, so spielt in den Soldaten Lenz die Rolle des Feld- und Sittenpredigers Eisenhardt, die Offiziere Desportes und Mary sind die beiden Kleist, die Braut heisst hier Marie Wesener.

Bei dieser quellenmässigen Uebereinstimmung — hier wie dort wird die Liebesgeschichte und das notarielle Eheversprechen des Kurländers der Angelpunkt des Ganzen — an der Existenz jenes Eheversprechens zweifeln zu wollen, ist unstatthaft. Ueberdies schreibt Lenz im März 1776, nachdem er Strassburg verlassen hatte, aus Darmstadt an Herder,[1] dem er seine Soldaten im Juli 1775 zugeschickt hatte:

Sub iuramento mysterii.

«Ich will Dir alles sagen, Herder! Das Mädchen, das die Hauptfigur meiner «Soldaten» ausmacht, lebt gegenwärtig in der süssen Erwartung, ihren Bräutigam, das *(sic!)* ein Offizier ist, getreu wiederkehren zu sehen. Ob der's thut oder sie betrügt, steht bei Gott. Betrügt er sie, so könnten die «Soldaten» nicht bald genug bekannt gemacht werden, um den Menschen zu zerscheitern oder zu seiner Pflicht vielleicht noch zurückzupeitschen. Betrügt er sie nicht, so könnte vielleicht das Stück ihr ganzes Glück und ihre Ehre verderben, obschon nichts als einige Farben des Details von ihr entlehnt sind und ich das Ganze zusammengelogen habe — Das ist die Bewandtniss: nun entscheide!

[1] Aus Herders Nachlass, herausg. v. Düntzer u. Herder I. S. 239.

Wenigstens müsste in ein Zeitungsblatt gesetzt werden, das Stück wäre von einem gewissen Theobald Steenkerk aus Amsterdam geschrieben worden, damit wenigstens bei den Stadtwäschern, die nichts weiter als Detail drin sehen, vor zu grossen Unverschämtheiten eine Sperrkegel gelegt würde. Meine Exemplare kommen nicht aus den Händen.»

«Dürfte ich doch fragen, ob Zimmermann oder Merck die Exemplare von «den Soldaten» bekommen hat, schreibt Lenz an Herder aus Weimar den 9ten Juni 1776.[1] Ich habe selbst keins, auch niemand schicken können und hier sind sie auch im Buchladen nicht. Nach Strassburg dürfen sie nicht gehen.»

Endlich, als Lenz nach der Weimarer Katastrophe sich dem Elsass wieder nähert, weiss derselbe seinen stärkeren Freund Klinger, dem es, wie er ihn kannte, eine Kleinigkeit sein musste, sich mit einigen französischen Offizieren zu duellieren, durch Bitten zu bewegen, die Autorschaft der bereits gedruckten «Soldaten» auf sich zu nehmen.

Am 6. März 1777 schreibt letzterer an den Leipziger Verleger Reich.[2] «Ich bin gegenwärtig genöthigt, Ew. Hoch. Edl. zu melden, dass nicht Lenz, sondern Ich Verfasser der Soldaten bin.»

Schon das Schablonenhafte dieser Erklärung lässt die Unwahrheit des Gesagten erkennen. Auch that Reich, der das Lenz'sche Manuscript soeben gedruckt hatte, dem vermeintlichen Autor den Gefallen nicht, dessen Namen statt desjenigen des Lenz zur Angabe der Autorschaft in den nächsten Messkatalog zu setzen. Der berühmte Arzt Zimmermann, welcher im Verein mit Herder den Druck bei Reich vermittelt hatte, kannte den Grund, der Klinger auf Bitten seines schwächeren Freundes veranlasst hatte, die gefährlichen Folgen der Autorschaft auf sich zu nehmen. «Vermuthlich waren die Originale, schreibt er, in Strassburg, wo er bis hierher gelebt hat und wo dieses sehr unangenehme Folgen bei den dasigen Officiers für ihn hätte haben können.»

Uebrigens hat später Klinger selbst am 17. Oktober 1819 in einem Schreiben an den durch seine Beschäftigung mit Lenz bekannt gewordenen Dr Dumpf in Eusekull in aller Form die erheuchelte Autorschaft widerrufen:[3]

[1] Aus Herders Nachlass, I, S. 242.

[2] M. Rieger, Klinger S. 406; vgl. Archiv für Literaturgeschichte II, 245 ff.

[3] M. Rieger, Klinger in der Sturm- und Drangperiode 1880 S. 222.

«Lenz war in Strassburg und hatte die Soldaten, ein Lustspiel, geschrieben. Auf einmal glaubte er wirklich Ursache zu haben oder bildete es sich nur ein, er habe durch seine Comedie das französische Militair sehr beleidigt, und dieses ginge mit dem Gedanken um, Rache dafür an ihm zu nehmen. Er schrieb mir sehr ängstlich und bat mich dringend, seinem Verleger zu schreiben, ich sey der Autor des Stüks und er habe schon ohne meine Erlaubniss in Strassburg dasselbe ausgebreitet. Weil ich nun glaubte, ihn am besten von seiner Angst zu heilen, wenn ich seinen Wunsch erfüllte, so schrieb ich an seinen Verleger und meine Antwort zeigt Lenzen das Misstrauen, welches mir von seiner Seite diese Erfüllung einflösste. Indessen der Verleger that nichts davon, das Militair dachte nicht an Lenz und er hielt sich für sicher.»

Beziehen sich nun auch die von Lenz gefürchteten Folgen lediglich auf die Schilderung des lockeren Lebens der Strassburger Offiziere, wie sie uns in den Nebenscenen der Soldaten entgegentritt, so ist doch aus den erwähnten Briefen Lenzens an Herder nicht minder ersichtlich, dass auch der Kleist'sche Liebeshandel, den er dramatisiert hatte, ihm Sorge verursachte. Deshalb sollten die Soldaten, wie Lenz am 20. November 1775 an Herder von Strassburg schrieb,[1] nicht binnen Jahresfrist gedruckt werden, weil erst nach Ablauf dieses Termines das Glück jener Strassburger Dame, der Braut des Barons von Kleist, gesichert schien.

Nach diesen Ausführungen ist das Kleist'sche Eheversprechen, welches den Lenz'schen Dichtungen zu Grunde liegt, eine historisch beglaubigte Thatsache. Dass aber Gœthe nicht nur das Eheversprechen kannte, sondern auch über Lenzens seltsames Eingreifen in diese Liebesangelegenheit so genau unterrichtet sein konnte, wie er in Dichtung und Wahrheit verrät, dafür haben wir seit 1877 eine ausführliche Urkunde an dem Tagebuch des Dichters Lenz aus dem Jahre 1774, welches, in langjährigem Besitze Gœthes, sämmtliche Irrgänge der Kreuz- und Querbewegungen mit jener Strassburger Bürgerstochter enthält.

Ohne Zweifel hat sich jenes Tagebuch unter denjenigen Lenziana befunden, welche Gœthe im Jahre 1797 zur Veröffentlichung an Schiller geschickt hat. Der kleine Roman «Der Waldbruder ein Pendant zu Werthers Leiden» erschien in den Horen 1797, «Die Liebe auf dem Lande» im Musenalmanach 1798; das Tagebuch jedoch blieb liegen, bis es Urlichs in der

[1] Aus Herders Nachlass I, S. 234.

Originalhandschrift des Dichters im Schillerarchiv zu Greifenstein entdeckte und in der deutschen Rundschau 1877 veröffentlichte.

Das ursprünglich, wie Lenz selbst angiebt, in fremder, wahrscheinlich in italienischer, Sprache abgefasste und dann für Gœthe ins Deutsche übersetzte Tagebuch, umfasste 30 Herbsttage des Jahres 1774. Wer noch irgend einen Zweifel an der Existenz jenes Kleist'schen Verlöbnisses hegen wollte, musste schon durch die Einleitung eines Besseren belehrt werden.

Nach dieser hatte der verliebte Baron, dem Lenz den ehrenvollen Namen «Scipio» verleiht, als ein Freier für «Araminta» erschien, sie und die Eltern durch ein schriftliches Eheversprechen und Verschreibung einer ungemein hohen Summe Geldes zur Sicherheit, welche Verschreibung bei einem königlichen Notar versiegelt niedergelegt ward, dahin gebracht, letzterem den Abschied zu geben. In dem Eheversprechen hatte er unter anderem sich verpflichtet, in höchstens einem Jahre zu seinem Vater zu reisen und dessen Einwilligung auszuwirken.

Im übrigen enthält das Tagebuch folgende historisch fixirbare Einzelheiten: Die Ereignisse spielen in Strassburg. Das Haus, in welchem Aramintens Eltern wohnen, steht am Paradeplatz[1] (dem heutigen Kleberplatz). Auf diesem Platze unter Aramintens Fenstern spaziert Lenz mit einem guten Freunde S—n (Salzmann) auf und ab.[2] Am Abend des 24. Tages ist er mit dem Freiherrn von Hompesch und dessen Mentor, dem Dichter Werthes, im Hotel zum Geist an der Nikolausbrücke zusammen[3] und schreibt am 30. Tage einen Brief an Goethe aus Jungfer Lauths Hause in der Krämergasse.[4]

Wie Ulrichs nachgewiesen, spielen die Ereignisse im September und Oktober 1774.[5] Das Jahr lässt sich aus Jacobis Briefwechsel durch die Anwesenheit jenes Freiherrn von Hompesch in Strassburg, der Monat durch die in dem Tagebuch erwähnte Weinlese bestimmen. Dass die Barone, deren Gesellschafter Lenz war, von Kleist hiessen, ergeben die Briefe des Dichters an Salzmann.[6] «Es sind ihrer drei,» bemerkt Lenz selbst im Tagebuch.[7] Der älteste, mit dem Beinamen Scipio, war der Bräutigam, mit dem zweiten hatte Lenz den Sommer 1772 in Fort-Louis und Landau zugebracht, der jüngste wird

[1] S. 280. [2] S. 275. [3] S. 285. [4] S. 292. [5] S. 255.
[6] A. Stœber, Der Dichter Lenz. [7] S. 284.

n dem Tagebuch unter dem Namen «Schwager» eingeführt. Den Namen der Eltern der Braut erfahren wir ebenso wenig, wie denjenigen der älteren Schwester, die als eine gefeierte Konzertsängerin in Strassburg erwähnt wird. Die Braut selbst wird zwar im Tagebuch «Araminta» genannt, doch ist dieser Name gewiss ebenso erfunden, wie derjenige «Scipio» für ihren Bräutigam. Nur an einer einzigen Stelle (S. 277) nennt Lenz aus Absicht oder Vergesslichkeit Araminta auch «Clephchen»; ob letzterer der wahre Name sei, bleibt einstweilen dahingestellt.

Der indirekte Beweis also, dass jenes Kleist'sche Verlöbnis in Wirklichkeit existiert habe, ist somit erbracht. Wenn demgemäss aber v. Löper in Anm. 524 zu Dichtung und Wahrheit erklärt: «das Thatsächliche der ferneren Erzählung von Lenz und der Kurländer Liebesverhältniss ist nicht ermittelt,» so reizt er dadurch den Historiker, auch den direkten Beweis der Thatsachen zu erbringen.

Wäre es nicht möglich, so fragte ich mich, die bisher unbekannten Namen und Lebensschicksale der Beteiligten zu erforschen, damit die geschichtlichen Voraussetzungen des Gœthe'schen Urteils über Lenz für alle Zeiten beglaubigt würden? Manche Beweismittel für jene entfernte Zeit sind zwar in den Revolutionsstürmen von 1793 und im Bombardement von 1870 für immer zu Grunde gegangen, allein es bleiben uns noch Standesregister, Stadtplan von 1765, die Akten des städtischen und des Bezirksarchivs sowie die reichen Hülfsmittel der in der hiesigen Universitäts- und Landesbibliothek enthaltenen Heitz'schen Bücher- und Handschriften-Sammlung. Versuchen wir es deshalb, Alt-Strassburg vor 100 Jahren von den Toten zu erwecken, vielleicht ist der Erfolg der Bemühungen wert!

IV. Neue Dokumente.

1. Name und Wohnung der Familie.

Pflegte Lenz nach seinen eigenen Worten die Details seiner Dichtungen der Wirklichkeit zu entlehnen, so ist der Vater der Braut nach dem Tagebuch Kaufmann, nach dem Personenverzeichnis der Soldaten Galanteriehändler, nach dem Inhalt des Stückes aber Juwelier gewesen.

Akt I Sc. 3:

Wesener: Wie befinden sich denn die werthen Eltern, werden die Tabatieren doch erhalten haben —

Desportes: Ohne Zweifel, ich bin nicht bei ihnen gewesen. Wir werden auch noch eine Rechnung miteinander haben, Vaterchen.

Wesener: O das hat gute Wege, es ist ja nicht das erstemal.

— — — —

Desportes: Apropos, lieber Wesener! wollten Sie mir doch nicht einige von Ihren Zitternadeln weisen?

Wesener: Sogleich (geht hinaus).

(Wesener kommt mit einer grossen Schachtel Zitternadeln).

Wesener: Sehen Sie, da sind zu allen Preisen — diese zu 100 Thaler, diese zu funfzig, diese zu hundertfunfzig, wie es befehlen.

Der Juwelierladen befand sich in demselben Hause.

Akt II Sc. 3:

Wesener: Zeig mir her den Brief — ich will ihn unten im Laden lesen.

Im Tagebuch ist die ältere der beiden Schwestern eine gefeierte Konzertsängerin in Strassburg; sie singt italienische Arien, deren Text Lenz übersetzt. «Ich traf auf den Vater, schreibt Lenz S. 273, dem ich einige Höflichkeiten machte wegen des Vergnügens, das uns gestern seine älteste Tochter gegeben, die das erstemal öffentlich zum Bezaubern gesungen hatte.»

Dass das Tagebuch Ereignisse des Septembers 1774 berichtet, wurde oben erwähnt. Nun erzählt der Erbprinz Karl August zu Sachsen-Meiningen, welcher im Jahre 1775 mit seinem jüngeren Bruder Georg zu seiner Ausbildung in Strassburg verweilte, in seinem Tagebuch[1] manches über Strassburger Musikaufführungen, zum Beispiel unter dem Datum Ostersonntag den 16. April folgendes:

«Um 5 Uhr fuhren wir nach dem Bœil[2] des Cordonniers wo eine Gesellschaft von Musikliebhabern worunter auch grosse Meister waren ein Concert Spirituel gab. Zur Bestreitung der Unkosten,

[1] Dieses interessante Tagebuch, aus welchem L. Bechstein, in seinen «Mitteilungen aus dem Leben der Herzoge zu Sachsen-Meiningen, Halle 1856», einige Bruchstücke veröffentlichte, wird, nachdem mir Seine Hoheit der regierende Herzog bereits die allergnädigste Einwilligung zur Herausgabe erteilt, demnächst vollständig erscheinen.

[2] Poêle, Zunftstube.

indem sie den grossen Saal haben decoriren lassen und viele neue Musik hatten kommen lassen, musste die Person für die Entrée 3 Livres bezahlen. Beim Eintritt in den Saal wurden gedruckte Verzeichnisse von Stücken gegeben so gespielt wurden, und ich schicke hier ein solches mit. Niemand hatte sich von dem Concert eine grosse Idee gemacht da die von den vorigen Jahren schlecht gewesen waren und da man überhaupt hier gegen die deutsche Musik eingenommen ist die diese Gesellschaft im gusto bringen will. Von der Noblesse waren auch aus diesen Ursachen nur 2 Damens nehml. Madame de St-Marcin und Madame de Barbiés de Sinon da, das andere waren lauter Offiziers und viele Personen von Condition aus der Stadt so dass doch über 200 Zuschauer waren. Es war schon so voll als wir hinkamen dass wir keine Plätze mehr fanden. Doch durch die Höflichkeit zweier Offiziers von Cravatte bekam ich einen Stuhl und ich fand dass ich neben diesen 2 Herrens sehr gut placiret war denn sie hatten Verstand und Artigkeit. Das Concert selbst war so ausserordentlich schön dass es niemand bereute da gewesen zu sein. Alles war entzückt als Stamniz und Richter nebst andern vortreflichen Meistern sich hören liessen und besonders da Mademoiselle fibig eine Goldschmidtstochter von hier die nur 6 Monathe gelernt hat ihre ganz ausserordentlich vortrefliche Stimme in einer Italiänischen Arie von Piccini hören liess. Es waren sehr viele Offiziers bei dem Orchester welches alles fast Virtuosen sind, das orchester war über 40 Personen stark. Das Concert währte bis 1/4 10 Uhr Abends da man denn sehr zufrieden nach Hause kehrte. Es haben sich sehr viele Leute geärgert dass sie nicht haben wollen hineingehen und man hoft dass die Gesellschaft bald wieder eins geben wird. Ich war sehr froh dass ich dieses Vortrefliche gehört habe welches so schön ist dass es über alle Vorstellung geht. »

Dass sich der Erbprinz in dem Namen der Sängerin nicht geirrt, beweist eine Stelle in einem Briefe Blessigs an Rœderer nach Göttingen, Strassburg den 9. December 1776:[1]

« Manch schönes Weib singt hier seine Arien. Bei Gelegenheit von Singen mus ich Ihnen sagen, dass das Concert auf der Möhrin[2] so vortrefflich seye, als möglich, und dass unter anderen Mdlle. Fibich neulich mit lautem allgemeinem bewundernden Beyfall gesungen haben. »

[1] Aug. Stœber, J. G. Rœderer und seine Freunde S. 156.

[2] Hautemer, Description de la Ville de Strasbourg 1785 p. 106 « Le poêle de la Mauresse. On tenoit encore dans cette salle les assemblées de musique ou Concerts. » Heutiges Café de la Mauresse auf dem Alten Fischmarkt. Die Universitätsbibliothek zu Strassburg besitzt in der Heitz'schen Ansichtensammlung ein altes Aquarell, welches das Gebäude im wesentlichen so darstellt, wie es noch heute aussieht.

Die Vermutung, dass die Strassburger Familie, in welcher Lenz und die Kleists verkehrten, die Familie des Goldschmieds Fibich gewesen, lag mithin sehr nahe.

Da nach dem Tagebuch das Haus derselben am Paradeplatz (Kleberplatz) gestanden haben soll, so nahm ich auf dem hiesigen Stadthause das älteste, bis ins Jahr 1791 zurückreichende Grundbuch des vorigen Jahrhunderts zur Hand, in der Voraussetzung, dass ein Juwelier nach den Verhältnissen jener Zeit auch Hauseigentümer gewesen sein müsse, und fand nach längerem Suchen, indem ich die Strassen der Stadt durchmusterte, als Besitzer des Hauses Rue du Dôme nr. 3 (nach der amtlichen Vergleichungstabelle[1] heutige Nr. 22 in der Münstergasse) eingetragen Fibich Jean Philippe Jouaillier demeurant dans la rue de l'Outre nr. 1 (heutige nr. 1 Schlauchgasse). Letztere Gasse mündet bekanntlich von Osten auf den Kleberplatz.

Da nun in demselben Grundbuch unter nr. 42 Rue vis-à-vis de la Place d'armes (jetzige nr. 15 an den Gewerbslauben) nichts anderes eingetragen steht als maison comprise au nr. 1 rue de l'Outre, so ist bewiesen, dass nr. 15 an dem Kleberplatz und nr. 1 in der Schlauchgasse, welche noch heute zusammen ein Eckhaus ausmachen, auch im vorigen Jahrhundert ein und dasselbe Anwesen waren, was auch durch den Blondelschen Stadtplan von 1765 bestätigt wird. Noch heute hat das Haus Kleberplatz 15 seinen Treppenaufgang Schlauchgasse nr. 1.

Trotzdem Juwelier Fibich ein eigenes Haus in der Münstergasse besass, hatte er doch für sein Geschäft die concurrenzfreie Lage am Parade- oder Kleber- oder Barfüsserplatz vorgezogen und daselbst im Eckhaus an der Schlauchgasse den Laden und zur Wohnung die zweite Etage mit den darüber befindlichen Mansardekammern von dem Banquier Johannes Braun gemietet. Diese Lehnung, stets erneuert, zieht sich, wie ich fand, durch die Kontraktbücher[2] des Stadtarchivs a. 1748 Fol. 568a, a. 1751 fol. 548, a. 1760 fol. 159a, a. 1772 fol. 417[b].

[1] Tableau concernant l'Etat ancien des Inscriptions des rues et du Numérotage des Maisons, publié d'après les documents fournis par l'Administration municipale. Strasbourg 1858.

[2] Die Kontraktstube des Rathauses, in welcher abwechselnd zwei von der Stadt angestellte Notare beschäftigt waren, diente den Bürgern zur Abschliessung notarieller Akten.

Kontraktbuch 1772 fol. 417 b.

Erschienen Hr. Exsenator Johannes Braun der Banquier dahier, dieser hat in gegenseyn H. Rathherr Johann Philipp Fibich des Jnweliers angezeigt und bekannt, das er H. Braun vor sich, seine Erben ihme H. Fibich aufrichtig und redlich verliehen, der auch für sich und seine Erben gleicher gestalten entlehnt zu haben bekanntlich wäre In sein H. Verlehners eigenthumlich zuständig allhie zu Strasburg gegen dem barfüsser platz über ane der Schlauch gass gelegenen Behaussung unten auf dem Boden die zwey an einander, stossende Laden nebst der Kuchen darinnen sich die Ess befindet, ferner auf dem zweyten Stock des Vordern Hauses Eine Stub, Kaminkammer, Kinderstüblein, Kuchen und Haussehren, in der Mansarde daruber fünf Cammern und einen theil des aschkastens wie auch den gebrauch des Haussehrens. Item auf der ersten Bühn dieses Stocks die in den Hof gehende schwarze getüch Cammer, Item in dem Hinterhauss den Vorkeller etc. etc.

Jenes Haus, Nr. 15 am heutigen Kleberplatz und gleichzeitig Nr. 1 in der Schlauchgasse, in dessen unterem Stock sich seit mehreren Jahren ein grosses Kleidergeschäft befindet, ist eines der vielen Häuser Strassburgs, deren Facade noch heute den Baustil der Zeit Ludwigs XV. verrät. Dieser Stil ist vor allem durch die Form der Fenstern kenntlich, an deren geschweiftem Oberrande ein verzierter Mittelstein eingefügt ist. Solche Häuser giebt es in Strassburg sehr viele; sie beweisen dem aufmerksamen Beobachter, welchen baulichen Aufschwung Strassburg in der Mitte des vorigen Jahrhunderts genommen hat, so dass die oft belächelte Benennung der «wunderschönen Stadt» für jene Zeit ihre Berechtigung verdient. [1]

[1] In einem Zeitraum von kaum 40 Jahren (1720-1755) entstanden das ehemalige bischöfliche Palais (das heutige Schloss- oder Bibliotheksgebäude), das Hessen-Darmstädtische Palais (das heutige Stadthaus), welches Landgraf Ludwig VIII. nach Besitzergreifung der ererbten elsässischen Grafschaft Hanau-Lichtenberg 1736 hat erbauen lassen, das Palais des Prätors Gayot (der spätere Zweibrückerhof), das Palais des Prätors Klinglin (die spätere Intendanz und Präfektur, das heutige Statthaltergebäude), der Dompropsteihof (das heutige Gouvernement in der Blauwolkengasse), das damalige Gouvernement (an der Stelle des heutigen Justizgebäudes in der Blauwolkengasse), der Neuweiler Hof (heutiges Postgebäude am Pariser Staden), der Hof des Abts von Mauersmünster (die heutige Polizeidirektion in der Brandgasse), das Jesuitenkollegium (heutiges Lyceum) und die königliche Reitbahn (das heutige Landesgestüt in der Elisabethgasse). Siehe Hermann, Notices historiques sur la ville de Strasbourg, 1817.

Die gesteigerte private Bauthätigkeit und der Zusammenfluss vieler Fremden in Strassburg veranlasste schliesslich den Magistrat, sich den Architekten Ludwigs XV. Professor J. F. Blondel aus Paris kommen zu lassen, welcher den Auftrag erhielt, die noch mittelalterliche, krumme und winklige Stadt nach einem neuen Alignement gerade zu legen. Gœthe, der als Student diese Umwandlung miterlebte, welche manche heitere Bemerkung im Kreise seiner Kommilitonen hervorrief, erzählt uns in Dichtung und Wahrheit über Blondels Vorschlag: [1]

«Dieser genehmigte, aber nicht auf einmal in Ausführung zu bringende Plan sollte durch die Zeit seiner Vollständigkeit entgegenwachsen, indessen die Stadt wunderlich genug zwischen Form und Unform schwankte. Sollte zum Beispiel eine eingebogene Strassenseite gerad werden, so rückte der erste Baulustige auf die bestimmte Linie vor, vielleicht sein nächster Nachbar, vielleicht aber auch der dritte, vierte Besitzer von da, durch welche Vorsprünge die ungeschicktesten Vertiefungen als Vorhöfe der hinterliegenden Häuser zurückblieben. Gewalt wollte man nicht gebrauchen, aber ohne Nöthigung wäre man nicht vorwärts gekommen, deswegen durfte Niemand an seinem einmal verurtheilten Hause etwas bessern oder herstellen, was sich auf die Strasse bezog.»

«In wieweit jener Vorsatz, so schliesst Gœthe seinen Bericht, durch die lange Zeit begünstigt worden, wüsste ich nicht zu sagen.»

Wir sind in der Lage, darauf zu antworten, dass die Pläne Blondels schon aus Gründen enormer Kostspieligkeit nicht in dem Maasse, als dieser erwartet hatte, verwirklicht werden konnten. [2] Wohl verdankt die nördliche Langseite des Kleberplatzes mit der Hauptwache und der Aubette den Bemühungen Blondels ihre Entstehung, während bis dahin Reste des ehemaligen Barfüsserklosters den Platz verunziert hatten und der Pfennigturm die Verbindung zwischen Gewerbslauben und Meisengasse verengte. Allein noch stehen beispielsweise die Häuser Nr. 27 am Kleberplatz, Nr. 29 an den Gewerbslauben und Nr. 12 am Alten Kornmarkt, letzteres mit der Jahreszahl 1768 und dem Bilde Friedrichs des Grossen, des königlichen Flötenbläsers, in

[1] II, 9. S. 149. v. Löper Anm. 341 bedauert; «Das vermuthlich architektonische Werk, dem Gœthe seine so genauen Angaben über den damaligen Bauplan der Stadt entnommen, haben wir nicht ermittelt.» Dem gegenüber bemerke ich, dass Gœthe die Blondelschen Pläne vom J. 1765 vorgelegen haben werden, von denen ein Exemplar sich in der Strassburger Universitätsbibliothek, ein anderes vollständigeres auf dem Städtischen Bauamte befindet.

[2] Vergl. Hermann, Notices historiques I, S. 310 u. 377.

der Fensterrosette geschmückt, ganz allein in die von Blondel gezogene Strassenlinie hinausgerückt, während ihre Nachbaren die alte Strassenflucht und damit ein breiteres Trottoir zu behalten vorzogen.

Auch das von der Familie Fibich bewohnte Braun'sche Haus an der Ecke des Paradeplatzes, welches auf dem Blondelschen Plane von 1765 zu gunsten einer Gradlegung der gewundenen Schlauchgasse ein bedeutendes Eckstück hätte verlieren sollen, blieb von einem Umbau verschont und in seiner früheren Gestalt bis auf unsere Tage erhalten.

Ein in der Heitz'schen Ansichtensammlung der hiesigen Universitätsbibliothek erhaltenes Aquarell, welches die Nord- und Ostseite des Paradeplatzes vor seiner Umgestaltung durch Blondel darstellt, zeigt uns nicht nur das Barfüsserkloster und den Pfennigthurm, sondern auch die Fibich'sche Wohnung an der Ecke der Schlauchgasse mit derselben Etagenzahl und Dachformation wie heute.

2. Die Mitglieder der Familie Fibich.

Nachdem somit die Fibich'sche Wohnung am Kleberplatz gefunden war, vertiefte ich mich, in der Gewissheit, dass Baron v. Kleist, aus jener kurländischen, ursprünglich pommerschen Adelsfamilie, Protestant gewesen und in der Annahme, dass die Familie seiner Braut, weil nichts anderes bemerkt ist, dieselbe Religion geteilt haben möchte, in die protestantischen Kopulations- Tauf- und Sterberegister der Stadt Strassburg. Dass die sämmtlichen Pfarrbücher seit der französischen Revolution auf dem Stadthause vereinigt worden, erleichtert die Untersuchung, wenn auch andererseits der Umstand, dass die Protestanten nicht wie die Katholiken in besondere Kirchen eingepfarrt waren, die Forschung wiederum erschwert. Dennoch fand ich nach längerem Suchen allmählich die ganze Familie Fibich:

> Nach dem Hochzeitsregister von St. Thomas Bd. 123[1] fol. 70[a] sind am Mittwoch d. 12. Febr. 1749 copuliret und eingesegnet worden Herr Johann Philipp Fibich, lediger Goldarbeiter, weyl. Herrn Jacob Fibich, gewesenen treu eifrigen Diaconi, der Evangel. Gemeind zu St. Aurelien hinterlassener ehl. Sohn und Jungfr. Susanna Catharina Sebischin, weyl Herrn

[1] Ich citiere die Register zur Erleichterung der Kontrolle nach der laufenden Bändezahl.

Georg Friderich Sebisch, gewesenen Handelsmanns und Burgers allhier hinterlassene eheliche Tochter. Johann Philipp Fibich als Hochzeiter, Susanna Catharina Sebischin als Hochzeiterin, Jacob Daniel Fibich als Bruder, Simon Kürssner als beystand. M. Joh. Phil. Jung diac. Thom. m. p. p.

Dieser Ehe entsprossen im ganzen 6 Kinder:

1) Louise Catharina Fibich, geb. d. 4. März 1750.

Taufregister von St. Thomas Bd. 254 fol. 350[a]: Mittwoch den 4. Martii Abends um halb 5 Uhr ist gebohren und Freitag den 6 ejusd. getauft worden ein Töchterlein mit nahmen Louisa Catharina Dessen Eltern seind Hr. Johann Philipp Fibich, Goldarbeiter und Burger allhie u. Fr. Susanna Catharina, gebohrene Sebischin, seine ehel. Hausfrau. Die Taufzeugen sind H Nicolaus Daniel Sebisch, lediger Handelsmann, weyl. H. Georg Friderich Sebisch, gewesenen Handelsmanns und Burgers allhie hinterlasssener ehel. Sohn. Fr. Anna Louisa H. Jacob Daniel Fibich, Caffetier und Burgers allhie ehel. Hausfr. u. Jungfr. Marie Cleophe Kamin, Herrn Johannes Kamm Gastgebers u. Burgers allhie ehel. Tochter Folgen die Unterschriften, zuletzt M. Johannes Georgius Schweighäuser Diac Thom. m. p.

2) Johann Philipp Fibich, geb. d. 19. April 1751.

Taufregister der Neuen Kirche Bd. 229 fol. 595: Montag d. 19. Apr. morgens um 8 Uhr ist H. Joh. philipp Fibich Goldarbeiters u. Burgers allhie ehl Hausfr. Anna Catharina g. Sebischin eines Söhnleins genesen welches folgenden Mitwoch getauft undt Joh. Philipp genennt worden Patr. H. Eberhard Capaun Amtsschreiber und Burger allhie, H. Joh. Martin Lentz, Burger allhie undt Jfr. Catharina Margaretha weyl. H. Georg Friederich Sebisch Handelsmann und Burgers allhier ehl. Tochter. Folgen die Unterschriften, zuletzt Georgius Valentinus Holzburger, Diac.

3) Susanna Cleophe Fibich, geb 13. Nov. 1754.

Taufregister der Neuen Kirche Bd. 230 fol. 78: Mittwoch d. 13. Nov. morgens gegen 8 Uhr ist Hr. Joh. philipp fibich Goldarbeiters u. B. allh. ehl. Hausfr. Susanna Catharina g. Sebischin eines Töchterleins genesen, welches folgenden freytag getauft und Susanna Cleophe genennet worden. Patr. H. Joh. Daniel Braun ledigen Handelsm. H. Joh. Braunen E. E. grosen Raths alten Beysitzers ehl. Sohn. Fr. anna Maria g Schätzelin H. Georg Heinrich Baeren M. D. u. Practici ehl. Hausfr. Jfr. Susanna Margaretha weyl. H. Joh. Jacob Walthers Handelsm. u. B. allh. ehl. Tochter. Folgen die Unterschriften, zuletzt Joh. Fried. Griesinger Diac.

4) Margaretha Elisabeth Fibich, geb. d. 2. Aug. 1756.

Taufregister der Neuen Kirche Bd. 230 fol. 220: Montag d. 2. Aug. morgens um 6 Uhr ist H. Joh. philipp Fibichs Goldarbeiters und B. allhier ehl. Hausfr. Susanna Catharina g. Sebischin eines Töchterl genesen welches folgenden Dienstag getauft und Margaretha Elisabeth genennt worden. Patr. H. abraham Braun lediger Handelsm. weyl. H. Joh. Daniel Braunen Handelsm. u. E. E. grosen Raths alten Beysitzers ehl. Sohn. Fr. Margaretha Elisabeth g. Silberadin H. Joh. Martin Lentzen[1] B allhie ehl. Hausfr. Jfr. Catharina Margaretha H. Joh Kamm Gastgebers undt E. E. grosen Raths Beysitzers ehl. Tochter. Folgen die Unterschriften, zuletzt: Georgius Valentinus Holtzburger, Diac.

5) Joh. Daniel Fibich, geb. 23. Apr. 1759.

Taufregister der Neuen Kirche Bd. 230 fol. 439: Montag d. 23. April morgens gegen 3 Uhr ist H. Joh. philipp Fibich Goldarbeiters und B. allh. ehl. Hausfr. Susanna Catharina g. Sebischin eines Söhnleins genesen welches folgenden Dienstag getauft und Joh. Daniel genennt worden. Patr. H. Joh. Friedr. Lobstein Not jur. und B. allh. H Joh. daniel Schweickhäuser not jur. und B. allh. Fr. Catharina Elisabeth g. roedererin, H. Georg frieder. Imlins Goldarbeiters u. B. allh. ehl. Hausfrau. Folgen die Unterschriften, zuletzt: Joh. Frid. Griesinger, Diac.

6) Dorothea Friderika Fibich, geb. 24. Febr. 1765.

Taufregister der Neuen Kirche Bd. 231 fol. 356: Zur Noth getauft und verstorben. Im Jahr Christi Ein Tausend Sieben Hundert sechzig und fünf Soñtag den Vier und zwanzigsten Februarii morgens um 10 Uhr wurde ein Töchterlein gebohren, so wegen groser Schwachheit zu Haus getauft und Dorothea Friederica genennt worden. Dieses Kind verstarb den folgenden Tag und wurde also in öffentlicher Gemeinde nicht fürgetragen. Die Eltern desselben sind: Herr Johann Philipp Fibich Goldarbeiter und Burger allhier: und dessen Ehefrau Susanna Catharina gebohrene Sebischin. Testatur J. P. Fibich als Vatter. M. Johannes Hermann Diaconus m. p.

[1] Joh. Martin Lentz, der zweimal bei den Fibisch'schen Kindern als Taufpathe vorkommt, war «Bestätter im Kaufhause» und erstand laut Kontraktbuch a. 1758 fol. 80 b mit Fibich und Metzger Johann Daniel Pfeffinger «Lusthaus und Menagerie» des unglücklichen Prätors Klinglin vor dem Metzgerthore. Joh. Martin Lentz war den 28. Sept. 1722 (Wilh. Kirche), sein Vater Andreas Lentz 1665 (Jung St. Peter) geboren, auch der Grossvater Hans Michael Lentz war bereits Strassburger Bürger. Demnach ist eine Verwandtschaft mit dem Dichter Lenz, an die ich zuerst dachte, wohl von der Hand zu weisen.

Der Sterbeakt steht eingetragen Sterberegister d. N. K. Bd. 184 Fol 29. Auch die beiden vorher geborenen Kinder starben in jugendlichem Alter: Margaretha Elisabeth, 2 M. 4 T. alt d. 7. Okt. 1756[1] und Johann Daniel, 9 Jahr 2 M. u. 20 T. alt am 19. Juli 1768[2]. Mithin waren zu Lenzischer Zeit in Strassburg (1771-1776) nur noch die drei ältesten Kinder am Leben, nämlich:

1) Luise Katharina, gest. d. 17. April 1805 (27 Germ. XIII).[3]
2) Johann Philipp, gest. d. 10 Dez. 1804 (19 Frim. XIII).[4]
3) Susanna Cleophe, gest. d. 24. Dez. 1820.[5]

Luise Katharina, die älteste Tochter, ist die gefeierte Sängerin, Cleophe ist das Clephchen des Tagebuchs und der Bruder Johann Philipp kommt, wenn auch nur an einer einzigen Stelle, in den Soldaten zur Erwähnung, da der alte Wesener Akt V. Sc. 1. ausruft:

« Mein armes Kind hat mich genug gekostet, ehe sie zur Gräfin kam, dass musste immer die Statsdame gemacht sein und Bruder und Schwester sollen's ihr nicht vorzuwerfen haben. »

Eine verheiratete Schwester wie Urlichs S. 257 aus dem Tagebuch S. 273 geschlossen, ist neben Katharina und Cleophe niemals vorhanden gewesen. Der kleine Neffe, den letztere zum Konzert anputzt, muss — eine nahe liegende Verwechselung — ein kleiner Vetter gewesen sein. Auch Weseners alte Mutter, welche am Schluss des 2. Aktes der Soldaten auftritt, war zur Zeit, als das Drama entstand, nicht mehr am Leben, da sie bereits im Sterbeakt ihres älteren Sohnes Jacob Daniel Fibich vom 12. März 1769 als gestorben erwähnt wird.

3. Der Ehekontrakt.

Nachdem ich somit das Haus, in welchem der Stoff zum Tagebuch erlebt wurde, sowie den Namen und die Mitglieder der Familie Fibich gefunden hatte, konnte ich mich der Hoffnung nicht entschlagen, zu guter letzt auch das Kleistsche Ehe-

[1] Sterbregister der N. K. Bd. 181 fol. 80.

[2] Ebendaselbst Bd. 183 fol. 209b. Dieser Akt enthält die in jener Zeit noch sehr seltene Angabe des Sterbehauses: »hat domicilirt im H. Rath Braunen Haus ane der Schlauch Gass. »

[3] Sterbregister der Mairie Bd. 287 fol. 11a.

[4] Ebendaselbst Bd. 286 fol. 81a.

[5] Ebendaselbst Bd. a. 1820 fol. 450a.

versprechen, welches bei einem Königlichen Notar in Strassburg hinterlegt sein sollte, wieder aufzufinden.

Königliche Notare in Strassburg waren in den Jahren 1771-1776 nur zwei, nämlich Lacombe und Laquiante. Die Akten derselben, welche das Bombardement von 1870 glücklich überdauert haben, befinden sich heutzutage im Bezirksarchiv zu Strassburg. Da Lacombe von beiden der am meisten genannte ist, so nahm ich zunächst dessen Akten aus den Jahren 1772-74 zur Hand. Es war ein ungewisses Suchen, da kein Inventar vorhanden ist, und schon öfters wollte ich die, wie es schien, unfruchtbare Arbeit aufgeben. Doch fand ich manche Akten der Familie Fibich, teils Lehnschaften, teils Obligationen, welche mir die Gewissheit verschafften, dass Notar Lacombe notarielle Geschäfte für jene Familie zu vollziehen pflegte.

Wer aber begreift meine Freude, als ich in der zweiten Woche meines Suchens den ersehnten Akt wirklich entdeckte! Derselbe zerfällt in 3 Schriftstücke, das Eheversprechen, das Kouvert mit dem Depotakt, in welchem jenes versiegelt gewesen war, und den Eröffnungsakt.

Der Ehekontrakt, in deutscher Sprache abgefasst, nimmt über drei Folioseiten ein, ist vom 27. Oktober 1773 datiert und trägt der Reihe nach die Unterschriften und Siegel von Friedrich George Baron de Kleist, J. P. Fibich, Susanna Katharina Fibichin (Mutter) und Susanna Cleophea Fibichin (Braut). Das Kleist'sche Siegel zeigt wie in Siebmachers Wappenbuch III. 2, 1 vgl. Tafel 249 einen von Decken umgebenen und durch einen Querbalken getrennten Schild, auf dessen oberer und unterer Hälfte je ein Wolf im Laufe nach links dargestellt ist; über dem Schild thront ein von 3 Rosen gekrönter Helm, auf welche 3 Jagdspiesse gestürzt sind. Die Siegel von Vater und Mutter bieten nichts bemerkenswertes. Interessant dagegen ist dasjenige der neckischen Cleophe, welches mit der Umschrift «toujours brouilant» einen Amor darstellt, der in eine emporzüngelnde Flamme zu giessen scheint.

Was mich jedoch am meisten fesselte, war die besondere Form des Schriftstücks. Dasselbe ist «von einer fliessenden Hand auf geringes Konceptpapier geschrieben, ohne den mindesten Rand, oben, unten und an den Seiten zu lassen.» Diese Goethe'sche Charakteristik der Lenz'schen Schreibweise[1] legte

[1] Dichtung und Wahrheit III, 11, Seite 47; ferner III, 14, S. 156.

mir die Wahrscheinlichkeit nahe, dass hier ein Autograph Lenzens vorläge, eine Vermutung, welche sich fast zur Gewissheit steigerte, als ich jene Handschrift mit einer echten Lenz-Handschrift vergleichen konnte, die mir Falk mit ausserordentlicher Zuvorkommenheit zur Verfügung gestellt hatte. Wohl machte mich die eigentümliche Form des grossen T-Buchstaben, welche ich in Strassburger Taufregistern des vorigen Jahrhunderts bemerkt hatte, noch einen Augenblick stutzig, da eine solche sich an der einzig in betracht kommenden Stelle jener unzweifelhaft echten Handschrift nicht vorfand, allein der in Götz «Geliebte Schatten»[1] autographierte Brief Lenzens an Salzmann vom 3. Juni 1772 zeigte mir gleich am Anfang jene eigentümliche Buchstabenform, so dass nunmehr auch nach dem Urteile Schriftverständiger jeder Zweifel gehoben ist.

Lenz, der nach seinen eigenen Worten[2] mit dem Baron von Kleist vor Verfertigung des Eheversprechens die Rechte seines Vaterlands untersucht hatte, der «in die kleinste seiner Angelegenheiten verwickelt war,» des jüngsten Kleist «seitenlanges Geschmier verbesserte» und selbst Vater Fibich in dieser Angelegenheit schriftstellerische Hülfe angedeihen liess, hat, wie natürlich, auch dieses wichtige Schriftstück, dass «in dem Leben seines Herrn Epoche machen sollte», mit eigener Hand niedergeschrieben. Daher der flüssige Stil des Ganzen, wenn auch nach den notariellen Ausdrücken und der Berücksichtigung aller einschlägigen juristischen Momente zu schliessen ist, dass Lenz nur die stilistische Ausarbeitung eines ursprünglich mit juristischer Beihülfe gefertigten Entwurfes besorgt hat.

Hier das Schriftstück :

Strasburg den 27ten October 1773.

Heute dato sind wir Unterschriebene mit einander auf folgende Bedingungen übereinkommen.

Erstlich bekennet Herr Baron von Kleist älterer, gebürtig aus Curland, Officier, beym Regiment Schönberg, gegen Herrn Fibich Juwelier und grossen Rathherrn, wie derselbe schon in die zwey Jahr eine tugendhafte Neigung für dessen jüngste Jungfer Tochter Susanna Cleophea Fibichin gefasst und da er befunden, dass sie persöhnliche liebenswürdige Eigenschaften

[1] Mannheim 1858.

[2] Einleitung zum Tagebuch S. 271-273.

genug besitzt ihn glücklich zu machen, sich fest und unwiederruflich entschlossen, mit derselben in eine eheliche Verbindung zu treten, ohne auf irgend einen Fond Rücksicht zu nehmen, den Herr Fibich seiner Tochter ausmachen könnte sondern, da er soviel von Hause hat, seinem Stande gemäss zu leben, so deklarirt er, gar keinen Fond vom Herrn Fibich jemals zu fodern oder zu bestimmen, sondern stellt es völlig seiner Willkühr anheim, wenn er seiner Tochter etwas geben will.

Zweitens hat Herr Fibich dem Herrn Baron die Vorstellung gethan nachdem der Herr Baron förmlich bey Herrn Fibich um dessen Jungfer Tochter angehalten und er in Erwägung gezogen, dass die Ungleichheit des Standes einige Schwürigkeiten in den Weg legen dürfte, dass, obschon der Herr Fibich sich seiner Familie nicht schämen darf, auch in Absicht seines Gewerbes und Ehrenstellen im bürgerlichen Stande nicht höher begehren kann, so würde es doch von Seiten des Herrn Baron vielleicht schwer halten, die Einwilligung seiner Eltern zu erhalten, wie er denn auch eben sowohl genöthigt ist, als Officier die Erlaubniss seiner Oberen dazu zu suchen: als deklarirt der Herr Baron:

Drittens, dass er nach den Curischen Gesetzen als welche zur Majorennität ein und zwanzig Jahr erfodern, der Herr Baron aber sich fünf und zwanzig Jahr declariret, also auch nach den Strasburger Rechten majorenn ist, dass also Herr Fibich sich desto weniger einen Verweis zu gewarten hat, weil er nach beyder Landesart majorenn ist: dass er, Herr Baron, ferner, nach eben diesen Gesetzen zwar um die Erlaubniss seiner Eltern anzusuchen gehalten sey, sie ihm diese aber nicht refusiren, noch das was ihm von seinem Vermögen nach den Gesetzen zukommt entziehen können, es sey denn, dass es eine Person von solchem Geschlecht oder Stande sey, die express in den Curländischen Gesetzen zu heyrathen verboten wäre: ferner, dass er über Jahr oder Tag schon diese Sache mit reifer Ueberlegung und Hinzuziehung seines Herrn Bruders Officier beym Regiment Anhalt, der gleichfalls seine Einwilligung dazu gegeben und alle mögliche Beyhülfe versprochen, überdacht und beschlossen habe, dass er also zu dem Ende

Viertens sich vorgesetzt, längstens bis nächstkommenden St. Johannis eine Reise nach Curland zu machen, bey seinen geliebten Eltern um dero Consens anzuhalten und wegen seines Vermögens alle Einrichtungen zu machen, um in keinem Stück einigen Mangel zu besorgen zu haben. Da aber Herr von Kleist mehrerer Sicherheit und Lebens und Sterbens halber vom Herrn Fibich begehrt, mit einander schriftlich zu tractiren und einer den andern wechselsweise zu binden: als sind beyde Partheyen

mit einander übereinkommen, dass derjenige, so von seiner Parole abstehen wollte, er möchte Namen oder Ursachen vorbringen welche er auch wollte, gehalten und verbunden sey, dem andern Theil eine Entschädigung von vierzehntausend Livres zu bezahlen. So es der Herr von Kleist nicht halten, wär er verbunden neben dieser Summe noch a part drey hundert Livres an die Armen in seinem Lande zu bezahlen, wo es dessen Obrigkeit am besten findet, sie zu placiren: und so der Herr Fibich davon abstünde, wäre derselbe gleichfalls angehalten, noch drey hundert Livres a part, die eine Hälfte dem Waysenhause und die andere Hälfte dem Armenhause in Strasburg auszuzahlen. Und damit der Herr Fibich keine Hauptursache vorbringen könne, es wolle sich seine Frau Liebste oder Jungfer Tochter nicht dazu entschliessen, so hat derselbe zu mehrerer Sicherheit beyde benahmte Personen mit unterschreiben lassen, dass es mit beyder Consens geschicht Ferner declarirt sich Herr von Kleist verbunden, seinen Richter nach seinen angegebenen Rechten in Curland zu erkennen, sich von demselben recht sprechen und condemniren zu lassen, wie auch den Richter im Elsass für solchen zu erkennen, und jede Parthey, so diesen ihren Verspruch nicht hält, sich von demselben condemniren und executiren zu lassen.

Fünftens, da dieser Vergleich von beyden Theilen untersiegelt und in Gegenwart von Zeugen beym Herrn la Combe königlichen Notarius soll deponiret werden: so ist von beyden Seiten eine gewisse Zeit bestimmt und festgesetzt worden, um diesen Vergleich zu eröfnen und die darin enthaltenen Bedingungen zu declariren, welches nicht eher als in funfzehn Monathen geschehen soll, es sey denn dass beide Partheyen darin willigten. So aber diese funfzehn Monathe verflossen, soll jede Parthey a part berechtigt seyn mit gehörigen Zeugen zu eröfnen und einen Extract davon zu begehren: auch soll bis dahin der Ehecontract förmlich gemacht werden und längstens von dato in zwey Jahren die Trauung geschehen. Und sollte nach Verfliessung funfzehn Monathen der Ehekontrackt nicht zu Stande kommen, so soll diejenige Parthey, welche nicht darin consentirte, benannte Summe von vierzehn tausend dreyhundert Livres verbunden seyn, nach dem Artikel vier auszuzahlen, nach dessen Richtigkeit eine Parthey von der andern lossgeschlagen sein soll und weiter keine Prätensionen zu machen haben, sollte aber mit beyder Consens die Zeit verlängert werden, so steht dieses alsdenn in beyder Partheyen Belieben.

Sechstens sind beyde Partheyen schon vorläuffig in Ansehung des nach funfzehn Monaten zu errichtenden Ehecontrakts übereingekommen, dass Herr von Kleist sich in demselben express

obligiren will, seiner Jungfer Braut eine Summe von vierzehntausend Livres zum Voraus zu vermachen, worüber sie nach Gefallen disponiren kann: auch, so es die Umstände erfoderten oder sie sich nicht entschliessen könnte, als seine Gemalin ihn nach Curland zu begleiten, so giebt er derselben drey Jahr Bedenkzeit und könnte sie sich alsdenn noch nicht dazu entschliessen, so obligirt sich Herr von Kleist, bestimmte vierzehn tausend Livres so ihr im Voraus vermacht, in Strasburg anzulegen und ihr Standesgemässen Unterhalt zu geben, über die Kinder aber, so beyde erzeugen sollten, hat der Herr von Kleist zu disponiren, sie hier, oder in Curland erziehen zu lassen.

Geschrieben und unterschrieben nebst eines jeden Insigel

Strasburg den 27 October 1773.

Friedrich George Baron de Kleist
J. P. Fibich
Susanna, Catharina, Fibichin
Susanna Cleophea Fibichin.

Paraphé ne varietur au desir au acte procès verbal dressé par le soussigné notaire Royal à Strasbourg le 12 may 1777

J. P. Fibich

Maire
f. Maire

Lacombe
n. r.

Dieses Eheversprechen,[1] welches nach Lenzens eigenen Worten eher ein Ehekontrakt genannt werden kann, ist am 11. November 1773 mit den Siegeln des Barons von Kleist, des Herrn Fibich und des Notars Lacombe im Beisein von Zeugen geschlossen und notariell hinterlegt worden. Nach dem Depotakt, welcher wie bei Testamenten auf das versiegelte Kouvert unter Zuziehung der vorgeschriebenen Zeugen geschrieben worden war, konnte das den Kontrakt enthaltende Kouvert nach Verlauf von 15 Monaten, vom 27. Oktober 1773 an gerechnet, auf Verlangen eines der beiden Kontrahenten geöffnet werden, nachdem beide Teile sich für die Ausführung der in ihm enthaltenen Bestimmungen von vorn herein mit all ihrer gegenwärtigen und zukünftigen Habe verpflichtet erklärt hatten.

[1] Zur Verhütung falscher Schlussfolgerungen bemerke ich, dass solche notarielle Promesses de mariage damals in Strassburg üblich waren. Der Zuzug vieler fremden Elemente machte solche Sicherung notwendig. Ich finde mehrere ähnliche bei Lacombe im Jahre 1774 so Bd. A 29. März, Bd. B 19. Mai, Bd. D 1. November und sonst.

Der Depotakt lautet:

Ce jourd'hui onzieme novembre Mil sept cent soixante treize après midy par devant le notaire royal Immatriculé au Conseil souverain d'Alsace résident à Strasbourg Soussigné sont comparu M[res] fréderic Baron de Kleist Courlendois se disant majeur d'ans officier au régiment de Schonberg dragon, étant présentement au dit Strasbourg et le Sieur Jean philippe Fibich, conseiller au grand senat de cette ville y demeurant les quels ont remis et deposé au dit Notaire la presente enveloppe qu'ils ont close et fermé au moyen de leur cachets ordinairs, que chacun d'eux a apposé en deux endroits, au milieu des quels cachets s'est également apposé celuy du notaire. dans laquelle enveloppe les Sieurs comparants ont dit être renfermé un contract et convention qu'ils ont fait ensemble le vingt sept octobre dernier et qui a été signé des parties en bonne et düe forme pour être executées. suivant leur forme et teneur entre elles, à peine de tous depens dommages et interets sous l'obligation et hypotheque generale de tous leurs biens meubles et immeubles presens et futurs; requerant le dit notaire de prendre garder et retenir la dite enveloppe en son Etude a telle fin que de raison: de laquelle dite enveloppe l'ouverture ne pourra cependant être faite que dans quinze mois à compter du dit Jour vingt sept octobre dernier a moins que l'un et l'autre et de concert les dits comparants n'en requierent l'ouverture. Mais passé les dits quinze mois à compter du dit Jour vingt sept octobre dernier il sera libre à l'une et à l'autre des parties et separement d'en requerir l'ouverture sans qu'il soit besoin qu'ils soient tous deux présens mais alors il en sera dressé procès verbal en forme pour être comme dit est c'y dessus la dite convention exécutée et suivi et y celle valloir comme si elles eussent été passées devant le dit Notaire et signées de luy. duquel depot ouï declaration et reserves les comparants ont requis acte à eux accordé. fait lu et passé au dit Strasbourg les heures jour mois et an susdits en présence de felix Lex et George Tuchfærber juristes y demeurants temoins requis qui ont signé avec les comparants et le dit Notaire

Lex Le B[n] de Kleist J P. Fibich Tuchfærber

Lacombe, not. roy.

Am 12. Mai 1777 endlich wurde auf Anstehen des Vaters Fibich das versiegelte Kouvert im Beisein des Notars und der gesetzlich vorgeschriebenen Zeugen eröffnet und der in ihm enthaltene Ehekontrakt, der noch die Spuren der Brüche aufweist, entfaltet. Der darüber aufgenommene Eröffnungsakt lautet:

L'an Mil sept cent soixante et dix sept le douzième Jour du mois de May apred midy, pardevant le Notaire Royal Immatriculé au conseil souverain d'Alsace resident a Strasbourg soussigné, fut présent le Sieur Jean Philippe Fibich conseiller au Grand senat de Strasbourg y demeurant le quel a dit que le onzième Novembre mil sept cent soixante et treize il auroit avec le Sieur Baron de Kleist Courlendois officier au Regiment de Schomberg dragon, déposé au dit Notaire une Enveloppe avec pouvoir à l'une et à l'autre des deux parties, après l'Expiration de quinze mois a datte du vingt sept octobre mil sept cent soixante et treize d'en requerrir l'ouverture, pour les pieces et actes renfermées dans la dite enveloppe être executées en tout leur Contenu qu'y ayant maintenant quarante deux mois passés que le dit depot a été fait, il requerroit le dit Notaire de faire l'ouverture de la dite Enveloppe pour les pieces renfermées sous y celle demeurer jointes au présent procès verbal paraphées ne varientur et lui en être delivrées des Expéditions. Sur quoi après avoir donné lecture aux deux temoins c'y après nommés et c'y présents de l'acte de depot dressé par le dit Notaire sur la dite enveloppe, et après que tant le dit Sieur Fibich que les dits temoins ont eu Reconnu que les cachets, dont la dite enveloppe est close sont sains et entiers, le dit Notaire en a fait l'ouverture dans la quelle dite enveloppe il s'est trouvée

un acte sous seing privé écrit sur deux feuilles de papier contenu en trois pages et trois lignes sur la quatrième non y comprises les signatures commencant par ces mots Heute dato sind wir unterschriebene auf folgende Bedingungen überein kommen etc. et se terminant par ces geschrieben und unterschrieben Nebst eines jeden Insigel Strasburg den 27ten 8bris 1773 et quatre signatures scavoir

frederic George Baron de Kleist Susanna Catharina fibichin
J. ph. Fibich Susanna Cleophe fibichin.

Maire J. P. fibich
f. Maire Lacombe.

avec quatre cachets sur cire d'Espagne rouge, le quel acte aussitotque tiré de la dite Enveloppe acte paraphé ne varientur par les temoins le Sieur Fibich et le dit Notaire. De tout quoi a été dressé le présent procès verbal à la requisition du dit Sieur fibich. fait lu et passé au dit Strasbourg le jour mois et an susdits en présence des Sieurs Joseph Maire père et francois maire fils faisants de sains Bourgeois de cette ville y demeurants temoins requis qui ont signé avec la partie et le dit notaire

Maire P. J. Fibich
f. Maire Lacombe, not. roy.

Mit diesem letzten Funde waren meine archivalischen Forschungen über die für Lenzens Leben und Dichtungen bedeutsame Familie Fibich einstweilen erschöpft; weitere Resultate konnten nur dann erzielt werden, wenn es mir gelang, die heutigen Nachkommen jener Familie zu entdecken. Den unfehlbaren Wegweiser boten mir auch hier die Register des Strassburger Standesamts.

4. Die Nachkommen.

Die Mutter Susanna Katharina Fibich geb. Sebisch starb den 15. Mai 1778,[1] Vater Fibich den 28. Sept. 1795.[2] Von den drei überlebenden Kindern starb Cleophe, die Braut des Barons v. Kleist, die Araminta des Dichters Lenz, am 24. Dez. 1820 Gedeckte Brücken Nr. 52, welches kleine Haus nebst Gärtchen sie nach Ausweis des Grundbuches von 1791 von der Witwe Sebisch, ihrer Grossmutter mütterlicherseits, geerbt hatte. Dieses kleine Haus wurde 1827 vom Genie gekauft und niedergerissen. Was aber das Hauptinteresse erregt, Cleophe starb nach dem Zeugnis des Sterbeaktes der Mairie «non mariée». Baron v. Kleist hat also sein Eheversprechen nicht erfüllt, Cleophe dagegen ist ihrem Geliebten bis an ihr Lebensende treu geblieben.

Von den beiden älteren Geschwistern starb Johann Philipp mit Hinterlassung einer Tochter den 10. Dez. 1804 als Maler in der Weissthurmstrasse 81 (heutige Nr. 4), die ältere Schwester Louise Katharina, jene gefeierte Sängerin, ebenfalls verheirathet den 17. April 1805.

Wir wissen aus dem Tagebuch S. 290, dass Ott, Lenzens intimer Freund, der in den Briefen des Dichters an Salzmann wiederholt genannt wird,[3] sich um die ältere Fibich eifrig bemühte. Dass dieses Verhältnis aus irgend welchem Grunde nicht zum Ziele führte, beklagt er selbst in einem Briefe an Salzmann aus Wien den 23. Dez. 1781 mit den Worten: «Habe ich nicht auch Sie verlassen müssen? wurde ich nicht schon von der Brust einer Geliebten fortgerissen?»[4]

[1] Sterbebuch der Neuen Kirche Bd. 189 fol. 19.

[2] Sterberegister der Mairie Bd. 222 fol. 7b: 6. Vendem. IV.

[3] Aug. Stœber, Der Dichter Lenz S. 50 und sonst.

[4] Aug. Stœber, Der Aktuar Salzmann S. 103.

Der Umstand, dass Lenz nach seinem Bruch mit den Kleist seinem Freunde Ott die französische Lektion bei dem jüngsten Kleist verschaffte,[1] hat Urlichs S. 256 zu dem Schlusse geführt, Ott sei französischer Sprachlehrer gewesen. Ich habe auch hier die Standesregister zu Rate gezogen und gefunden, dass der Vater Johann Michael Ott Lehrer am Gymnasium in Strassburg und französischer Prediger gewesen. Aus dessen den 11. Sept. 1748 geschlossener Ehe «mit Maria Elisabeth Eberlin, des Wohl Ehrwürdigen und Wohl Gelehrten Herrn Magisters Johann Michael Eberlin Treu Eifrigen und Fleissigen Diakoni bey der Kirch zu St. Aurelien eheleiblicher Tochter»[2] gingen ausser mehreren Töchtern zwei Söhne hervor: Johann Michael Ott, geb. 11. Januar 1752 und Joseph Ott geb. 28. Mai 1755.[3] Ersterer ist, wie aus dem Verzeichnis der Deutschen Gesellschaft zu ersehen,[4] der Freund des Dichters Lenz gewesen. Ich finde ihn unter dem Sterbeakt des Vaters vom 18. Januar 1776[5] als «Juris utr. Licenciatus» unterschrieben. Dass er als Student wie Lenz Sprachunterricht erteilte, würde trotz seiner juristischen Studien bei dem Sohne eines Lehrers und Geistlichen auch heute nicht auffallen.

Johann Michael Ott gehört zu denjenigen elsässischen Juristen der Strassburger Universität, die wegen der Beherrschung zweier Sprachen zum diplomatischen Dienste ins Ausland empfohlen wurden. Erinnern wir uns doch, dass von den Professoren Koch und Oberlin selbst Goethe Aussicht auf einen Eintritt in die deutsche Kanzlei zu Versailles gemacht wurde.[6]

So wurde Heinrich Karl Rosenstiehl geb. 28. Oktober 1751 zu Mietesheim im Unterelsass, der Verwandte Friederikens von Sesenheim,[7] Sekretär im französischen Ministerium, ebenderselbe, welcher später die Katastrophe des Rastatter Gesandtenmordes mit erlebte; so kam der Strassburger Matthieu[8] als Sekretär zu Talleyrand und leitete als der einzige in deutschem

[1] Tagebuch S. 290.

[2] Hochzeitbuch von St-Aurelien Bd. 2 fol. 192b.

[3] Taufbuch der Neuen Kirche Bd. 229 fol. 659 und Bd. 230 fol. 106.

[4] Dieses noch unbekannte Namensverzeichnis trennt die Namen Ludwig Wilhelm Otto und Joh. Mich. Ott.

[5] Sterbregister der Neuen Kirche Bd. 188 fol. 18a.

[6] Dichtung und Wahrheit III, 11 S. 31.

[7] Lucius, Friederike Brion S. 139.

[8] Stœber, Der Aktuar Salzmann S. 31; vergl. Alsatia 1868 S. 178. Matthieu war Mitglied der deutschen Gesellschaft.

Staatsrecht Erfahrene zu Paris das grosse Austheilungsgeschäft der Entschädigungen deutscher Fürsten nach dem Lüneviller Frieden,[1] so wurde Ludwig Wilhelm Otto, aus dem hanau-lichtenbergischen Kork bei Kehl, eine glänzende diplomatische Laufbahn im französischen Dienste eröffnet;[2] so endlich wurde auch Johann Michael Ott nach Wien empfohlen und 1782 Translateur (sécrétaire interprète) des Kollegiums der auswärtigen Geschäfte in St. Petersburg.[3] Nicht er, sondern sein 1755 geborener jüngerer Bruder Joseph Ott, welcher das Goldschmiedehandwerk erlernt hatte, heiratete am 7. Mai 1781 die um 5 Jahre ältere Luise Katharine Fibich.[4]

Nachkommen der letzteren sind noch jetzt in Strassburg vorhanden und das Geschäft, welches Fibich's Schwiegersohn begründete, besteht noch heute an den Gewerbslauben 37 unter der Firma «Michel-Ott, ancienne maison Ott». Die Gemahlin des heutigen Geschäftsinhabers ist eine Urenkelin der einst gefeierten Sängerin. Ein 1810 geborener Enkel der letzteren, welcher mir das Bild seiner Grossmutter und ihres Gemahls zeigte, ist das einzige noch lebende Mitglied der Familie, welches Cleophe Fibich als Knabe gekannt hat. Derselbe schilderte sie mir als sehr gross und schlank, was mit den Worten des Tagebuches S. 277: «sie hüpfte vor Freuden, ihre gewöhnliche Bewegung, die bei ihrer erstaunlichen Länge ihr doch so unnachahmlich lässt» vollkommen übereinstimmt.

Durch die Familie erfuhr ich, dass die Nachkommen des Joh. Mich. Ott noch heute im russischen Staatsdienste leben. Ausserdem besitzt dieselbe in Abschrift den Mitgiftsvertrag der Katharina Fibich vom 26. Sept. 1781 und ein geschriebenes Hochzeitsgedicht, «die musikalische Tonleiter ein Quodlibet der Fiebich und Ottischen Verbindung gewidmet, mit Kupfern Strasburg den 7. Mai 1781».

[1] Häusser, Deutsche Geschichte II, S. 341.

[2] Ludwig Wilhelm Otto, geb. 7. Aug. 1754. Sohn des Hanau-lichtenbergischen Regierungsrats und Amtmanns von Wilstett und Lichtenau Justus Jakob Otto, Mitglied der deutschen Gesellschaft zu Strassburg, wurde Gesandtschaftssekretär in München, später chargé d'affaires in Philadelphia und unter Napoleon I., der ihn zum Grafen Mosloy erhob, Gesandter in London, Wien und Berlin (s. Biographie universelle). Die Familie Brion war mit dem Vater befreundet und machte mit Lenz bei ihm in Lichtenau Besuche (s. A. Stœber, Der Dichter Lenz S. 47 u 49).

[3] Stœber, Der Aktuar Salzmann S. 102; vergl. auch S. 91.

[4] Hochzeitbuch der Neuen Kirche Bd. 117 fol. 47b.

Dieses Hochzeitsgedicht aus 36 sechszeiligen Strophen bestehend, zu denen eine eigene Melodie vorhanden, ist das Werk eines Komponisten und Knittelversmachers zugleich. Strophen wie folgende mögen einen Begriff von demselben geben:

21.

Ut re mi fa sol
schon mancher hat wohl
ein Herzel durch Singsang errungen —
wo ist auch der Ochs
den Mägdeleins Vox
nicht einmal im Leben bezwungen?

22.

Den Kerl möcht' ich sehn
der könt' wiederstehn
dem Sang eines reizenden Kindes.
du zweifelst langohr — —!
lass trillern dir vor
durch d'Fiebich ein Lied — und empfind es.

23.

Wenn dir's nicht gelingt
durch das, was sie singt
gerührt und geschmolzen zu werden,
verdienest du schier
du zweyfüssiges Thier
vertilgt zu werden auf Erden.

24.

Der Liebe Gebott
befolgt heut Herr Ott
noch einmal so gern bey'm Kättel . . . .
sie ist Ihm das All
der Schöpfung zu mal,
d'Virtuosin in unserem Städtel.

Zu diesem Gedicht gehören neun Federzeichnungen, welche alle unter Wiederholung des bezüglichen Verses numeriert sind. Ein nicht numeriertes zehntes Blatt verherrlicht einen Glanztag im Leben der Braut:

An einem Konzertflügel sitzt eine mit Federhut geschmückte Dame, ohne Zweifel Katharina Fibich. Auf ihrem Notenpult steht in grossen Zügen der Name Gluck geschrieben. Dass aber

auch die italienische Musik mit der deutschen abwechseln soll, beweist ein Programm in der Hand eines der Anwesenden mit der Aufschrift Aria del Sgr. Piccini. Somit wäre das Bild inhaltlich in das Jahr 1775 zu setzen, da der Erbprinz Karl August von Sachsen-Meiningen, wie oben erwähnt, am Ostersonntag jenes Jahres gerade diese Arie von Fräulein Fibich gehört hat und zwar in einem Konzert, in welchem, wie jener hervorhebt, die deutsche Musik, trotz der Voreingenommenheit der Strassburger für die italienische, einen durchschlagenden Erfolg errang.

Wer den damaligen heissen Kampf zwischen der deutschen und italienischen Musik, zwischen Gluck und Piccini, in Paris verfolgt hat, ersieht leicht, dass der Erbprinz mit der «deutschen» Musik nur Gluck selbst gemeint haben kann. In der Stadt Strassburg hatte sich also im Jahr 1775 nicht nur eine Gesellschaft zur Pflege deutscher Sprache, sondern, was noch nicht bekannt war, auch eine Gesellschaft zur Pflege deutscher Musik gebildet. Dies ein neuer interessanter Beitrag zur Geschichte Strassburgs im vorigen Jahrhundert.

Erfolgreicher als in jener Familie wurden meine Nachforschungen bei dem Enkel und der Enkelin des Bruders der Cleophe.

Im Besitze des Enkels, eines würdigen Pfarrers, befinden sich mehrere Familienbilder aus dem vorigen Jahrhundert, welche seinen Grossvater, den Maler Johann Philipp Fibich, und dessen Tochter darstellen. Ausserdem bewahrt derselbe aus dem Nachlass Cleophes einen Nähtisch, ein Kommödchen und eine Puppenstube; ob wohl dieselbe, welche in Lenzens Tagebuch S. 287 erwähnt ist?

Eigentum der Enkelin, in der ich eine hochgebildete Dame schätzen lernte, ist jenes schöne Bildnis Cleophes, mit welchem ich zur Freude der Lenz- und Gœthe-Verehrer meine Abhandlung schmücken durfte, ein Miniaturbild auf eine Elfenbeinplatte gemalt, von unnachahmlicher Zartheit der Farben, welche ganz die von Lenz gerühmte «Pfirsichblässe» ihres Gesichtes wiedergeben. Das Jahr, in welchem das Bild gemalt wurde, ist unbekannt; da aber Cleophe nicht mehr die im Tagebuch gerühmten Flechten trägt und auch sonst als eine mehr reife als jugendliche Schönheit erscheint, werden wir dies Bild wohl an das Ende der siebenziger oder den Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts setzen müssen.

Die Hauptbegierde, welche ich empfand, jene Gedichte zu ermitteln, welche Lenz für den Baron v. Kleist an Cleophe dichtete, wurde leider nicht erfüllt, da bis auf Kleinigkeiten der Nachlass Cleophes verloren gegangen ist.

Ueberhaupt kam meine Forschung insofern um einiges zu spät, als die Tochter des Malers Fibich, welche die beste Auskunft hätte geben können, da sie von Cleophe auferzogen worden war, betagt im Jahr 1873 das Zeitliche gesegnet hat. Allein auch so gelang es mir, noch eine Reihe verbürgter Nachrichten zu sammeln, welche im Verlaufe meiner Arbeit verwertet werden sollen.

5. Eine Jugendfreundin der Friederike von Sesenheim.

Aufsehen wird ohne Zweifel die von der Familie einmütig versicherte Mitteilung machen, dass Cleophe Fibich eine Jugendfreundin der Friederike Brion gewesen sei. Zwei Locken von Friederikens Haar waren noch vor etwa 20 Jahren aus Cleophes Nachlass vorhanden. Ob es dieselben sind, die ich seitdem mit der Grossnichte Cleophes teilen durfte, kann dieselbe leider nicht mehr mit voller Bestimmtheit behaupten, da nach ihrer — allerdings verblassten — Erinnerung diese Locken Friederikens silberblond gewesen seien,[1] während die wieder gefundenen eine mehr goldblonde Farbe tragen. Allein vorhanden waren diese Haare mit der Aufschrift «cheveux de Frédérique de Gœthe» sicherlich, ein Umstand, der die bereits verbürgte Jugendfreundschaft Friederikens und Cleophes bestätigt.

Erst nach Feststellung dieser Thatsache wird uns die Veranlassung klar, welche Lenz und den zweiten Baron v. Kleist im Sommer 1772 von Fort Louis Besuche bei der Familie Brion in Sesenheim machen liess.[2] Wie der oben mitgeteilte Ehekontrakt besagt, war damals der älteste Baron v. Kleist schon längere Zeit mit Cleophe bekannt. Nichts natürlicher, als dass der Bruder die ihm sich bietende Gelegenheit benutzte, die Jugendfreundin Cleophes persönlich kennen zu lernen, während sich Lenz wohl als einen Freund Gœthes eingeführt hat.

[1] So in ihrem zweiten Briefe vom 13. Jan. 1887. In ihrem dritten vom 21. Jan. dagegen kommt die Dame aus äusseren Gründen zu dem Schlusse: ‹Je mehr ich nachdenke, jemehr bekräftigt sich in mir der Gedanke, es müssen Friederikens Haare sein.› Bei dieser Ueberzeugung ist sie auch in späteren Briefen und mündlichen Gesprächen geblieben.

[2] Vgl. A. Stœber, Der Dichter Lenz S. 58.

Die Bekanntschaft der Familien Brion und Fibich ist leicht erklärlich. Pfarrer Joh. Jacob Brion[1] wie seine Frau Magdalena Salomea Schöll[2] waren von Strassburg gebürtig und hatten dort beide eine zahlreiche Verwandtschaft. Dann aber tritt die Erscheinung, dass die eingeborenen Familien unter einander bekannt und gesellschaftlich verbunden sind, vor allen anderen Reichsstädten am meisten in Strassburg zu tage, weil hier das eingeborene deutsch-protestantische Bürgertum sich nach der französischen Annexion von 1681 gegen das eindringende französisch-katholische Element zusammenzuschliessen suchte. Zu diesem protestantischen Bürgertum intra muros gehörte aber und gehört noch heute in engster Verbindung die nächste protestantische und besonders protestantisch-theologische Umgebung extra muros, die auf Strassburgs Gymnasium und Universität ihre Bildung erhalten hatte, und an beide Kreise schloss sich vor der französischen Revolution das eingeborene Element der im Elsass zahlreich gelegenen hessen-darmstädtischen, pfalz-zweibrückischen und würtembergischen Territorien an.

So finde ich in den Taufakten zweier Strassburger Mitglieder der Deutschen Gesellschaft sowie des jüngern Ott reichsfürstliche Beamte als Pathen, bei Johann Siegfried Breu[3] die hessen-darmstädtischen Räte Johann Sebastian Otto und Friedrich Ludwig Bassy, bei Johann Friedrich Corvinus[4] den hessen-darmstädtischen Regierungsrat Franz Rudolf Mollinger, daneben die Jungfer Sophie Elisabeth, Herrn Daniel Schöpflins, Kirchenschaffners im würtembergischen Reichenweier eheliche Tochter, bei Joseph Ott[5] den pfalz-zweibrückischen Hofrat Joh. David Papelier.

[1] Joh. Jacob Brion, Sohn des Küblers Joh. Jac. Brion und der Frau Anna Katharina Hahn, wurde nach dem Taufregister von St. Wilhelm Bd. 53 fol. 137b den 11. April 1717 in Strassburg geboren und nach dem Hochzeitsregister derselben Kirche den 29. Mai 1743 ebendaselbst copuliert. Derselbe hatte, wie ich Bd. 53 fol. 179b, Bd. 54 fol. 12a, 41b, 113a, 174b u. 225a ersehe, noch 6 jüngere Geschwister.

[2] Siehe F. Lucius, Friederike Brion S. 40 ff. In den Taufregistern der Neuen Kirche finde ich drei Töchter des reichsritterschaftlich-ortenauischen Amtmanns Theobald Friedrich Schöll, des Bruders der Madame Brion: Susanna Dorothea geb. 18/9. 1752, Margaretha Elisabeth geb. 24/11. 1753 Eleonore 20/7. 1758, dieselben, an welche Lenz von Petersburg d. 27. März 1780 Grüsse übermitteln lässt (s. Falck, Friederike Brion S. 76).

[3] Geb. 25. Dez. 1739, Taufbuch der Neuen Kirche Bd. 228 fol. 196.

[4] Geb 17. Jan. 1751, Taufbuch der Neuen Kirche Bd. 229 fol. 568b.

[5] Geb. 28. März 1755, Taufbuch der Neuen Kirche Bd. 230 fol. 106.

Gœthe, der die Verhältnisse im Elsass aus eigener Anschauung kannte, konnte deshalb mit Recht in Dichtung und Wahrheit [1] schreiben :

« Gar manche Einwohner von Strassburg bildeten zwar abgesonderte, aber doch dem Sinne nach verbundene kleine Kreise, welche durch die vielen Unterthanen deutscher Fürsten, die unter französischer Hoheit ansehnliche Strecken Landes besassen, stets vermehrt und rekrutirt wurden; denn Väter und Söhne hielten sich Studirens oder Geschäfts wegen länger oder kürzer in Strassburg auf. »

In besonders engen, weil nachbarlichen, Beziehungen zu Strassburg stand das protestantische Buchsweiler im Unter-Elsass, die Residenzstadt der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, welche nach dem Tode Joh. Reinhards III., des letzten der einheimischen Landesherrn, im J. 1736 an den Tochtersohn desselben, den Erbprinzen Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt, gefallen war. Während der Erbprinz sich in Pirmasenz der Drillung seines Grenadierbataillons widmete, hielt seine Gemahlin Henriette Karoline, geb. Prinzessin von Pfalz-Birkenfeld,[2] in Buchsweiler Hof, wenn sie es nicht vorzog, den Winter in ihrem Palais in Strassburg, den heutigen Strassburger Stadthause, zu verbringen.

Auch nach der Uebersiedelung der Erbprinzessin und ihres Hofstaates nach Darmstadt im J. 1765 blieben die Beziehungen des Darmstädter Hofes zum Elsass intim, ja sie wurden noch intimer, als nach dem Tode des Landgrafen Ludwigs VIII. d. 17. Okt. 1768 der Herr des Buchsweiler Landes, Erbprinz Ludwig IX., den Thron in Darmstadt bestieg. Beamte wurden hinüber und herüber versetzt. Ein enges Band der Verwandtschaft knüpfte sich zwischen dem rechts- und linksrheinischen Lande.

Dem Beispiel des Geheimerats Hesse in Darmstadt, der sich seine Frau aus dem Elsass holte,[3] mögen manche andere gefolgt sein; andererseits fanden damals hanau-lichtenbergische

[1] III, 11 S. 34.

[2] Sie wurde am 9. März 1721 zu Strassburg im Rappoltsteiner Hofe am Finkweiler Staden geboren, woselbst ihr, der Urgrossmutter Kaiser Wilhelms I. und der Kaiserin Augusta, auf meine Veranlassung eine Gedenktafel errichtet wurde.

[3] Sie war die zweite Tochter Johann Friedrichs Flachsland, des Amts- und Kirchenschaffners der würtembergischen Grafschaft Horburg und Reichenweier im Ober-Elsass, und die Schwester der Karoline Herder, der Gattin des Dichters.

Beamtensöhne, wie Engelbach, Lerse, Weyland,[1] auf der Strassburger Universität engere Fühlung mit der rechtsrheinischen studierenden Jugend.

Gœthes Bekanntschaft mit diesen seinen Buchsweiler Freunden ist deshalb auf ganz andere gesellschaftliche Voraussetzungen als auf ein zufälliges Zusammentreffen in der bekannten Tischgesellschaft der Jungfern Lauth zurückzuführen. Nicht nur Frankfurter, auch Darmstädter Empfehlungen werden hier zu Grunde gelegen haben, welche letztere über die Strassburger Zeit hinaus ein engeres Band zwischen Gœthe und dem Merckschen Freundeskreise zu knüpfen im stande waren.

Dass Gœthes Uebersiedelung nach Strassburg bestimmte Vorbereitungen voraufgingen, lässt sich erweisen. In Strassburg bezog er «ein kleines, aber wohlgelegenes und anmutiges Quartier an der Sommerseite des Fischmarktes, einer schönen langen Strasse, wo immerwährende Bewegung jedem unbeschäftigten Augenblick zu Hülfe kam.»[2] Sein Hauswirt Kürschner Johann Ludwig Schlag war der Sohn des Schuhmachers Johann Jost Schlag, der in seinem Trauungsakt vom 18. Jan. 1702[3] «Sohn des Peter Schlag, gewesenen Steinmetzen und Burgers zu Frankfort am Main» genannt wird. Dies Logis war mithin aller Wahrscheinlichkeit nach voraus bestellt. Ebenso war Gœthe mit zahlreichen Empfehlungen versehen. Er selbst spricht von solchen in Dichtung und Wahrheit II 9 S. 133.

Auch die Bekanntschaft mit der Familie Brion in Sesenheim wird eine vorbereitete, das heisst, auf andern Voraussetzungen als auf lediglich studentischer Einführung beruhende gewesen sein. Wie hätte sonst jene Familie den jungen Mann wochenlang in ihrem Hause beherbergen und sich missliebigem Gerede aussetzen mögen. Schon Falck hat nach einer Erklärung dieses auffallenden Umstandes gesucht und dieselbe in der Annahme einer förmlich vollzogenen Verlobung Gœthes finden zu müssen geglaubt.[4] Mir indessen geht aus den Briefen

[1] Alle drei sind aus Buchsweiler gebürtig; siehe v. Lœpers Anmerk. 421, wo die aus dem Buchsweiler Kirchenbuche gezogenen Geburtsdaten angegeben sind. Lerse's Mutter war eine geborene Barth, nicht Garth. Weyland hatte, wie wir aus Lucius, Friederike Brion S. 68 wissen, einen Frankfurter Bürger zum Grossvater.

[2] Dichtung und Wahrheit II, 9 S. 133.

[3] Siehe den Anhang.

[4] Friederike Brion von Sesenheim S. 34.

Gœthes an Salzmann[1] deutlich hervor, dass Gœthe einen Landaufenthalt bei Brions genommen, um seine kranke Brust zu kurieren. Gute Bekannte oder Verwandte der Familie Brion, an welche Gœthe empfohlen gewesen sein mag, ich nenne beispielsweise den Kammerrat Engelbach in Buchsweiler, den ritterschaftlichen Syndikus Schöll in Strassburg, mögen Gœthe den Landaufenthalt vermittelt haben.

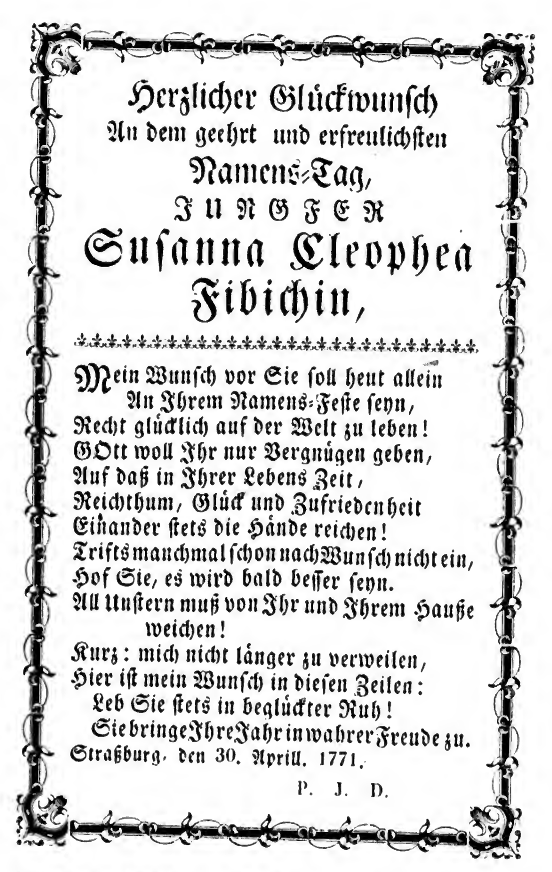
Gœthe hat diesen Empfehlungen nicht völlig entsprochen, da er das mit Friederike angeknüpfte Liebesverhältnis brach. Dieser Umstand mochte für ihn ein Grund mehr sein, dieselben in seiner Selbstbiographie zu verschweigen und seine Bekanntschaft mit der Familie Brion als eine mehr zufällige hinzustellen.[2]

Dass bei seiner ausgebreiteten Bekanntschaft in und um Strassburg und bei der erwähnten Zusammenhörigkeit der gesellschaftlichen Kreise jener Stadt Gœthe unter anderen auch die Familie Fibich kennen gelernt habe, dafür besitzen wir ausser der bestimmten Ueberlieferung, dass Friederike Brion und Cleophe Fibich Jugendfreundinnen gewesen seien, noch andere sichere Anzeichen.

Fibichs Juweliergeschäft, das bedeutendste in Strassburg, welches Pretiosen an die deutschen Prinzen und den Adel des Oberrheins lieferte, war im Centrum der Stadt an dem belebtesten Platze gelegen, wo sich zur Zeit grosser militärischer Schaustellungen ganz Strassburg zusammendrängte. Johann Philipp Fibich war Ratsherr und machte für damalige Verhältnisse ein Haus. Seine Töchter waren zu Gœthes Zeit schon erwachsen. Aus dem Nachlass Cleophes fand sich ein auf weissen Atlas gedruckter Glückwunsch, welcher beweist, dass sie bereits zu Gœthes Studienzeit in ihrem 17. Lebensjahre gefeiert war. Derselbe lautet :

[1] Aug. Stœber, Der Aktuar Salzmann S. 42 ff.; man vergleiche besonders den dritten Brief. — Nur nebenbei bemerke ich, dass die Ueberschrift des zweiten Briefes in Lenzens «Waldbruder» (Dorer-Egloff S. 93) «Fräulein Schatouilleuse an Rothen [Gœthen], der aufs Land gereist war, eine Frühlingskur zu trinken», Aehnlichkeit mit jener Situation enthält.

[2] Dass Gœthe in bezug auf seine Strassburger Vergangenheit gegen alles urkundliche Material empfindlich war, welches die von ihm in seiner Selbstbiographie gegebene Darstellung verschieben konnte, beweist sein förmlicher Protest, als Professor Engelhardt ihn um die Genehmigung zur Veröffentlichung seiner im Salzmann'schen Nachlasse gefundenen Briefe ersuchte. Vgl. Aug. Stœber. Der Aktuar Salzmann S. 118.



Herzlicher Glückwunsch
An dem geehrt und erfreulichsten
Namens-Tag,
JUNGFER
Susanna Cleophea
Fibichin,

****

Mein Wunsch vor Sie soll heut allein
An Ihrem Namens-Feste seyn,
Recht glücklich auf der Welt zu leben!
GOtt woll Ihr nur Vergnügen geben,
Auf daß in Ihrer Lebens Zeit,
Reichthum, Glück und Zufriedenheit
Einander stets die Hände reichen!
Trifts manchmal schon nach Wunsch nicht ein,
Hof Sie, es wird bald besser seyn.
All Unstern muß von Ihr und Ihrem Hauße
weichen!
Kurz: mich nicht länger zu verweilen,
Hier ist mein Wunsch in diesen Zeilen:
Leb Sie stets in beglückter Ruh!
Sie bringe Ihre Jahr in wahrer Freude zu.
Straßburg, den 30. Aprill. 1771.

P. J. D.

Cleophes Glückwunsch, zum Namenstag 30. April 1771. (S. 52.)

Fibichs Wohnung und Geschäft befand sich nach dem oben mitgeteilten Mietsvertrage im Hause des Banquiers und Ratsherrn Johannes Braun. Diese Banquiersfamilie Braun war eine sehr reiche und verzweigte in Strassburg. Ein Bruder des letzteren war der Banquier Johann Daniel Braun, beider Mutter eine geborene Margarethe Salome Miville. Eine geborene Anna Barbara Miville war auch des Aktuarius Salzmann Mutter. [1]

Wenn Gœthe an seinen Studienfreund, den Sohn des Kammerrats Engelbach in Buchsweiler, den 10. Sept. 1770 aus Strassburg schreibt : [2]

« Im B. Hause fährt man fort angenehm zu sein. Der A. und ich werden uns ehestens copuliren lassen. Der ganze Tisch grüsst Sie »,

so kann mit dem Tisch nur derjenige der Jungfern Lauth in der Krämergasse Nr. 13 (heutige Nr. 7), mit A. nur der Tischpräsident Aktuarius Salzmann, dessen unzertrennlicher Begleiter Gœthe in Strassburg war, und in dieser engen Verbindung mit dem B. Hause weder das Brion'sche[3] noch das v. Berkheim'sche,[4] wie man geraten hat, sondern wahrscheinlich nur das Braun'sche gemeint sein, zu dem der Aktuarius Salzmann die nächsten verwandtschaftlichen Beziehungen hatte.

Maria Agnes Braun, eine Tochter des Banquiers Joh. Daniel Braun, war die Taufpatin des Johann Michael Ott, ihr Bruder Abraham Braun der Taufpate der früh verstorbenen Margaretha Elisabeth Fibich, Joh. Daniel Braun studiosus, der Sohn des oben genannten Hauswirts der Familie Fibich, der Taufpate der Cleophe Fibich.

Wer, wie ich, längere Zeit die Geburts- Kopulations- und Sterberegister der alten Strassburger Familien durchforschte, wird allmählich angemutet, als hätten dieselben eine einzige grosse Sippe gebildet, so oft wiederholen sich dieselben Namen als Tauf- Trau- und Sterbezeugen.

Dass Gœthe die Familie Fibich persönlich gekannt habe, scheint auch aus dem Anteil hervorzugehen, den er an den ver-

[1] Aug. Stœber, Der Aktuar Salzmann S. 13: die Unterschriften sämmtlicher Familienmitglieder finden sich unter einem Teilungsakte des Notars Lacombe 1774 D 5. Oct.; den Sterbeakt der Marg. Salome Miville fand ich in St. Thomas 1775 fol. 56.

[2] Hirzel-Bernays, Der junge Gœthe I, 242.

[3] Aug. Stœber a. a. O. S. 48; dagegen schon v. Lœpers Anmerk. 423.

[4] A. Baier, Das Heidenröslein. Heidelb. 1877. S. 34.

liebten Kreuz- und Querzügen seines Freundes Lenz mit Cleophe genommen hat.

In Lenzens Roman «der Waldbruder»,[1] der, abgesehen von einigen äusserlichen Anspielungen an den Weimarer Aufenthalt, m wesentlichen Strassburger Erlebnisse wiederspiegelt, findet sich sogar eine Stelle, welche auf ein Konzert im Fibich'schen Hause gedeutet werden kann, da sie merkwürdige Aehnlichkeit mit einer Stelle in Lenzens Tagebuch verrät. Zwei Töchter unterhalten die Gäste, wie im Tagebuch, so im Waldbruder durch ihren Gesang. In jenem singt die älteste eine der schönsten italienischen Arien mit Blicken, die Lenz wünschen machten, er könne sie lieben,[2] im Waldbruder belohnt die eine der Töchter Rothen [Gœthen] für jede falsche Lobeserhebung mit einem feurigen Blick.[3]

Wenn auch der Waldbruder stark satyrisch gefärbt ist, so gewinnt doch die Thatsache, dass Gœthe einem Konzert in der Familie Fibich beigewohnt hat, durch jene Erzählung an Wahrscheinlichkeit. Dann würde auch dieser Besuch in den Sommer 1775 fallen, wo Gœthe zweimal, nämlich im Mai und im Juli, auf seiner Schweizerreise während mehrerer Tage in Strassburg verweilte und gewiss ein Interesse daran hatte, Cleophe zu sehen, beziehungsweise wiederzusehen, nachdem ihm sein Freund Lenz so viel von ihr und ihrem Verlöbnis mit dem Baron von Kleist gesprochen hatte.

6. Lenzens dramatischer Nachlass.

Soweit waren meine Forschungen über die Familie Fibich gelangt, als ich in dem von Karl Weinhold 1884 herausgegebenen dramatischen Nachlasse des Dichters Lenz zu meiner Freude die Bestätigung derselben durch Lenz selbst bemerkte.

Wir haben schon oben hervorgehoben, dass Lenz, wie die andern Dichter der Sturm- und Drangperiode, eigene Erlebnisse zum Vorwurf seiner Dichtungen gewählt hat. Der Möglichkeit einer Verbindung mit Friederike begegnet er durch «die Liebe auf dem Lande», seine Liebe zu Frl. Henriette Waldner von Freundstein spiegelt «die Laube» und «der Waldbruder» wieder, sein Verhältnis zu Fräulein König in

[1] Dorer-Egloff S. 92 ff.
[2] S. 279. [3] Dorer-Egloff S. 100.

Strassburg giebt ihm den Stoff zur «Alten Jungfer». Magister Leypold vom Protestantischen Gymnasium tritt als Prototyp des alten Moor in Schillers Räubern in dem «Tugendhaften Taugenichts» mit seinen schulmeisterlichen Flüchen persönlich auf; kein Wunder, wenn Lenz auch die in der Familie Fibich erlebten Vorgänge dramatisierte.

In seinen Entwürfen zu dem Schauspiel «Katharina von Siena» ist Katharina ursprünglich keine andere als Katharina Fibich, Laura oder, wie sie im Entwurf B genannt wird, Araminta, wie im Tagebuch, deren jüngere Schwester Cleophe, der von Katharinens Laune abgewiesene Freier Trufalo der ältere Ott. In Katharina wollte der Dichter eine Stolze darstellen, welche alle Freier im Uebermut zurückweist, um einen armen Maler Rosalbino glücklich zu machen, in dem sie das Ideal eines Mannes verwirklicht sieht. Allein Rosalbino, dem die Kunst mehr als Liebe gilt, erwidert diese Neigung nicht. «Katharina flieht deshalb in die Wildnis und sucht in asketischer Brautschaft mit Jesus den Frieden, den sie auch gegen alle Versuchungen zum Rückfall behauptet.»

Im Entwurfe B der «Alten Jungfer» ist Wiedeburg kein anderer als Lenz-Kleist, dem sein Freund Ott den Charakter Cleophes zu einer Zeit, wo Lenz schon für Fräulein Waldner entbrannt ist, ins hellste Licht zu rücken sich bemüht.

Ott: Was willst du mehr von einer Person, die dich glücklich machen soll, als so geliebt zu werden?

Wiedeburg: Ich will mehr — und darum bin ich elend. Ich will, dass sie sich mir liebenswürdig machen — dass sie eine Waldner sein soll[1] — dass sie alle meine Sehnsuchten, alle meine Erwartungen auf sich spannen, dass sie die Belohnung alles meines Strebens Ringens Leidens und der Todesgefahr selber sey — ich will alles oder nichts! — sieh, das ist meine Natur, Ott! und darum bin ich ein unglücklicher Mensch!

Ott: Sie würde sich nach dir gebildet, sie würde ihre Empfindungen nach den deinigen umgestimmt haben, sie würde dir alles geworden seyn. Du weisst nicht, dass sie seit einiger Zeit erstaunend angefangen zu lesen, bloss weil sie merkt, dass du Freude daran hast — noch mehr, sie erkundigt sich sorgfältig bey all deinen Freunden, welche Bücher du vorzüglich liebst, und liest sie heimlich,

[1] Man vergleiche das weiter unten citierte Gedicht vom 28. Okt. 1775 und daraus die Zeilen: «Seit ich nicht mehr in die Tugend, nein, in mehr verzaubert bin», welche die Liebe zu Cleophe ab- und diejenige zur Waldner erschliessen.

damit sie dich einmal angenehm überraschen kann, wenn von einem oder dem andern dieser Bücher die Rede ist.

Wiedeburg: O Satan, Satan, der ich bin! Es ist ausgelöscht, ausgelöscht in meinem Herzen die himmlische Flamme! — Doch will ich hin, ich will sie sehen, ich will sie heurathen, ich will alles thun, und — siehe, ich sage es dir — mein ganzes Leben durch eine lange Komödie spielen — vor den Engeln selber, vor dem Angesicht Gottes selber — aber es bleibt doch immer Komödie.

Ott: Du machst mich grausen!

Wiedeburg: Komm! — Du solltest weinen und heulen wie eine Bettlerswittwe mit zehn Kindern, wenn du in mein Herz sehen könntest!

6.

Ihr Krankenbett.

— — — Er schwört ihr, dass er keine andere nehmen will und heurathen, W(aldner) auch nicht, denn er hatte ihr promesse de mariage gegeben und sie sich darauf verlassen.

Endlich nennt der Entwurf C der «Alten Jungfer» die Familie Fibich selbst. Vater Fibich tritt mit Namen auf, Baron Wiedeburg ist Lenz, Graf Dönhof stellt Kleist vor, Cleophe wird hier Amalia genannt.

Akt I.

Erste Scene.

Wiedeburg allein.

Alles was ich von ihr sehe, alles was ich von ihr höre, jeder Schritt, den sie in die Welt thut, ist von einer Rose der Schönheit begleitet, die sie in ihren Fusstapfen zurücklässt.[1] Ach und soll soviel Herrlichkeit vorübergehen, ohne erkannt, ohne in seinem ganzen Werthe erkannt und an diese Brust gedrückt zu werden? Amalia — ich liebe dich, Amalia, du sollst dies Wort von mir nimmer hören, aber mir selbst, und diesen Wänden will ichs tausendmal sagen, um mich unaufhörlich selbst mit dem Gedanken aufzuwecken, dass du da bist, und diese himmlische Flamme, die du in meiner Brust angezündet hast, nie ausgehen zu lassen. Wenn die ausgienge — wie elend --! (legt seinen Kopf in die Hand und bleibt so eine Viertelstunde ohne Bewegung sitzen).

[1] Wer erinnert sich nicht bei diesem Bilde des Goethe'schen Lobes «die Poesie, die Lenz in das Gemeinste zu legen wusste, setzte mich oft in Erstaunen.»

Fibich kommt herein mit einem Brief in der Hand: Sehen Sie, Herr Baron, wie unglücklich es ihrer Freundin geht! Soll ich's Ihnen sagen? warum nicht? Sie sind doch unser einziger wahrer Freund!

Wiedeburg: Sagen Sie mir alles!

Fibich (weint): Meine Tochter ist ein unglückliches Mädchen lebtäglich!

Wiedeburg: Ihre Tochter? — warum denn? wodurch denn? ich bitte, weisen Sie mir den Brief.

Fibich (weinend): Freilich haben Sie so ein Herz, dass man Ihnen alles sagen muss und die Freundschaft, die Sie meiner Tochter von Anfang an bewiesen haben, richtet mich allein auf. Ich armer, unglücklicher Mann! Sie ist betrogen! Der Graf Dönhof zieht sein Wort zurück.

Wiedeburg: Sein Wort zurück? (reisst ihm den Brief aus der Hand).

Fibich: Er sagt, er hab ihr nie die Ehe versprochen, das was er mir schriftlich hinterlassen und die Briefe alle seyn nur ein Zeichen seiner Freundschaft gewesen, die er auch immer nach wie vor behalten wolle.

Wiedeburg (den Brief zitternd durchlesend): Sie können ihn zwingen, Abtrag zu geben.

Fibich: Nein, Herr Baron, nimmer — nimmer thu ich das! es säh so aus als ob mein Kind verlegen um einen Mann —

Wiedeburg: Sie können es ohne Ihre Delikatesse zu beleidigen — lassen Sie mir die Sorge, ich verspreche Ihnen, den Process zu führen; — noch mehr, beruhigen Sie Ihre Mamsell Tochter, ich verspreche ihn durch dieses Mittel zurückzubringen.

Fibich: Ach gnädiger Herr, Sie haben ein gar zu gutes Herz! Wenn sich nicht noch edle Gemüther fänden, die sich unsrer annähmen —

Wiedeburg: Verlassen Sie sich darauf! lassen Sie mich allein — ich will mich sogleich hinsetzen und eine Requete an das Landbotengericht aufsetzen.

Fibich: Gott belohne Sie und schenk Ihnen dafür eine Frau wie Sies verdienen. (Ab.)

Wiedeburg: In was für Händel verwickelt einen nicht das Mitleiden! Ein guter Wunsch — der Wunsch wars allein werth. — Ach Amalie!

Folgende Andeutungen über den weiteren Gang der Handlung, sagt der Herausgeber, sind von Lenz gleichzeitig rasch auf die Rückseite des Folioblattes hingeworfen worden, wie die Schrift zeigt:

— verliert den Process, erbietet sich aus Grossmut, sie selbst zu heurathen; erfährt hernach, dass er den Process nitht habe

gewinnen können, weil die ganze Promesse de Mariage valsifiirt,[1] erfunden, nachgeschrieben worden, denn Fibich hat die Pappiere allzeit dem Advokaten des W. zugeschickt, weil der nicht Zeit hatte, sich soviel darum zu bekümmern. Dass zwar der junge Baron ihr von Ehe zugeredt, aber nie etwas schriftliches hinterlassen habe und dass eben wegen dieser Falschheit des Vaters die Obrigkeit ihn als einen Betrüger, der auf die Art das reiche Vermögen dieses Hauses an sich ziehen wollen, angesehen.

(Darum darf ich das Stück nicht drucken lassen. Wenigstens nicht, so lang Fib. unverheurathet ist.) »

Der Herausgeber fügt in der Einleitung zu diesem dem Jahre 1775 angehörigen Entwurfe S. 195 die Bemerkung bei:

«Es scheint durch den Zusammenhang, worin diese Worte stehen, dass wir hier den Namen des Handelsmanns am Strassburger Paradeplatz erfahren, mit dessen Tochter, der Mamsell Fibich also, die Kleists und Lenz selbst ihre Liebesgeschichten halten, die Lenz im Tagebuch Gœthen erzählte und die er in den Soldaten zum Theil verwerthete.»

Nun, die von Weinhold ausgesprochene Vermutung ist erst durch meine selbständig geführte Forschung zur Gewissheit erhoben. Dagegen zeigen die von Lenz hingeworfenen Andeutungen über den weiteren Gang der Handlung, insbesondere die Verneinung der Promesse de mariage, dass Lenz, was sich auch sonst beweisen lässt, Vorgänge des wirklichen Lebens nicht immer in unveränderter Gestalt zu dichterischen Entwürfen gewählt habe.

7. Der Stammbaum der Familie Kleist.

Bis zum 12. Mai 1777, also nicht 15, sondern 42 Monate, hatte die Familie Fibich auf die Erfüllung des Eheversprechens vergebens gewartet. Baron Kleist hatte, wie es scheint, bis dahin stets neue Hoffnung genährt. So konnte Lenz noch im Febr. 1776 kurz vor seiner Abreise aus Strassburg an Herder schreiben:[2]

«Ich danke dir, dass du die «Soldaten» zum Druck befördert hast. Reich wird sie hoffentlich vor Michaelis nicht bekannt machen

[1] So steht für «falsifiirt» geschrieben. Doch möchte ich dieses Versehen des Dichters nicht wie Weinhold mit einem Ausrufungszeichen begleiten. Rechtschreibung war damals noch kein untrüglicher Gradmesser der Bildung wie heutzutage.

[2] Aus Herders Nachlass I, S. 238.

und alsdann wird das mit Fingern deutende Publikum auf nichts mehr zu deuten haben.»

Lenz hatte also gegründete Hoffnung, dass Baron von Kleist bis Michaelis 1776 sein Wort eingelöst haben würde, allein der Winter 1776—1777 verging, bis endlich, als Cleophe an der Schwelle der zweiten Hälfte ihres 23. Lebensjahres angelangt war, Vater Fibich das versiegelte Eheversprechen zur Geltendmachung seiner Ansprüche eröffnen liess.

Wie die Kleist-Fibich'sche Angelegenheit weiterhin im einzelnen verlaufen, ist bis jetzt unbekannt, doch darf ich nach einer Abschrift des im Museum zu Mitau befindlichen Stammbaums der Familie Kleist[1] schliessen, dass sich der Baron nicht gerade cavaliermässig benommen hat.

Nach jenem Stammbaum war der Vater jener drei Brüder Kleist[2] Christian Ewald von Kleist, Majoratsherr auf Kerklingen und Dobelsberg, die Mutter eine Katharine Alexandrine von Vietinghoff, gen. Scheel. Aus der 1749 $^{13}/_{6}$ geschlossenen Ehe gingen 5 Kinder hervor, nämlich:

1) Agnese Alexandrine, geb. 1750 $^{16}/_{3}$, gest. 1813 $^{5}/_{9}$.
2) Friedrich Georg, geb. 1751 $^{27}/_{3}$, gest. 1800 $^{20}/_{1}$.
3) Ernst Nicolaus, geb. 1752 $^{4}/_{2}$, gest. 1787 $^{7}/_{3}$.
4) Christoph Hieronymus Johann, geb. 1753 $^{14}/_{6}$, gest. 1829 $^{10}/_{10}$.
5) Marie Charlotte Sophie Eleonore, geb. 1757 $^{4}/_{7}$, gest. 1798 $^{10}/_{11}$.

Friedrich Georg, der Verlobte der Cleophe Fibich, verheiratete sich nach jenem Stammbaum in erster Ehe 1776 $^{20}/_{9}$ mit Anna Margaretha Hedwig von Rutenberg aus Welden geb. 1760 $^{28}/_{7}$, gest. 1793 $^{24}/_{12}$, in zweiter Ehe1 794 $^{9}/_{10}$ mit Agathe Dorothea Elisabeth von Rutenberg aus Neu-Autz geb. 1770 $^{28}/_{2}$, gest. 1832 $^{2}/_{7}$. Auf derselben Stammtafel wird Friedrich Georg «Königl. Polnischer Kammerherr und Ritter des Stanislausordens, Majoratsherr auf Kerklingen und Dobelsberg, Erbherr auf Welden» genannt, der zweite Bruder, mit welchem Lenz in Fort Louis und Landau gewesen, als «französischer Kapitain,

[1] Diese Abschrift, welche mir Falck vermittelte und nach der Buchholz'schen genealogischen Sammlung baltischer Familien der Rigaer Stadtbibliothek ergänzte, verdanke ich der Güte des Herrn Julius Döring, des bekannten Malers und Kunsthistorikers, in Mitau.

[2] Vergl. Rudolf Reicke Altpreussische Monatsschrift 1867 S. 654 ff.: L'Estocq nahm 20. Sept. 1769 drei dieses Namens, im Index (der Königsberger Universität) als fratres bezeichnet, auf: Friedericus Georgius de Kleist Eques Kerklinga-Curonus, Ernestus Nicolaus de Kleist und Christophorus Johannes Hieronymus de Kleist.

polnischer Kammerherr und Erbherr auf Subbern» und der jüngste Bruder, den Lenz im Hinblick auf die bevorstehende Verbindung des ältesten mit Cleophe Fibich den «Schwager» nennt, als «französischer Kapitain, später preussischer Kammerherr und gestorben zu Charlottenburg» verzeichnet.

Zunächst geht aus diesen authentischen Angaben hervor, dass Baron Friedrich Georg v. Kleist, um auch nach Strassburger Recht majorenn zu erscheinen, in dem von ihm unterzeichneten Ehekontrakt sein Lebensalter fälschlich auf 25 Jahre angegeben hat. Ferner erhalten jetzt Lenzens Worte, «dass das Publikum Michaelis 1776 auf nichts mehr werde zu deuten haben,» einen besonderen Sinn. Wahrscheinlich hatte Baron v. Kleist die Erfüllung seines Eheversprechens der Familie Fibich bis zu diesem Termin verheissen, während er bereits mit dem Plane umging, sich der Erfüllung dieses Versprechens durch die bis dahin geschlossene Ehe mit Fräulein von Rutenberg zu entziehen. Dass er einer solchen Handlungsweise fähig war, kann leider nicht geleugnet werden. Denn der Umstand, dass Vater Fibich am 12. Mai 1777 den Ehekontrakt eröffnen lassen musste, beweist, dass Baron v. Kleist an seinem Vermählungstage, den 20. Sept. 1776 seinen Verbindlichkeiten gegenüber der Familie Fibich nicht gerecht geworden war.

Was weiter geschah, entzieht sich unserer Kenntnis. Dass Fibich überhaupt auf Grund eines solchen Aktes vor dem russischen Richter klagen konnte, möchten wir bezweifeln. Immerhin wird das Jahr 1777 der Familie Kummer und Aufregung genug verursacht haben. Bereits am 15. Mai 1778 starb im Alter von erst 52 Jahren, wie der Sterbeakt besagt «an Fieber, Geschwulst und Engigkeit» Mutter Fibich;[1] «die gute Mutter» nennt sie Lenz im Tagebuch.[2] Ob ihr Tod durch den vorausgegangenen Herzenskummer beschleunigt worden?

Auch wie Lenz sich zu dieser fatalen Angelegenheit verhalten, ist unklar. Dass er auch nach der Entzweiung mit dem jüngsten v. Kleist mit der Familie seiner ehemaligen Zöglinge in Verbindung stand, gesteht er selbst in einem Briefe vom 10. Dez. 1777 an Sarasin in Basel.[3] Merkwürdiger Weise erbittet er sich durch letzteren schleunigst die Originalbriefe

[1] Sterbregister der Neuen Kirche Bd. 189 fol. 19.
[2] S. 286.
[3] Dorer-Egloff S. 237.

Ewald v. Kleists, des heimgegangenen Dichters des Frühlings, welche Herr Ratsherr Iselin besass.

«Ich bringe sie, schliesst Lenz seinen Brief, aufs heiligste wieder ungekränkt nach Basel zurück und einen Dank, der nicht endigt, Ihnen und unserm Iselin zum Ersatze. Die Absicht, wozu ich diese Briefe brauche, können Sie sich beide nicht vorstellen, könnte ich Ihnen beiden auch nicht begreiflich machen, da ich sie mir selber nicht in Worte fassen kann; genug, mir liegt u n b e g r e i f l i c h v i e l d a r a n.»

So viel geht aus diesen wirren Worten hervor, dass Lenz mit jenen Briefen des Dichters Kleist irgend einen Eindruck auf jene kurländische Familie zu machen gedenkt. Will er etwa der adelsstolzen, welche die Verschwägerung mit der Strassburger Bürgersfamilie abgelehnt hatte, an ihrem eigenen Fleisch und Blut zu Gemüte führen, dass es noch etwas Höheres, nämlich das Genie, gebe?

Nicht minder auffallend, aber ebenso schwer zu deuten, ist ein Brief, den Schlosser Mitte März 1778 an Rœderer nach Strassburg schreibt: [1]

«Sie werden sich freuen lieber Magister, wenn Sie hören, dass Lenz hergestellt ist, wenigstens allem menschlichen Ansehen nach. — Inliegenden Brief gab er mir kurz nach einem harten Paroxismus von Schwermut. Ich vermutete, dass etwas Tolles drin ist, und brach ihn auf, um Sie nicht zu erschrecken. Auch finde ich, dass es wahr ist; stosen Sie sich aber nicht an seiner Apostrophe. Seine Seele ist noch viel zu schwach, auch da zu schwach gewesen. Ich hab auch Verehrung für solche Sachen, aber wenn Ihr seel. Vater Ihnen jetzt rathen könt, würde er auch rathen, wies die Umstände erfodern. Sagen Sie Lenzen und schreiben Sie ihm nicht, dass ich den Brief erbrochen und zurückgehalten habe. Schicken Sie ihm seine Sachen bald mit Entschuldigung, dass Sie wegen Abwesenheit seinen Brief verfehlt hätten, in der — — Sache aber thun wollten was möglich ist.»

Zu dieser Lücke schreibt der Herausgeber in der Note: «Ein abgekürztes und ganz unleserliches Wort». Diese Lücke konnte von Bedeutung werden, wenn hier «Fibich'schen» oder «Kleist'schen» Sache stand. Es war damit der Beweis geliefert, dass die Familie Fibich damals die ihr rechtlich gebührende Genugthuung noch nicht erhalten hatte. Diese Annahme wurde

[1] A. Stœber, J. G. Rœderer und seine Freunde S. 68.

für mich die erste Veranlassung, den Rœdreer'schen Nachlass, welchen einst Stœber benutzte, in Strassburg aufzuspüren.

Zwei Fräulein Rœderer, Enkelinnen des trefflichen Theologen, besitzen ihn und halten ihn als ein heiliges Familienvermächtnis in Ehren. Mit welcher Freude begrüsste ich das Glück, die kostbaren Papiere, unter denen 2 Gœthe'sche Briefe, in Händen halten zu dürfen! Auch vermochte ich obige Lücke mit Hülfe der Besitzerinnen zu enträtseln. Weder Kleist'schen noch Fibich'schen Sache war an jener Stelle zu lesen, sondern in der «dortigen» Sache, aus welchen Worten kein bestimmter Schluss zu ziehen ist. Auch dass Lenzens Bruder, der den scheinbar Wiedergenesenen im Sommer 1779 nach Riga abholte, in einem Briefe an Salzmann mit Bedauern erklärt, dass er Strassburg mit seinem Bruder habe vermeiden müssen,[1] kann nicht mit Sicherheit auf den Umstand zurückgeführt werden, als ob die Fibich'sche Angelegenheit damals den Dichter noch bewegt habe.

8. Cleophes Stammbucheintrag.

Dass sich Baron von Kleist nicht rechtlich in jener Angelegenheit benommen habe, glauben wir behaupten zu müssen. Dagegen hat Cleophe dem Verlobten bis an ihr Lebensende die Treue bewahrt und diese Gesinnung im Dez. 1774 durch ein unverdächtiges Zeugnis bekräftigt. Wir besitzen nämlich im Stammbuch Lenzens auf der ersten Seite einen anonymen Eintrag von «einer ungenannten, doch wohlbekannten Freundin», den zuerst brieflich am 29. Okt. 1883 Falck und gleich darauf auch Düntzer öffentlich in der Köln. Zeitung vom 24. Nov. 1883 III. Blatt als einen Autograph Aramintas erkannten.

Dieses, wie es schien, längst verschollene Stammbuch des Dichters, aus welchem bereits früher einmal die Eintragungen Gœthes, Schlossers und seiner Gattin bekannt geworden waren, tauchte plötzlich in Fellin in Livland auf und zwar im Besitz der Tochter des um den Lenz-Nachlass sehr verdienten Dr. Dumpf. Herr Gymnasialdirektor Dr. Waldmann daselbst, dessen ausserordentlicher Güte ich das beigefügte Facsimile verdanke, legte diese Lenz-Reliquie am 5. Okt. 1883 der literarischen Gesellschaft zu Fellin vor und berichtete eingehend über dieselbe in dem Jahresbericht jener Gesellschaft pro 1883 und 1884.

[1] A. Stœber, Der Dichter Lenz S. 40.

Auf ihr begehren schreib ich drein,
Doch [illegible] bilden ein.
Weil das zu [illegible] gelacht
Was sie vorgestern mir gesagt.
Wo bleibt die treu von ihrem freund,
Der es so gut mit ihr gemeint
So wird sie treu belohnet,
So aber denk ich nicht,
Ich habe ihr [illegible] nicht
[illegible] bricht.

von einer ungenannten
Doch wohl bekandten Freundin

Strassburg
den 16 December 1774.

Araminta's Stammbuch-Eintrag. (S. 63.)

Diesem Bericht und einer mir gewordenen brieflichen Mitteilung seines Autors zufolge, ist das Stammbuch, dessen Höhe 10 ½ und dessen Breite 14 ½ Ctm. beträgt, in roten Saffian gebunden, hat Goldschnitt und Goldverzierungen auf Rücken und Rand, trägt auf der Vorderseite den Namen Lenz, auf der Rückseite die Jahreszahl 1774; Verzierungen, Lettern und Ziffern sind von altertümlicher Ausstattung. Das Album zählt 63 Blätter eines nach modernen Begriffen höchst unansehnlichen weissen Papiers, 21 Blätter sind ausgerissen, beschrieben sind nur 4 Seiten. Auf der ersten Seite desselben steht die als Facsimile beigegebene Eintragung. In der Mitte des Albums finden sich auf drei unmittelbar auf einander folgenden Seiten 3 Einzeichnungen:

1) Zur Erinnrung guter Stunden,
Aller Freuden, aller Wunden,
Aller Sorgen, aller Schmerzen,
In zwei tollen Dichter Herzen
Noch im letzen Augenblick
Lass ich Lenzzen dies zurück.

Gœthe.

2) Si vedrem chiaro poi, come sovente
Per le cose dubbiose altri s'avanza,
E come spesso indarno si sospira.

Petrarca.
C. Schlosser.

Letztere Eintragung rührt von Gœthes Schwester Cornelie, der Gattin des Hofrats Schlosser in Emmendingen bei Freiburg, her. Schlosser selbst hat sich in das Lenz'sche Stammbuch in folgender Weise eingetragen:

3) Catharina von Siena.

J. G. Schlosser.

Catharina von Siena ist der Titel jenes oben citierten dramatischen Entwurfes, von dem der Dichter am 14. März 1776 gegen Merck äusserte: «es sei schon in seiner pia mater fertig, aber noch nicht geschrieben.» Weinhold, der Herausgeber des dramatischen Nachlasses, setzt bei dieser Gelegenheit hinzu:

«Lenz hatte von dem Drama, das ihn damals beschäftigte, in Emmendingen gesprochen und es dem edlen Paare einst vorzulegen gedacht. Schlossers Eintragung sieht als Mahnung, nicht wie eine

Quittung aus. Auf dem Zettel, welcher drei Sätze zur ersten Catharina enthält, lesen wir die Worte: so bleibt das Stück immer für Gœthen und seine Schwester.»

Weinholds Ansicht von einer Mahnung Schlossers ist auch die unsrige; die Eintragung fällt wahrscheinlich Ende Mai 1775, da Gœthe seinen Freund Lenz den 27. Mai 1775 von Strassburg nach Emmendingen mitgenommen hatte. [1] Hat Gœthe wirklich im letzten Augenblick des Scheidens sich in Lenzens Stammbuch eingetragen, woran nicht zu zweifeln, so ist auch Gœthes Eintrag in Emmendingen und nicht in Strassburg erfolgt.

Was nun den anonymen Vers auf der ersten Seite des Stammbuchs betrifft, so haben Falck und Düntzer die ursprüngliche Vermutung, als könne derselbe von Friederike Brion herrühren, widerlegt, indem sie die wahre Verfasserin in Araminta erkannten. Düntzer schreibt mit vollem Rechte:

« Friederike hatte damals, Ende 1774, schon längst jede Aussicht auf Gœthe aufgegeben und so können wir diese Deutung auch ohne Ansicht der Handschrift um so entschiedener ablehnen, als die Dame, welche in dem hier vorliegenden Verhältnisse zu Lenz stand, ob wir gleich ihren Namen nicht kennen, nachzuweisen vermögen. »

Folgt der bekannte Hinweis auf den Anfang des 14. Buches von Wahrheit und Dichtung und das Lenz'sche Tagebuch.

Nun, diese bisher dem Namen nach unbekannte Dame ist in Cleophe Fibich entdeckt worden, deren handschriftlicher Eintrag dadurch an Interesse gewinnt, da er mit demjenigen von Gœthe, dessen Schwester und Schwager in Lenzens Stammbuch vereinigt ist.

Dieser Stammbucheintrag Cleophes vom 4. Dezember 1774 ist unseres Wissens das letzte Glied jener Kette von Kreuz- und Querbewegungen des Dichters mit ihr. Nach dem Tagebuch freilich war bereits Ende Oktober der Bruch zwischen Lenz und dem jüngsten Baron v. Kleist erfolgt. Dass die Veranlassung dazu in jenem Verhältnis zu Cleophe gesucht werden muss, lässt die Darstellung desselben nur zu deutlich erkennen.

Aber Lenz machte wohl noch einen letzten Versuch auf das Herz der Geliebten. Was Cleophe oft im Scherz gesagt hatte:

[1] Frl. König in einem unedierten Briefe an Madame Hesse in Darmstadt, Buchsweiler 14. Juni 1775: «Lenz war mit Gœthe bei der Schlosserin und kann nicht sagen, was für Wunderwürkung sein Anblick auf ihre Seele und Körper gemacht haben.» (Mitteilung von Falck.)

sie wünsche sich einen Mann wie Lenz; wenn ihr Bräutigam sie verliesse, solle er seinen Platz einnehmen,[1] hatte den Dichter veranlasst, sie beim Wort zu nehmen. Bei diesem Antrag jedoch findet Cleophe ihren Ernst wieder und weist den Bewerber in die ihm gebührenden Schranken zurück.

Damit war wohl die Lenz-Araminta Angelegenheit im wesentlichen abgethan, wenn auch die «Freundin» noch ferneres Wohlwollen für Lenz bewahrt haben mag. In ähnlicher Weise ist Lenz auch von dem Baron v. Kleist trotz aller Differenzen, die ihn zum Ausziehen veranlassten, schliesslich doch in Frieden geschieden. Noch in Weimar gab Lenz Salzmann Aufträge für Fibich,[2] erhielt er wiederholte Grüsse von Herrn v. Kleist durch Rœderer.[3]

Uebrigens schildert Lenz selbst im Tagebuch die Erlebnisse des letzten Abends, den er mit Herrn v. Kleist verbrachte, derart, dass wir an einen tragischen Konflikt nicht glauben können. Der stark angeheiterte Baron, der in roher Weise seine ausgelassenen Streiche mit dem Dichter getrieben, giebt, vernünftig geworden, demselben beim Schlafengehen die schönsten Worte von der Welt und war auch am andern Morgen, da Lenz von ihm auszog, «sein bester Freund.»

An eine Forderung zwischen beiden, wie Urlichs[4] und Erich Schmidt[5] vermuteten, ist deshalb trotz einer dahin bezüglichen Ueberschrift eines Lenzischen Gedichtes, von welchem weiter unten, keineswegs zu denken.

V. Aufschluss aus den Werken des Dichters.

1. Die Gedichte.

Es ist nicht leicht, aus der Zahl gleichgestimmter Gedichte, welche dieselbe Stufenleiter der Gefühle von der höchsten Schwärmerei bis zur gänzlichen Hoffnungslosigkeit durcheilen, mit vollkommener Gewissheit die zu einem Araminta-Cyklus gehörigen zu bezeichnen. Bedenken wir jedoch, dass Lenz das Herz Cleo-

[1] Tagebuch S. 276 u. 281.
[2] Weinhold, Dramatischer Nachlass S. 195.
[3] Mitteilung Falcks aus den ungedruckten Rœderer-Briefen; vgl. auch Stœber, Der Dichter Lenz S. 84.
[4] S. 259. [5] Lenz und Klinger S. 15.

phes durch sein Liebesspiel vor anderweitigen Gefahren bewahren zu müssen glaubt, dass ihm, dem ernstlich Verliebten, jedoch Gewissensbisse entstehen und Cleophe sowie der Schwager ihm Vorwürfe machen, so müssen wir jedenfalls folgende drei grösseren Gedichte einem Araminta-Cyklus zusprechen, wenn auch der Wahrscheinlichkeit gemäss noch manche der kleineren Lenz'schen Gedichte demselben zuerkannt werden dürfen. Möchte doch die von Frh. v. Maltzahn verheissene Gedichtsammlung bald erscheinen, um volle Klarheit in dieser Frage zu verbreiten!

I.

Der verlorene Augenblick, die verlorene Seligkeit. [1]

(Eine Predigt über den Text: Die Mahlzeit war bereitet, aber die Gäste waren ihrer nicht werth.)

Von nun an die Sonne in Trauer,
Von nun an finster der Tag,
Des Himmels Thore verschlossen;
Wer ist der wieder eröffnen,
Mir wieder entschliessen sie mag?
Hier ausgesperret, verloren,
Sitzt der Verworfne und weint,
Und kennt im Himmel auf Erden
Gehässiger nichts, als sich selber,
Und ist im Himmel auf Erden
Sein unversöhnlichster Feind.

Aufgingen die Thore,
Ich sah die Erscheinung;
Und war's kein Traum?
Und war's so fremd mir?
Die Tochter der Freude,
Der Segen des Himmels,
In weissen Gewölken
Mit Rosen umschattet,
Duftete sie hinüber zu mir,
In Liebe hingesunken,
Wie schrecklich in Reizen geschmückt
Schon hatt' ich so selig, so trunken
Fest an mein Herz sie gedrückt,
Ich lag im Geist ihr zu Füssen,

[1] L. Tieck, Gesammelte Schriften von J. M. R. Lenz III, 249; vgl. A. Sauer in Kürschners Deutscher National-Literatur X, 223.

Mein Mund schwebt über ihr,
Ach! diese Lippen zu küssen,
Und dann mit ewiger Müh
Den süssen Frevel zu büssen. —

In dem einzigen Augenblick,
Grosse Götter, was hielt mich zurück?
Kommt er nicht wieder?
Er kehrt nicht wieder!
Ach er ist hin, der Augenblick,
Und der Tod mein einziges Glück.

Dass er käme!
Mit bebender Seele
Wollt ich ihn fassen,
Wollte mit Angst ihn
Und mit Entzücken
Halten ihn, halten
Und ihn nicht lassen,
Und drohte die Erde mir
Unter mir zu brechen,
Und drohte der Himmel mir
Die Kühnheit zu rächen,
Ich hielte, ich fasste dich
Heilige, Einzige,
Mit all deiner Wonne
Mit all deinem Schmerz,
Presst' an den Busen dich!
Sättigte einmal mich,
Wähnte du wärst für mich,
Und in dem Wonnerausch,
In den Entzückungen
Bräche mein Herz.

II.

Auf eine Papillote; welche sie mir im Conzert zuwarf. [1]

Meynstu mit Zucker willst du meine Qual versüssen
Mitleidig göttlich Herz! wie wenig kennstu sie?
Wenn sich nach Mitternacht die nassen Augen schliessen
Schläft doch mein Herz nicht ein, es wütet spät und früh.

[1] R. Zœppritz, Aus F. H. Jacobi's Nachlass II, 310; vergl. A. Sauer a. a. O. 221; ich habe die ursprüngliche Schreibart beibehalten.

Vor Tage lieg ich schon und sinn auf mein Verderben
Und straffe mich oft selbst und nehm' mir Tugend vor
Und kämpf und ring mit mir und sterb und kann nicht sterben,
Weil mich mein Unstern nur zum Leben auserkohr.
Ich soll dich sehn und fliehn? Dein Lächeln sehn und meiden?
Und du verstehst es wohl, wo mir's am wehsten thut.
Du hassest meine Ruh, es scheint dich freut mein Leiden
Du wünschst es grösser noch, es scheint du willst mein Blut.
So nimm es göttliche! ein kleines Federmesser
Eröffnet mir die Brust, wie sanft würd es mir thun?
Ach thus, durchbor mein Herz, gewiss dann wird mir besser,
In deinen Armen will ich dann vom Leben ruhn.
Ach, welche Süssigkeit! von Lieb und Wollust trunken
Schläft dann mein mattes Haupt von seiner Unruh ein,
Auf deinen süssen Schooss verliebt herabgesunken,
Und büsset sterbend noch die Ursach' seiner Pein.
Ja thus! von deiner Hand wie kann der Tod mich schröcken,
Er ist das grösste Glück, das ich erhalten kann.
Ein Stoss, so ists geschehn: wie süss wird er mir schmecken,
Ein kleiner Stoss und dann geht erst mein Leben an.
Dann will ich zärtlich dir als Geist zur Seite schweben,
Dann wehrt es niemand mir, du selber wehrst es nicht,
Dann darf ich ungescheut dem Munde Küsse geben,
Der so verführisch lacht und so bezaubernd spricht.
Dann darf so lang ich will mein Auge nach dir sehnen
Dann hasch ich deinen Blick und schliess ihn in mein Herz.
Dann wein ich, wenn ich will, und niemand schilt die Tränen,
Dann seufz ich, wenn ich will, und niemand schilt den Schmerz.
Dann will ich dir im Traum zu deinen Füssen liegen
Und wachend horch ich auf, wie dirs im Busen schlägt.
Bistu vergnügt, o Glück! so theil ich dein Vergnügen,
Wo nicht, so theil ich auch was dir Verdruss erregt.
Dann, mein unschätzbar Gut! dann straft mich das Gewissen
Für meine Liebe nicht, nur dann, dann steht mirs frey
Dann fühl ich keinen mehr von den verhassten Bissen
Als ob ich Frevler Schuld an deiner Unruh sey
Dann bistu meiner loss, nicht wahr du bist es müde
Von mir gekränkt zu sein, dann weisstu es nicht mehr
Was mich schmerzt oder nicht, dann hast du ewig Friede
Denn nach dem Tode rührt mein Schmerz dich nicht so sehr.
Selbst ach! dein Glück verlangt's, ich fühl es, ach' mit Zittern,
Dass ich im Wege bin — so thu es beste Hand!
Ich muss mir täglich nur das Leben mehr verbittern,
Und thust du's nicht — dann Gott! erhalt mir den Verstand! —

III.

(Dis ward den Abend vor dem Duell geschr.)[1]

Von dir entfernt, dir immer nah,
O du mein Leben, Seraphine.
Ist das ein Traum, was mir geschah?
Mich tröstet, dass ich's nicht verdiene?
Nein selbst dein Zorn verschönert dich
Und ist das höchte Gut für mich.
In dieser Einsamkeit, des kurzen Lebens müde
Das ich doch nicht verlieren kann,
Da schenkst nur du, mein Glück! dem bangen Herzen Friede
Das dich auf ewig lieb gewann.
Wie, wer verbietet mir's, wer kann es mir verbieten?
Ist das ein Laster, Götterbild?
Von dir gerührt zu sein? Wer kann sein Herz behüten
Wenn selbst der Himmel nicht solch eine Neigung schilt.
Nein Göttliche! solch eine Lieb ist Pflicht,
Für die will ich mein Blut verströmen,
Man kann mir zwar das Leben nehmen,
Doch meine Liebe ewig nicht.
Ich kenne dich nicht erst von heute,
Ich kenne dich von jeder schönen Seite
Ich bete, denk ich noch daran,
Dank, Sehnsucht, Tränen in den Blicken
Den, der dich schuf, mit heiligem Entzücken
Und dich, sein schön Geschöpfe an.
Ach wieviel Glück ist selbst in diesen Tränen,
Nach wem kann sich mein Herz sonst sehnen
Als nur nach dir und stets nach dir
Und dies — nur dies — verbeut man mir?
Dis reine Feuer macht ein Bube sich zu rächen
Mir zu dem schwärzesten Verbrechen?
Und du mit ihm? Du die Gerechtigkeit,
Die Güte selbst? War es Verwegenheit
Dich anzusehn? Gott ist es eine Sünde
Wenn ich in dir den Himmel finde
Mit aller seiner Seeligkeit.
Schiltst du ein Kind, das dir die Hände küsst,
Dafür, dass du ihm freundlich bist.
Hast du mich je in den beglükten Stunden,
Da ich noch nicht verstossen war,

[1] Diese Ueberschrift ist im Original durchgestrichen. R. Zœppritz a. a. O. II, 312; vergl. A. Sauer a. a. O. 226.

Wohl anders als ein Kind gefunden,
Und worin lag denn die Gefahr?
Ach Seraphine, Seraphine,
Es tödtet mich, dass ich das nicht verdiene.

Dass die beiden Gedichte «Der verlorene Augenblick» und «Auf eine Papillote» stilistisch, also auch inhaltlich zusammengehören, beweisen folgende Parallelstellen:

Der verlorene Augenblick.	**Auf eine Papillote.**
Ich lag im Geist ihr zu Füssen, Mein Mund schwebt über ihr: Ach! diese Lippen zu küssen, Und dann mit ewiger Müh' Den süssen Frevel zu büssen. —	Dann will ich dir im Traum zu [deinen Füssen liegen Dann will ich zärtlich dir als Geist [zur Seite schweben Dann wehrt es niemand mir, du [selber wehrst es nicht; Dann darf ich ungescheut dem [Munde Küsse geben, Der so verführisch lacht und so [bezaubernd spricht.

Nun stimmt das zweite Gedicht an folgender Stelle inhaltlich auch mit dem Tagebuch überein.

Auf eine Papillote.	**Das Tagebuch.** (S. 281.)
So nimm es, Göttliche! ein kleines [Federmesser Eröffnet mir die Brust, wie sanft [würd' es mir thun? Ach thu's, durchbohr mein Herz, [gewiss dann wird mir besser,	Ich nahm ihre Hand voll der lebhaftesten Empfindung zwischen meine beyden und bat sie, mir lieber jenes Federmesser ins Herz zu drücken, als zu verlangen, dass ich mehr sagen sollte.

Die beiden Gedichte gehören somit dem Araminta-Cyclus an und nicht etwa der Weimarer Katastrophe, wie man auf den ersten Blick annehmen möchte.[1] Die Stärke des Ausdrucks ist Gewohnheit der Dichter der Sturm- und Drangperiode und gerade bei Lenz nicht immer gleich auf die schlimmsten Katastrophen seines Lebens zu beziehen.

Diese Wahrnehmung bezieht sich nicht minder auf das dritte der citierten Gedichte, welches inhaltlich ebenfalls zur

[1] Gruppe S. 137 und Zœppritz S. 290 nehmen es an, während Urlichs S. 263 sich schon mehr meinem Ergebnisse nähert.

Araminta Affaire gehört: Obgleich sich der Dichter im Oktober «verstossen» wähnt, schreibt sich ihm Cleophe im Dezember als eine «ungenannte, doch wohlbekannte Freundin» ins Stammbuch. Auch die durchgestrichene Ueberschrift «dies ward den Abend vor dem Duell geschrieben» lässt sich viel einfacher auf die im Tagebuch erzählten komisch-ernsten Attacken des jüngsten Kleist, der Lenz im Finstern mit dem Degen angreift, während dieser sich nur mit den Armen wehrt,[1] als auf eine wirkliche Herausforderung beziehen, die sonst nirgends beglaubigt ist und auch mit den Grüssen, die Herr v. Kleist später mehrfach an Lenz in Weimar bestellen lässt, in Widerspruch stehen würde. Ueberdies stimmt die Durchstreichung obiger Ueberschrift — wie ich sehe, ein beliebtes Mittel jener Zeit, um mit einer geheimen Sache zu kokettieren[2] — mit der im Tagebuch an Gœthe gerichteten Bitte, von jener Raufscene nichts verlauten zu lassen, nachdem er sie lang und breit erzählt hatte.

Alle drei Gedichte sind echte und schöne Kinder der Araminta-Liebe, wenn wir auch kaum begreifen können, wie Lenz die Neckereien einer ausgelassenen Mädchenlaune nicht für das erkannt habe, was sie in Wirklichkeit sein sollten.

Nach dem ersten jener Gedichte hat Lenz die Angebetete in Balltoilette überrascht und ans Herz gedrückt.

Das zweite Gedicht beschwichtigt die Vorwürfe, welche ihm wegen jener Umarmung gemacht worden waren. Der Dichter entschuldigt seine Kühnheit und wünscht sich den Tod von der Geliebten Hand, um als seliger Geist Liebkosungen wagen zu dürfen, die ihm im Leben als Frevel angerechnet würden, ihm selbst Gewissensbisse verursacht hätten.

Nach dem Inhalt des dritten Gedichtes war auf jene Vorwürfe ein ernstlicher Verweis erfolgt. Der zukünftige Schwager hatte das Benehmen des Dichters verurteilt und Cleophe «die Gerechtigkeit und Güte selbst» ihm beigestimmt. Lenz aber, weit entfernt, diesen Verweis hinzunehmen, beruft sich auf sein

[1] Tagebuch S. 291.

[2] So sind in dem oben bruchstückweise mitgeteilten Hochzeitsgedichte der Katharina Fibich Strophe 30 u. 31 die Namen Fibich und Ott, welche sich doch mittelst des Reimes erraten lassen, durchstrichen. So klagt Lauth (siehe über ihn Stœber, Der Aktuar Salzmann S. 40) in einem ungedruckten Antwortschreiben an J. G. Rœderer in Göttingen d. 23. Jan. 1777: «Warum streichst du Mädchen aus, Mädchen, welches Geschöpf doch meine ganze Seele liebet.»

Liebespiel, indem er seine Neigung als die ungefährliche eines Kindes hinstellt.

Jetzt erst verstehen wir jenes eigentümliche Gedicht «An Seraphine». Cleophes «Zorn» über seinen Liebesantrag ist für ihn «das höchste Gut», da er ihm als Beweis ihrer Treue zu ihrem Bräutigam gilt; «der Himmel selbst schilt solche Neigung nicht,» ja «solch eine Lieb' ist Pflicht,» da der Dichter nur auf solche, allerdings sehr seltsame Weise, indem er nämlich sich selbst in sie verliebt oder zu verlieben scheint, das Herz Cleophes vor anderweitigen Gefahren behüten zu müssen glaubt. Deshalb nennt er dies Liebesfeuer ein «reines» den jüngsten Kleist aber einen «Buben», weil er dessen Bewerbungen, wie das Tagebuch verrät, keine gleich unverfänglichen Beweggründe unterzuschieben vermag.

Indem wir so auf Grund der Gedichte das psychologische Verhalten des Dichters in der Araminta-Angelegenheit analysieren, gelangen wir zur Ueberzeugung, dass Gœthe in seiner Beurteilung desselben Lenz wahrscheinlich zu nahe getreten ist, wenn er inbezug auf seine Zurückweisung durch Cleophe den spöttischen Zusatz macht, «man sei überzeugt, dass wenn er zum Bewusstsein kam, wie ihm denn das zuweilen zu geschehen pflegte, er sich zu einem solchen Fund recht behaglich Glück gewünscht habe».

Gœthe bleibt den Beweis seiner Behauptung schuldig, die lauterste Zeugin der Wahrheit, die echte Lyrik, sagt uns dagegen, dass der Dichter jene Zurückweisung schmerzlich empfunden habe, und der Verdacht ist nicht abzuweisen, dass Gœthe sich durch falsch verstandene Verse wie folgende:

« Nein, selbst dein Zorn verschönert dich
Und ist das höchste Gut für mich »

in seiner Beurteilung des Dichters habe täuschen lassen.

Halbtoll allerdings müssen wir mit Gœthe die Idee Lenzens bezeichnen, einem abwesenden Freunde das Herz seiner Braut dadurch erhalten zu wollen, dass er sich in sie zu verlieben scheint oder verliebt, auch trübt Lenz dieses eigentümliche Verdienst, da er wie jene Umarmung und die cynische Ueberschrift des ersten der drei Gedichte genugsam beweisen, bei Gelegenheiten die Befriedigung seines eigenen sinnlichen Wohlgefallens erstrebte, allein trotz aller dieser Seltsamkeiten haben wir keinen Grund, daran zu zweifeln, dass Lenz, dessen gutes

Herz von allen gerühmt wird,[1] bei jenem Liebesspiel, das er nun einmal für nötig erachtete, im letzten Augenblicke vor dem wahren Bräutigam zurückzutreten entschlossen war.

Man darf deshalb Lenzens Benehmen in der Araminta-Angelegenheit überspannt, ja halb närrisch nennen, aber eine ganz zweck- und inhaltlose Intrigue, wie Gœthe sie charakterisiert, war sie nicht, da Lenz sie im Interesse und für das Glück des abwesenden Freundes unternehmen zu müssen glaubte.

2. Das Tagebuch.

Zu gleicher Ueberzeugung, wie die Gedichte, führt uns auch die Prüfung des schon oben erwähnten Tagebuches. Bevor ich jedoch auf eine Kritik des Inhaltes desselben eingehe, sehe ich mich genötigt, mich zunächst in betreff des formalen Wertes jenes seltsamen Schriftstückes mit der bisher von Urlichs aufgestellten Ansicht auseinanderzusetzen.

Lenz hat das Tagebuch, wie er selbst sagt, noch unter den Augen des jüngsten Kleist, d. h. gleichzeitig mit den Erlebnissen, niedergeschrieben; daher denn auch die abgerissene, unfertige Gestalt des Ganzen. Denn dass das Machwerk, wie Urlichs S. 259 meint, hinreissend schön geschrieben sei, kann man höchstens nur inbezug auf Einzelheiten der psychologischen Detailmalerei, nicht aber inbezug auf Form und Gedankengang behaupten. Fremdartige Ausdrücke, die der Uebersetzung ankleben wie «Sie lehrte mich, wie zu machen» «sie stellte sich als zu fallen,» «sie setzte ihren Mutwillen noch ein etwas fort» bis auf die gemeine Strassburger Apostrophe «Warten'r!»[2] weichen so sehr von der sprachlichen Vollendung

[1] Erich Schmidt, Lenz und Klinger S. 8: «Die verschiedensten Menschen vereinigen sich, ihn gut und liebenswürdig zu nennen, Salzmann, Wagner, Miller, Schubart, Herder, Lavater, Schlosser, Cornelie, Pfeffel, die Herzogin Amalie, Frau Rath u. s. w.

[2] S. 283. M. v. Waldberg rechnet diesen vollkommen dialektischen Ausdruck fälschlich «zu den Elisionen, Sincopen und Verschleifungen, die dem Stil der «Sturm- und Drangperiode» so eigen sind.» (J. M. R. Lenz, Der Waldbruder. Berlin 1882 S. 8.) — Wenn doch die Erklärer vorsichtiger sein wollten! So sagt v. Waldberg S. 15 über Frl. König, Lenzens und Herders Freundin in Strassburg: «Die «Königin» nennt Lenz sie scherzweise in einem Briefe an Herder» (Aus Herders Nachlass I, S. 227). Wie scherzhaft müssen wohl Herrn v. Waldberg die Tauf-, Kopulations- und Sterbebücher Strassburgs in den vorigen Jahrhunderten vorkommen, welche alle ohne Ausnahme die weiblichen Namen auf «in» endigen lassen.

der übrigen Prosawerke des Dichters ab und die Handlung irrlichtert dermassen hin und her, dass wir den Schluss ziehen müssen: das Tagebuch war nun und nimmermehr zur Veröffentlichung bestimmt, sondern Gœthen zu diskretem Gebrauche überlassen. Sagt doch Gœthe selbst, dass Lenz ihm den Stoff mündlich und nachher schriftlich vertraut habe. Liegt hier kein Irrtum in der Ueberlieferung vor, so kann die mündliche Mitteilung nur bei Gœthes Anwesenheit in Strassburg im Sommer 1775, die schriftliche, da Lenz im März 1776 Strassburg verliess, nicht lange hernach erfolgt sein.

Wir vermuten: Lenz, der denselben Stoff bereits benutzt hatte, überliess ihn Gœthen, weil er ihn für wichtig und ergiebig genug hielt, dass auch dieser seine Kraft an ihm erprobe. Daher war das Tagebuch nicht zur Veröffentlichung, denn dies würde sich Lenz bei der unfertigen Gestalt desselben haben verbitten müssen, sondern als Substrat für eine eigene Arbeit bestimmt. Ihm genügte es, dem Freunde, dem er so oft von dem Gegenstande geredet, die sämmtlichen Irrgänge jener Angelegenheit in einem formlosen, aber nach seiner Ansicht die augenblicklichen Eindrücke wiederspiegelnden Entwurfe zu unterbreiten, in den sich Gœthe leicht hineinleben sollte. Das Unfertige des Entwurfes sowie den diskreten Zweck desselben bezeichnet daher Lenz selbst am Schlusse der Einleitung mit den Worten: «Dies war nur Skelett, das dein eigenes Genie und Blick ins menschliche Herz mit Fleisch bekleiden wird.»

Aber wenn Gœthe den dargebotenen Stoff verschmähte, da ihm der Held desselben, der eine fingierte Liebe dem Glück eines Freundes zum Opfer bringt, lächerlich erscheinen musste, so hat er selbst nach dem Tode des Verfassers nicht wohl daran gethan, jenes ihm zu diskretem Gebrauch überlassene Schriftstück aus den Händen zu geben. Denn wenn er auch gegen seine eigene Vergangenheit sich oft unempfindlich zeigte, so konnte er doch nicht wissen, ob Lenz und die übrigen im Tagebuch auftretenden Personen dieselbe Gesinnung geteilt haben würden. Lenz hatte Gœthe diese Papiere anvertraut. Demnach musste letzterer das Tagebuch entweder Lenz zurückgeben oder aber unter Verschluss halten, nicht aber zu eventueller Veröffentlichung an Schiller übersenden.

Es war freilich die Zeit, in welcher Schiller Mühe und Not hatte, den Stoff für die «Horen» zusammenzubringen. Da-

mals, den 17. Januar 1797[1] schrieb er aus Jena an Gœthe in Weimar.

«Fällt Ihnen etwas von der Lenzischen Hinterlassenschaft in die Hände, so erinnern Sie sich meiner. Wir müssen alles, was wir finden, für die Horen zusammenraffen.»

Gœthe antwortete den 1. Februar:[2]

«Sie erhalten auch endlich wieder einmal einen Beitrag von mir — Auch einige Lenziana liegen bei. Ob und wie etwas davon zu brauchen ist, werden Sie beurtheilen. Auf alle Fälle lassen Sie diese wunderlichen Hefte liegen, bis wir uns nochmals darüber besprochen haben.»

Darauf erwiderte Schiller am 2 Februar:[3]

«Mit der gestrigen Sendung haben Sie mich recht erquickt, denn ich bin noch nie so in Not gewesen, die «Horen» flott zu erhalten, als jetzt. Die Lenziana, soweit ich bis jetzt hineingesehen, enthalten sehr tolles Zeug, aber die Wiedererscheinung dieser Empfindungsweise zu jetzigen Zeiten wird sicherlich nicht ohne Interesse sein, besonders da der Tod und das unglückliche Leben des Verfassers allen Neid ausgelöscht hat, und diese Fragmente immer einen biographischen und pathologischen Werth haben müssen.»

Wie weiterhin aus dem Briefwechsel[4] ersichtlich, verwirklichte Gœthe den angekündigten Besuch bei Schiller am 12. Februar 1797. Sie haben sich damals unzweifelhaft schlüssig gemacht, welche Lenziana veröffentlicht werden, welche unveröffentlicht bleiben sollten. «Den Waldbruder» brachten die Horen 1797, «die Liebe auf dem Lande» der Musenalmanach 1798, das Tagebuch jedoch blieb liegen, wie Urlichs Seite 255 meint: weil die Horen damals eingingen. Ich darf wohl diese Ansicht nach jener stattgefundenen Besprechung für willkürlich erklären. Besser begründet ist die Annahme: weil Gœthe und Schiller das Tagebuch nach Form und Inhalt als zur Veröffentlichung ungeeignet erachteten.

In der That ist das Tagebuch, selbst wenn wir von seiner unreifen Form absehen, auch inhaltlich ein seltsames Machwerk. Der Dichter ist wohl der Letzte, der ein Tagebuch mit geschichtlicher Treue zu führen vermag. Und nun gar ein Lenz,

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Gœthe, 4. Aufl. Stuttgart 1881 Bd. I, nr. 267.

[2] Ebendas. nr. 273. [3] nr. 274. [4] nr. 279.

in dessen übergeistiger und überreizter Einbildungskraft sich augenblickliche Eindrücke leicht zur Karrikatur verzerrten, da ihnen ruhige Ueberlegung zur Verarbeitung mangelten. Sein neuester Herausgeber A. Sauer urteilt ganz treffend[1]: «Wenn Lenz Gefühle darstellt, die er selbst bereits überwunden, oder wenn er eines seiner flüchtig hingeworfenen Gedichte überarbeitet: dann gelingt ihm Vollendetes.» Dieses Urteil lässt das in augenblicklicher Erregung hingeworfene Tagebuch als ein Werk von sehr zweifelhaftem Werte erscheinen.

Ich lege hier kein Gewicht auf jene eingestreuten Excurse, die Urlichs[2] tadeln zu müssen glaubt, die mir aber den Beweis verstärken, dass jene Blätter niemals zur Veröffentlichung bestimmt waren, ich spreche nur von der Charakteristik der Personen und dem Gang der Erlebnisse.

Sich selbst hat Lenz wie im Waldbruder mit vernichtender Offenheit als einen gutmütigen Narren hingestellt. Lenz kannte sich zu gut, um hier nicht nach dem Leben zu kopieren. Auch hier tritt wie in jenen Gedichten das Widerspiel egoistischer und selbstloser Tendenzen zu Tage. «Gott, der du meine Absichten siehest und dass ich sie nur glücklich will und dass für ihr Glück zu sterben mir der angenehmste Augenblick meines Lebens sein würde, du musst mir zu Hülfe kommen».[3] Die Lauterkeit dieses Stossgebetes wird durch die vorangegangenen Liebesscenen mit Araminta einigermassen getrübt, welche der dem abwesenden Freunde geschuldeten Treue nicht gerade entsprechen.

Und doch muss man sagen, dass Lenz, von dem selbst ein unparteiischer Zeuge wie Klinger behauptet,[4] «er sei in ewiger Dämmerung» manche Errungenschaft seiner Liebe in sein Tagebuch verzeichnete da, wo er offenbar von Cleophes übersprudelnden Neckereien gründlich zum besten gehalten worden ist. Ein Beispiel[5] genüge für viele.

Cleophe hatte ihn auf der Fahrt zur Weinlese zur Strafe für einen unpassenden Scherz in einem Knittelverse vor den Eltern und dem zukünftigen Schwager «einen Narren» genannt, ihm den Tressenhut des Schwagers aufgesetzt und strengstens

[1] Stürmer und Dränger II, S. VI.
[2] S. 259.
[3] Tagebuch S. 283.
[4] M. Rieger, Klinger S. 149.
[5] Tagebuch S. 278.

anbefohlen, ihr nie wieder, ohne fer à cheval friesiert zu sein, unter die Augen zu treten. Schliesslich that es ihrem guten Herzen doch leid, mit dem Armen so verfahren zu sein. Aber neckisch wie immer, tritt sie in den Reben nahe an ihn heran und singt plötzlich mit der süssesten Naivetät ganz leise, ihn «göttlich anlächelnd, eine Arie aus dem letzten Konzert: Harre auf Gott — Gott mein Gott — wie ein Hirsch schreyet nach frischem Wasser, so schreyet meine Seele Gott zu dir. Was betrübst du dich meine Seele und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott.»

Und Freund Lenz? Anstatt diese Anhimmelung als das anzusehen, als was sie uns noch nach 100 Jahren erscheint, nämlich als einen Erguss toller Mädchenlaune, nimmt dieselbe für ein unzweideutiges Zeichen aufrichtigster Zuneigung, das ihm noch bei späterer Erinnerung an das Erlebnis die Rührung abnötigt: «O Gœthe, hier lass mich die Feder weglegen und weinen!»

Ein Autor, der so, wie hier Lenz, die innerste Gesinnung der Menschen verkannte, kann auch in der Charakteristik derselben, vor allem in der Erzählung angeblicher Liebeserfolge nur geringen Anspruch auf Glaubwürdigkeit erheben. In der That widerspricht der Charakter der Heldin in Lenzens Tagebuch so sehr der geschichtlichen Ueberlieferung, wie dieselbe in der Familie noch heute erhalten ist, dass wir die Lenz'sche Darstellung mit Erich Schmidt, welcher von einer «romanhaften Beichte» redet, für dichterisch gefärbt erklären müssen.

Zunächst bemerken wir, dass der gesellschaftliche Verkehr in jener Zeit ein viel freierer war als heutzutage, wodurch manches Vorurteil von selbst verschwindet. Ihrer Reize bewusst war Cleophe ohne Zweifel, was bei ihrer grossen Schönheit und den glücklichen Verhältnissen, in denen sie erzogen, nicht zu verwundern ist. «Je me porte bien», pflegte sie noch in späteren Jahren mit graziöser Verbeugung zu antworten, wenn Jemand sie nach ihrem Alter fragte. Ihre Schwester Katharina, welche das Herz des «guten»[1] Ott verschmähte, wird von Lenz in der «Katharina von Siena» als die von Genüssen ersättigte Tochter des Glücks hingestellt.

Das Selbstgefühl der beiden Schwestern wurde durch den Reichtum und das Ansehen der Familie genährt. Juwelier Fi-

[1] A. Stœber, Der Dichter Lenz S. 54. 56; Der Aktuar Salzmann S. 91. Urlichs Tagebuch S. 290.

bich lieferte Pretiosen an die deutschen Prinzen und Adligen des Oberrheins. Er war Mitglied des Rates; seinen Namen finde ich fast in jedem Bande der Kontraktstube jener Zeit bei Obligationen und Käufen von grossem Werte. Kein Wunder, wenn Katharina an Huldigungen ersättigt wurde, wenn sich Cleophe auf einen adligen Bräutigam Hoffnung gemacht hatte. Ein anderes Urteil darf aber nach den übereinstimmenden Angaben ihrer Familie, welche mir ganz unbefangen, ohne Ahnung von der Existenz des Tagebuches und den Beziehungen ihrer Grosstante zu dem Dichter Lenz, ihre Mitteilungen machte, gewiss nicht über sie gefällt werden. Im Gegenteil wird ihr Andenken von ihren Verwandten als dasjenige einer Dame von vortrefflichster Gesinnung sehr hoch gehalten.

Auch Lenz nennt sie in dem Gedicht «An Seraphine» selbst da, wo er sich beleidigt glaubt, «die Gerechtigkeit und Güte selbst». Dass sie Herz und Verstand auf dem rechten Fleck besass, beweist der Stammbucheintrag. Cleophe verbittet sich die Bewerbung des Dichters, erinnert ihn daran, dass er dem abwesenden Freunde die Treue schlecht lohne, und erklärt mit jungfräulichem Stolze, dass sie ihrem Freunde die Treue unerschütterlich bewahren werde. Gern erfüllt sie des Dichters Wunsch, das neue Stammbuch durch ihre Handschrift einzuweihen. Da sie aber Freund Lenz kennt, vermeidet sie es, sich mit ihrem Namen zu unterzeichnen; denn wer stand ihr dafür, wohin einst das Album bei dem unsteten Wandel des Dichters gelangen würde.

Dieses Benehmen zeigt den sichern Takt eines Mädchens, welches trotz aller Ausgelassenheit doch Besonnenheit genug behält, die Folgen ihrer Handlungsweise im voraus zu berechnen. Dass Cleophe richtig vorausgesehen, hat die Zukunft bewiesen. Das Stammbuch Lenzens mit 21 ausgerissenen Blättern und nur 4 Eintragungen ist ein Sinnbild des zerrissenen Dichterlebens. Die Braut des Barons v. Kleist hatte daher sehr wohlgethan, ihren Namenszug nicht dem blinden Ungefähr anzuvertrauen.

Cleophes Charakter gewinnt in unsern Augen noch mehr, wenn wir ihre späteren Lebensschicksale erfahren. Sie hält dem Verlobten die Treue, selbst als dieser sie gebrochen hat. In der Revolutionszeit erfolgte der Zusammenbruch des Fibich'schen Geschäftes, der noch heute in der Familie unvergessen ist. Juwelen, so heisst es, waren deutschen Prinzen geborgt und

nicht bezahlt worden; wie viele Kapitalien mögen damals beim Ausbruch des Revolutionskrieges für Strassburg verloren gegangen sein! Nach dem Sturz des Geschäftes zog der alte Fibich mit Cleophe in das Häuschen an den Gedeckten Brücken, wo er am 28. Sept. 1795 in der Pflege der Tochter starb. Cleophe besorgte ihr kleines Anwesen, Haus und Gärtchen, ohne Magd. Kam fremder Besuch des Morgens zu ihr, so pflegte sie zu sagen: die Dame sei nicht zu Hause, man möchte nachmittags wieder kommen.

Eine interessante Geschichte ihrer Erlebnisse während der Schreckenszeit ist uns leider nur in den Hauptzügen erhalten. Ihr Bruder, Maler Johann Philipp, hatte sich zwar mit voller Begeisterung der Revolution in die Arme geworfen, aber infolge des Einflusses, den Cleophe auf Eulogius Schneider zu gewinnen wusste, manches Opfer, besonders Geistliche, dem Verhängnis entrissen. Von diesen ist besonders Pfarrer Küss an Alt St. Peter zu nennen, der stets erklärte, dem Bruder der Cleophe sein Leben zu verdanken.

Cleophes Bruder wurde später selbst auf Befehl der Konventskommissare verhaftet und mit tausend andern Opfern nur durch den Sturz Robespierres vom Schafott errettet. Am 10. Dez. 1804 starb er in verhältnismässig frühem Alter, mit Hinterlassung eines einjährigen Töchterleins, das er der besonderen Pflege seiner heissgeliebten Schwester empfahl. In einem geheimen Schubfache fand sich nebst anderen kleinen Reliquien, z. B. Haaren der Cleophe, ein Recept, auf dessen Rückseite der Sterbende mit Bleistift die erschütternden Worte gekritzelt hatte: «Liebes Clevel ich hätte es nicht nöthig gehabt Dir dessen gutes Herz ich kenne zu bitten mein armes tröpflein nicht zu verlassen dass bitt dich dein sterbender bruder Fibich.»

Cleophe hat den Wunsch des Sterbenden getreulich erfüllt. Von ihr wurde die Nichte erzogen, welche im Jahre 1873 gestorben ist. Wäre sie noch am Leben, so hätten wir aus ihrem Munde die ergiebigsten Mitteilungen über die Vergangenheit zu erwarten, deren Kunde ich nur noch in spärlichen Resten zu sammeln vermochte.

In den Armen dieser Pflegetochter starb Cleophe am Weihnachtsabend 1820. Schon am 20. Dez. hatte sie ein Brustfieber befallen, als sie, vom Schnee durchnässt, nach Hause kam. «Meine Mutter war klein und schwach, erzählte mir die Grossnichte Cleophes, und die Tante sehr gross und stark. In der

Hitze des Fiebers wollte sie immer fort; es waren für meine Mutter schreckliche Tage und doch ihr Tod das Ende ihres Glücks.»

Soweit die geschichtlich beglaubigten Nachrichten von dem späteren Leben Cleophes, welche alle von der Vortrefflichkeit ihres Charakters Zeugnis ablegen. Was wollen auch die wirren Mitteilungen des Tagebuchs gegenüber dem eigenen Bekenntnisse des Dichters bedeuten. Es war im Winter 1775, als Lenz bei Frl. König geistreiche Briefe der Fräulein Henriette Waldner von Freundstein erhaschte, die in ihm eine neue Schwärmerei entzündeten. Damals den 28. Okt. 1775 schrieb er die Verse:

Die Todeswunde tief in meiner Brust,
Um euch nicht zu betrüben,
Ihr Freunde, die mich lieben,
Steh' ich und lache Lust.

Stille Freuden meiner Jugend
Ach, wo seid ihr hin?
Seit ich nicht mehr in die Tugend,
Nein, in mehr verzaubert bin!

Diese bereits oben citierten Verse schliessen die Araminta-Liebe des Dichters versöhnend ab.

Als unparteiischen Zeugen für Cleophes trefflichen Charakter können und müssen wir schliesslich Gœthe selbst herbeirufen. Schon oben stellten wir die wohlgegründete Behauptung auf, dass Gœthe die Jugendfreundin seiner Friederike persönlich gekannt habe. Dass er sein Urteil über Cleophe nicht auf das Tagebuch, sondern auf eigene Anschauung gegründet habe, beweist vor allem seine Beteuerung: Lenz und die übrigen Bewerber hätten ihr nur zu Scherz und Unterhaltung gedient. Diesen Schluss kann Gœthe nicht aus dem Tagebuch gewonnen haben, in welchem Cleophes Benehmen gegenüber ihrem zukünftigen Schwager von dem eifersüchtigen Lenz in zweideutigem Lichte dargestellt wird, sondern nur aus eigener Wahrnehmung bei Gelegenheit seiner Strassburger Besuche im Sommer 1775, bei welchen er, von Lenz in das Fibich'sche Haus eingeführt, sich von der Lage der Dinge unparteiisch überzeugen und das «kostbare Herz» der neckischen Cleophe schätzen lernen konnte.

3. Die Soldaten, eine Komödie 1776.

Die Zukunft Cleophe Fibichs beschäftigte den Dichter noch die ganze übrige Zeit seines Strassburger Aufenthaltes, wenn sich auch seine Herzensneigung Fräulein Henriette Waldner von Freundstein zuwandte.

Als Frucht jener Sorge müssen seine «Soldaten» angesehen werden, die Lenz im Sommer 1775 vollendet zum Druck an Herder sandte. In ihnen wandte sich Lenz, wie denn die Dramen der Sturm- und Drangperiode mehr politische Pamphlete als dramatische Muster sein sollen, erbittert über das Benehmen des Herrn v. Kleist, gegen den ganzen privilegierten Stand der Soldaten, als den geborenen Feind bürgerlicher Tugend und Wohlfahrt. Aus diesem Grunde wäre es falsch, wollte man in dem Gang des Lenz'schen Dramas den Verlauf der Kleist-Fibich'schen Angelegenheit erblicken. Lenz gesteht selbst in seinen Briefen an Herder,[1] dass er nur einige Details der Wirklichkeit entlehnt, das Uebrige, mit andern Worten, den tragischen Ausgang, «zusammengelogen» habe. Aber selbst wegen der Benutzung jener wenigen Details hatte Lenz gegründete Angst, er möchte durch voreilige Veröffentlichung des Stückes das Lebensglück Cleophes, das damals noch gesichert schien, mutwillig zerstören.

Wenn man etwas zur Entschuldigung des Dichters anführen will, so ist es der Umstand, dass derselbe mit einer unverantwortlichen Anspielung an familiäre und lokale Strassburger Ereignisse nicht allein stand.

Wie die Lyrik jener Periode echte Gelegenheitslyrik war, so ging auch das Drama, wie wir sahen, in einer bis jetzt kaum geahnten Weise von thatsächlichen Erlebnissen aus. Die Lehre Gœthes: «Greift nur hinein ins volle Menschenleben und wo ihr's packt, da ist es interessant,» wurde schon damals nur zu wörtlich befolgt.

Ich bin hier genötigt, ein anderes Strassburger Drama des Jahres 1776, Wagners «Kindsmörderin», zum Vergleich heranzuziehen, welches bekanntlich an Lenzens Soldaten anklingt[2] und sich noch weniger als jenes scheut, eine ehrenhafte Strassburger Bürgersfamilie auf der Bühne bloszustellen.

[1] Aus Herders Nachlass I, S. 239.

[2] Vgl. Erich Schmidt, Heinr. Leop. Wagner. 1879 S. 87 ff.

Da die Einzelheiten dieses Dramas noch von keinem Historiker urkundlich festgestellt sind, habe ich mich dieser Mühe unterzogen und füge die Ergebnisse meiner Forschungen hier vergleichsweise bei:

Die Kindsmörderin spielt in der Nikolaus-Pfarrei. «Bist du nicht der Hans Adam, der Bettelvogt daneben im Bocksgässel,» fragt Metzgermeister Humbrecht einen der Fausthämmer (Akt V) und bezeichnet damit jenes Gässchen am Nikolausstaden Nr. 5, welches noch heute den von dem anstossenden adligen Hof der Familie Bock von Bläsheim herrührenden Namen trägt.[1]

«Ich frage dich, ob du der nämliche bist, der vergangenes Frühjahr ein armes Kind von fünf Jahren vor Bäcker Michels Thür unter der grossen Gewerbslaub zu Tod geprügelt hat?» fährt der erzürnte Meister fort. Nach dem Kontraktbuch des Strassburger Stadtarchivs a. 1771 fol. 76b «verkaufte Jakob Michel, der Burger und Weissbeck, an Georg Ludwig Schlag den Jüngern, Vöchhändler und Burger, seine zu Strassburg unter der Grossen Gewerbslaub bestehende Behaussung.»

Gröningseck ist «Baieroffizier» von dem damals in Strassburg garnisonierenden Fremdregimente Royal Bavière.[2] Sehnsüchtig wird er am Abend von Evchen erwartet (Akt IV), «die Thore sind längst zu» bemerkt sie traurig. «Wer weiss, tröstet die Mutter, kommt er nicht zum Judenthor herein? Es hat ja noch nicht eilf geschlagen!» Nach dem Tagebuch des Erbprinzen Karl August zu Sachsen-Meiningen wurden die Thore Strassburgs im Sommer um 10 Uhr geschlossen, nur das nach dem Contades, einer öffentlichen Promenade, gelegene Judenthor blieb der Spaziergänger wegen bis 11 Uhr offen.

Major Lindsthal erzählt (Akt III) eine aus dem Leben gegriffene Episode, welche sich auf dem noch heute bekannten Café Spiegel ereignet hatte: Ein ehrlicher Schwyzer Lieutenant Wallroth von Salis hat einen andern Offizier vom Regiment Lyonnais über falschem Spiel ertappt. Schon wollen die Streitenden die Degen ziehen, als sie «vom Osterried und seinen

[1] E. Muller, Le Magistrat de la ville de Strasbourg p. 121: «Der adeliche Bockische Hof, quai St-Nicolas, 3 [heutige 6], vendu en 1685 à Dagobert Wurmser de Vendenheim.» Heute gehört der stattliche Hof der Spitalverwaltung. Das anstossende Bocksgässchen, «Rue du Bouc» (*sic*) ist heute vergittert.

[2] Vgl. die Stelle in Lenzens Brief an Salzmann vom 23. Okt. 1776: «Ist eine gewisse Excellenz von Vietinghof durch Strassburg gegangen? Er ist ein Vetter von General bei Baviere (s. A. Stœber, Der Dichter Lenz S. 84).

Markörs» daran gehindert werden. Hier macht der Herausgeber A. Sauer S. 316 die gelehrte Anmerkung «Osterried, gebildet nach ital. ostiere Wirth, osteria Wirthshaus.» Dagegen bemerke ich: Osterried ist ein in vielen Pfarreien des vorigen Jahrhunderts vorkommender Strassburger Familienname. Diesen Osterried finde ich in dem Kopulationsregister von St. Nikolaus 1768 Bd. 55 fol. 77:

«Ein Tausend Siebenhundert, acht und Sechzig Mittwoch den ersten Brachmonath sind nach ordentlich geschehenen Ausrufungen in der Kirch zu St. Nicolai ehelich eingesegnet worden H. Johann Osterried, der ledige Caffesieder und Burger allhier, weyl. H. Johann Daniel Osterried gewesten Caffeesieders und Burgers allhier, mit dessen hinterlassener Wittib Frau Elisabetha, geborner Gaccon, nunmehro H. Philipp Jacob Dürr, des Caffesieders und Burgers allhier, Ehefrau, ehelich erzeugter Sohn und Jungfer Catharina Friederica, H. Johann Jacob Vogt, des Lang Messerschmidts und Burgers allhier. mit dessen Ehefrauen Catharina Margaretha geborner Hattin ehelich erzeugte Tochter.»

Noch heute kennt jedes Strassburger Kind jene an der Ill gelegenen Türme, die unter dem Namen der anstossenden Ponts Couverts damals als Militärgefängnis dienten und auch jenen falschen Spieler aufnahmen.

Der Wasserzoll und die Metzgerau, das (Wilhelmer) Kloster und die Klauskirche, das Hotel zum Raben, die Metzig und das Raspelhaus, die Waschbritschen auf der Ill und die Lange Strasse sind bekannte Strassburger Oertlichkeiten.

Was wird man aber dazu sagen, wenn ich auch Metzgermeister Humbrecht unter der französischen Endung Humbert und verändertem Vornamen aus eben jenen Registern der Nikolauspfarrei beschwöre!

Kopulationsbuch von St. Nicolaus 1746 Bd. 54 fol. 76b: Mittwoch 2 Martii wurden in den Stand der h. Ehe nach zweimahl vorherbeschehener Proclamation eingesegnet:

Valentin Humbert der ledige Metzger und Burger allhier Johann Georg Humbert des Hufschmids und Burgers zu Hatten hochfürstl. Hessen-Hanauischer Herschaft ehel. Sohn, und

Jgfr. Maria Elisabetha weyl. H. Johann Friedrich Pfeffinger gewessten Metzgers und Burgers allhier, hinterlassene ehel. Tochter.

Meister Humbert starb am 1. Prairial XI (21. mai 1803)[1] im Alter von 83 Jahren 7 Monaten. Da er mithin 1719 geboren

[1] Sterberegister Bd. 282 fol. 172.

st, trifft es genau mit der Entstehungszeit des Dramas, anfangs der siebenziger Jahre, zusammen, wenn er in demselben (Akt II) sich rühmt. «Ich bin 50 Jahr mit Ehren alt geworden, hab' keinen Ball gesehen und leb' doch noch.»

Nach diesen Uebereinstimmungen ist keinen Augenblick daran zu zweifeln, dass Wagner den lebenden Metzgermeister in seinem Drama copiert hat. Wie hätte auch sonst der in der Charakteristik der übrigen Hauptpersonen durchaus nicht tadelfreie Autor eine so lebenswahre, köstliche Figur schaffen können, welche noch dadurch unser besonderes Interesse erweckt, da sie manche Züge zum Musikus Miller in Schiller's Kabale und Liebe geliefert hat. [1]

Da somit alle übrigen Details des Wagner'schen Stückes in Strassburg nachweisbar sind und Metzgermeister Humbrecht wirklich gelebt hatte, so konnte ich nicht anders denken, als dass Evchen Humbrecht wirklich das Prototyp zu Gretchen im Faust, wirklich jene von Wagner dramatisierte Kindsmörderin gewesen sei. Wie hätte es sonst Wagner wagen können, eine unbescholtene Strassburger Bürgersfamilie ins Gerede der Leute zu bringen. Allein wie erstaunte ich, als ich der Reihe nach die Geburts- und Sterbeakten der Kinder des Metzgers Valentin Humbrecht auffand, ohne meine Vermutung bewahrheitet zu sehen.

Ausser einem gleichnamigen Sohne, der den 7. Jan. 1752 geboren ward [2] und 1785 heiratete, [3] hatte Metzger Humbrecht zwei Töchter, von denen die jüngere, Maria Magdalena, geb. 27. Juli 1748 [4] bereits am 6. März 1751 starb, [5] die ältere Susanna Dorothea, geb. d. 14. Nov. 1746 [6] als Wittwe des Eigentümers Georg Friedrich Gerold d. 8. Sept. 1818 [7] das Zeitliche segnete. Da andere Kinder des Metzgers Humbrecht in sämmtlichen Pfarreibüchern Strassburgs nicht vorkommen — übrigens ist auch die Mutter erst am 15. Okt. 1785 [8] gestorben — so ist das Verbrechen in jene Familie hineingedichtet.

Wagner hat sich also nicht gescheut, eine wackere Strassburger Bürgersfamilie auf der Bühne zu prostituieren. Auch scheint

[1] Vgl. Erich Schmidt, H. Leop. Wagner 1879 S. 86.
[2] Geburtsregister von St. Nicolaus Bd. 114 fol. 404b.
[3] Kopulationsregister von St. Nicolaus Bd. 56 fol. 118b.
[4] Geburtsregister von St. Nicolaus Bd. 114 fol. 243.
[5] Sterberegister von St. Nicolaus Bd. 97 fol. 22b.
[6] Geburtsregister von St. Nicolaus Bd. 114 fol. 160.
[7] Sterberegister a. 1818 fol. 334a.
[8] Sterberegister von St. Nicolaus Bd. 101 fol. 113b.

ihm nach dem Wortlaut des Protokolls der Deutschen Gesellschaft vom 18. Juli 1776 «Hr. Wagner las mit vielem Beifall ein Trauerspiel in 5 Aufzügen, die Kindesmörderin,» niemand seiner Freunde Vorhaltungen deshalb gemacht zu haben.

Wie Wagner mit der Familie Humbrecht, so verfuhr Lenz gleich rücksichtslos in den «Soldaten» mit der Familie Fibich. Was anders berechtigte Lenz eine solche Katastrophe der Marie Wesener (Cleophe Fibich), zu ersinnen als seine dichterische Phantasie. Dass Baron v. Kleist sein Eheversprechen nicht erfüllte, war schlimm genug, aber kein Vorwurf für die Familie Fibich.

Lenz und Wagner sahen übrigens selbst ein, dass sie mit der Anspielung an persönliche Verhältnisse das erlaubte Mass überschritten hatten und verliessen deshalb Strassburg so bald als möglich. Am 1. April 1776, noch bevor die «Soldaten» gedruckt waren, traf Lenz in Weimar ein und vermied es auch später, Strassburg zu berühren; Wagner, der am 28. Aug. 1776 in Strassburg promovierte, legte bereits am 21. Sept. zu Frankfurt den Advokateneid ab und verheiratete sich ebendaselbst am 7. Okt. 1776.[1] So haben sich beide Dichter den ihnen in Strassburg drohenden Unannehmlichkeiten rechtzeitig entzogen.

Aber wenn schon Lenz in seinen Briefen an Herder Gewissensbisse darüber bezeigte, die Rücksicht auf die ihm so befreundete Familie Fibich verletzt zu haben, so ist es doch noch viel schlimmer, dass der sonst so bedächtige Aktuarius Salzmann, der ebenfalls mit Fibichs bekannt war,[2] in seinem Eifer für pädagogische Reform in der so gelesenen Wochenschrift «der Bürgerfreund» unter der bezeichnenden Ueberschrift «Fragmente zur Strassburger Kinderzucht» den Strassburger Spiessbürgern einen zusammenhängenden Auszug aus den eben erschienenen «Soldaten» auftischte[3] und den Abdruck so zerlegte, dass jene gewiss stadtbekannte «Promesse de mariage» S. 576 jedem Leser unmittelbar vors Auge gerückt wurde.

Die Ueberlieferung sagt uns nicht, ob Salzmann wegen dieser Veröffentlichung Unannehmlichkeiten hatte. Verdient hätte er sie ebenso gut wie Lenz, und wenn es nicht geschah, so hatte er diese Unterlassung seinem Alter und seinem Ansehen zu danken.

[1] Erich Schmidt, Heinr. Leop. Wagner 1879 S. 20 ff.

[2] s. Tagebuch S. 276.

[3] 1776, S. 569-576, 585-593.

Wir begnügen uns durch unsere Forschungen festgestellt zu haben, dass weder in der Familie Humbrecht noch in der Familie Fibich irgend eine Thatsache vorgekommen sein kann, die jene Katastrophe der Eva Humbrecht oder der Cleophe Fibich (Marie Wesener) begründen könnte. Ohne Zweifel liegt hier, wie schon Erich Schmidt vermutet hat,[1] ein zweites, bisher nicht festgestelltes Ereignis zu Grunde, das damals in Strassburg allgemeine Teilnahme erregte und Gœthes Gretchentragödie, Wagners Kindsmörderin, Lenzens Soldaten und Zerbin beeinflusste. Dies zu entdecken, ist nicht unmöglich, aber da die Strassburger Tribunalakten jener Zeit im Bombardement von 1870 zu Grunde gegangen sind, eine sehr umständliche Untersuchung, welche den Rahmen dieser Arbeit weit überschreiten würde.

Der nächste Zweck dieser geschichtlichen Forschung bestand darin, eine der Lenz'schen Musen, Cleophe Fibich, welche der Dichter unter dem Namen Araminta verherrlichte, der Vergessenheit zu entreissen. Wenige Jahre vielleicht, und selbst ein schärferes und glücklicheres Auge würde vergeblich nach ihr gespäht haben, die nun für alle Zeiten in der Literaturgeschichte des deutschen Volkes leibt und lebt.

Wie aber jede selbständige Einzelforschung auch allgemeinen Wert erhält, so war mit dieser Wiedererweckung auch eine Untersuchung und Kritik des Gœthe'schen Urteils über Lenz verbunden.

Gœthes Urtheil lautet:[2]

«Lenz hatte einen entschiedenen Hang zur Intrigue, und zwar zur Intrigue an sich, ohne dass er eigentliche Zwecke, verständige, selbstische, erreichbare Zwecke dabei gehabt hätte; vielmehr pflegte er sich immer etwas Fratzenhaftes vorzusetzen, und eben deswegen diente es ihm beständig zur Unterhaltung. Auf diese Weise war er zeitlebens ein Schelm in der Einbildung, seine Liebe wie sein Hass waren imaginär, mit seinen Vorstellungen und Gefühlen verfuhr er willkührlich, damit er immerfort etwas zu thun haben möchte. Durch die verkehrtesten Mittel suchte er seinen Neigungen und Abneigungen Realität zu geben und vernichtete sein Werk immer selbst; und so hat er niemandem, den er liebte, jemals genützt, Niemandem, den er hasste, jemals geschadet, und im Ganzen schien er nur zu sündigen, um sich zu strafen, nur zu intriguiren, um eine neue Fabel auf eine alte pfropfen zu können.»

[1] Lenz und Klinger S. 41.

[2] Dichtung und Wahrheit III, 1 S. 144.

Lavater urteilt etwas anders über Lenz. Am 7. Okt. 1775, nachdem kurz zuvor Gœthe bei ihm eingesprochen und möglicher Weise sein Urteil beeinflusst hatte, schreibt er an Rœderer über ihn.[1]

«Ich kannte seinen Geist der Intrigue und seine Zerstörungskraft nicht. Ich sagte immer nur von ihm: «Er verspritzt fast vor Genie.»

Lavater ist also von Hause aus gesonnen, Lenzens Neigung zur Intrigue nicht als einen Ausfluss bösen Willens, sondern als ein Spiel seines überreichen und überreizten Geistes anzusehen.

Wir schliessen uns diesem Urteil Lavaters, der Lenz aus persönlichem Umgang mindestens ebenso gut wie Gœthe kannte, gerne an. Gœthes Urteil dagegen wird Lenz nicht ganz gerecht, denn einmal rechnet er ihn nicht zu den «redlichen» Seelen, andererseits spricht er seiner Neigung zur Intrigue, die er selbst zweck- und selbstlos nennt, jeden bösartigen Charakter ab.

Aus diesen Gründen werden die von Gœthe aufgestellten «Prämissen»[2] von einem künftigen Biographen des Dichters Lenz nur mit Vorsicht zu benutzen sein. Ueberdies hat Gœthe in seiner Charakteristik viel zu sehr auf das Persönliche, anstatt auf die Bedeutung Lenzens im Drama und besonders in der Lyrik Gewicht gelegt. Lenzens Verdienste gerecht zu würdigen, wird allerdings nur nach einer Herausgabe des gesammten handschriftlichen Materials möglich sein. Allein auch ohne dieses dürfen wir heute schon die allgemeine Behauptung aussprechen:

Wer wie Gœthe den Grundcharakter jener für Deutschlands geistige Entwickelung so bedeutenden Sturm- und Drangperiode nebensächlich dahin charakterisiert:[3]

«Man kennt jene Selbstquälerei, welche, da man von aussen und von anderen keine Not hatte, an der Tagesordnung war und gerade die vorzüglichsten Geister beunruhigte,»

der beweist, dass er, auf der Höhe künstlerischer Vollendung angelangt, das richtige Verständnis einer entschwundenen Zeit gewaltiger geistiger und socialer Gährung, obwohl er einst von ihr selbst ergriffen war, längst — überwunden hatte.

[1] A. Stœber, J. G. Rœderer u. seine Freunde S. 86.

[2] Dichtung und Wahrheit III, 14 S. 146: «Vielleicht wird es dereinst möglich, nach diesen Prämissen seinen Lebensgang bis zu der Zeit, da er sich in Wahnsinn verlor, auf irgend eine Weise anschaulich zu machen.»

[3] Ebendas. III, 14 S. 143.

ANHANG.

Das echte Gœthe-Haus am Alten Fischmarkt Nr. 36 in Strassburg.[1]

Zu französischer Zeit besass Strassburg kein Denkmal der Erinnerung an den Altmeister deutscher Dichtkunst. Erst mit Wiedergewinnung des Reichslandes bildete sich ein Comité zur Errichtung einer Gedenktafel. Am 6. Aug. 1871 war der hundertjährige Gedenktag der Promotion Gœthes in Strassburg. Am 9. August wurde deshalb eine Gœthe-Feier veranstaltet, bei welcher der ehrwürdige Archivar Ludwig Spach die begeisterte Festrede hielt. Anknüpfend an die Gründung einer neuen Universitätsbibliothek, sagte der Redner: «Indem wir die Inauguration der neuen Schöpfung mit Gœthes Andenken verbinden und an der Wohnung, die er auf dem Fischmarkt inne hatte, eine Gedenktafel stiften, errichten wir ihm ein Monument, dessen er in der Fülle seiner Glorie, im hohen Chore der Ruhmesbasilika, wohl entbehren kann, das aber als Abschlagszahlung unserer Schuldverschreibung gelten mag.»

Am 13. Aug. darauf lesen wir in der Strassburger Zeitung: Aus Anlass der Gœthe-Feier am 9. August ist an dem Hause Nr. 16 an dem Alten Fischmarkt zur Erinnerung an einen bedeutungsvollen Lebensabschnitt des grossen deutschen Dichters eine Marmortafel angebracht worden mit der Inschrift: Hier wohnte Gœthe 1770—1771.

Schon längst waren in mir Zweifel entstanden, ob Gœthe in dem angegebenen Hause gewohnt haben konnte, besonders da der Eigentümer keine auf die Echtheit bezüglichen Dokumente aufzuweisen hat und auch keines der noch heute lebenden Comitémitglieder die Gründe zu nennen vermag, die gerade für jenes Haus entschieden haben.

[1] Dasselbe wird demnächst auf meine Veranlassung mit einem Medaillon Goethes und einer Inschrift gekennzeichnet werden.

Ohne Zweifel hat man sich damals durch die Angabe bei Piton, Strasbourg illustré I Seite 141 leiten lassen: Gœthe logeait dans la maison du boulanger, rue du Vieux-Marché-aux-Poissons, vis-à-vis du café de la Mauresse, ohne zu bedenken, dass Piton, der von Haus aus kein kritisch geschulter Forscher, sondern nur ein fleissiger Dilettant war, in solchen Dingen nur mit Vorsicht zu gebrauchen ist.

Jene heutige Nr. 16 ist nach der amtlichen, bei Levrault 1858 erschienenen Vergleichungstabelle der Mairie[1] die alte Nr. 84. In diesem Hause war während dieses Jahrhunderts nach Ausweis des Katasters stets eine Bäckerei. Auch in dem ältesten Grundbuche des Katasteramtes, demjenigen von 1791, wird als Eigentümer desselben «Philipp Reumann boulanger» aufgeführt. Gehen wir weiter rückwärts, so waren nach dem Zinsbuch y des Stadtarchivs Bd. II fol. 489b Besitzer desselben[2] zwischen 1740 und 1790 der Reihe nach: Georg Kilian, Joh. Michael Stahl, David Kilian und jener eben genannte Bäcker Johann Philipp Reumann.

David Kilian, der Weissbeck, kaufte das Haus laut Kontraktbuch fol. 288a im Jahre 1760, bei welcher Gelegenheit eine auch im Zinsbuch angeführte Allmendabgabe von 5 Schilling für den Brodladen erwähnt wird. Wir haben es also hier mit einem alten Bäckerhause zu thun und würde Gœthe bei Bäcker Kilian oder Reumann gewohnt haben müssen, hätte er wirklich 1770—1771 in dem heutigen Hause Nr. 16 sein Logis gehabt. Dagegen hat er sich eigenhändig in das im Thomasarchiv aufbewahrte Universitätsregister eingetragen:

«Joannes Wolfgang Gœthe Mœno—Francofurtensis. Logiere bey Herrn Schlag auf dem Fischmarkt. d. 19. Aprilis.»

Ausser Pitons Angabe giebt es nun in der Literatur noch eine zweite über Gœthes Wohnung, welche, wie ich sehe, in v. Loepers Anmerkungen zu Dichtung und Wahrheit[3] sowie in

[1] Tableau concernant l'Etat ancien des Inscriptions des rues et du Numérotage des Maisons, publié d'après les documents fournis par l'Administration municipale. Strasbourg 1858.

[2] Zur Kontrolle bemerke ich, dass das Zinsbuch c des Stadtarchivs die im Zinsbuch y angegebene Hausnummer 220 in 84 umsetzt. Diese Nr. 84 ist dann in jener 1858 erschienenen Tabelle in Nr. 16 verwandelt. Diese Bemerkung bezieht sich auch auf alle späteren Citate des Zinsbuches y. Wir haben demnach in Strassburg seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis heute 3 verschiedene Numerierungen der Häuser zu verzeichnen.

[3] Anmerk. 322.

des Engländers Lewes Gœthebiographie[1] übergegangen ist. Aug. Stœber nämlich sagt in seiner Schrift über den Aktuar Salzmann 1855 S. 20: «Gœthe wohnte auf dem Alten Fischmarkt Nr. 80.» Diese Nummer bestand schon im vorigen Jahrhundert nach Ausweis des Grundbuches von 1791 aus 2 Häusern, der heutigen Nr. 26 und Nr. 24.[2] Ich habe die mir gütigst von den Eigentümern zur Einsicht gestatteten alten Kaufbriefe dieser beiden Häuser geprüft, fand aber, dass Haus 26 am 28. Juli 1742 von Gambs an Recop und Haus 24 am 2. Okt. 1749[3] von Mosseder an Recop verkauft worden ist, welcher Kaufmann Recop auch noch im Kataster von 1791 als Besitzer beider Häuser erscheint. Von einem Schlag war auch hier keine Spur zu finden.

Dagegen fand ich den Namen Johann Ludwig Schlag in jenem von 1740 bis 1790 reichenden Zinsbuche y als Besitzer zweier Häuser am Alten Fischmarkt, der Numern 85 (heutige 14) und 74 (heutige Nr. 36 nördliche Hälfte).

Als Besitzer der Nr. 85 werden Bd. II fol. 489a der Reihe nach aufgeführt Joh. Jac. Schwingen Erben, Ludwig Schlag, Fr. Margaretha Barbara Bärin und Johann Michael Barthel, der trippier.

Allein für die Anwesenheit Gœthes in Strassburg 1770 bis 1771 kommt dieses Haus nicht mehr in Betracht, da dasselbe laut Kontraktbuch fol. 42a bereits den 10. Febr. 1761 von Fr. Margaretha Barbara Bärin an den Bürger und frippier Johann Michael Barthel verkauft wurde. Diese Margaretha Barbara Bärin hatte dasselbe Haus laut Kontraktbuch fol. 418b den 2. Okt. 1753 von den Schwingischen Erben erkauft, als deren Mandatar Ludwig Schlag im Zinsbuch wohl deshalb für einige Zeit erscheint, da er nach dem Kopulationsregister der Neuen Kirche Bd. 114 fol. 168b am 12. Febr. 1738 in zweiter Ehe eine Wittwe Schwing geheiratet hatte.

Es bleibt deshalb nur das Haus Nr. 74 (heutige Nr. 36 nördl. Hälfte) übrig, welches mit absoluter Sicherheit das echte Gœthe-Haus ist.

Als Besitzer desselben erscheinen von 1740—1790 Bd. II fol. 496a der Reihe nach: Joh. Mathias Diehler, Johannes

[1] Auflage XV von L. Geiger. Stuttgart 1886 S. 70.

[2] Siehe die Vergleichungstabelle von 1858.

[3] Vergl. in den Kontraktbüchern der Jahre 1742 fol. 373a und 1749 fol. 581a die Originalien.

Meyer Säckler, Johann Ludwig Schlag sen., Maria Elisabetha Müsselin Wb. und Ludwig Claus, welcher letztere dann im Grundbuch von 1791 als Besitzer desselben Hauses Nr. 74 vorkommt.

Schon im Jahre 1751 hat Johann Ludwig Schlag sich in dieses Haus der Witwe Meyer eingemietet:

Kontraktbuch 1751 Fol. 24 b.

Erschienen Fr. Anna Margaretha Meyerin gebohrne Nonnenmacherin, diese mit beystand ihres Tochtermanns Johann Friderich Schmidthenner des Seydenfabrikanten. Die hat in gegenseyn H. Johann Ludwig Schlag des Veechhändlers angezeigt und bekannt, dass sie demselben aufrichtig und redlich verlühen, der auch auf gleiche Weiss entlehnt zu haben geständig ist, In ihrer allhier auf dem Fischmarkt, einseit neben H. Mamberger, dem Schwerdtfeger,[1] anderseit neben H Kürssner[2] uxorio nomine, hinden auf den Ullmergraben stossend, gelegene Behaussung, Erstlich unten auf dem Boden den Laden auf die gass gehend samt dem Contor, eine Kuchen und den hindersten Keller wie auch die gemeinschaft des Hofs, auf dem zweyten Stock eine Stub vornen herauss, und eine Kammer dagegen über, samt dem Bühnel so darüber, auf dem dritten Stock eine Stub aussehend wie unten und eine kleine Stub auf gedachten Graben hinaus, auf dem vierten Stock eine Kammer so in den Hof gehet und letztens die gemeinschaft derer Bühnen, und ist diese Lehnung getroffen worden auf Neun nacheinander folgende Jahre, anfangend auf nächst künftige annunc. Mariae und sich endigend auf eben solche Zeit anno 1760 um einen jährlichen Zinss von Siebenzig fünf pfund Pfennig Strassb. der quartaliter zur quart sub hypotheca speciali illatorum et invectorum und unter general verpfändung des Entlehners haab und nahrung ordentlich entrichtet werden muss, im übrigen bleybt es bei denen gemeinen Lehnungsrechten und hiesigen ordnungen. Alles getreulich und ohne gefährde. Versprochen und unterschrieben auch unterzeichnet actum den zwei und zwantzigsten Januarii Ein tausend sieben hundert fünfzig eins

Der Verlehnerin X Handzeichen
Johann Friderich Schmidthenner
Johann Ludwig Schlag.

[1] Mamberger Fourbisseur, Nicolas steht noch im Kataster von 1791 als Besitzer des Hauses Nr. 73 (heutige Nr. 38) eingetragen.

[2] Johannes Kürschner war Besitzer des Hauses Nr. 75. Das Stadt Zinsbuch y Bd. II fol. 495b gibt zwischen 1740 und 1790 als Eigentümer der Reihe nach an: Isaac Bury, Johannes Kürschner, H. Ehrenfried Bergmann, Georg Friedrich Rosa, Georg Daniel Witt, Joh. Michael Schmidt Handelsmann.

Dass aber diese Lehnung nicht im Jahr 1760 erlöschen sollte, beweist folgender dem obigen beigefügter Randakt:

Erschienen verlehnende Fr. Meyerin an einem und entlehnender Schlag am andern Theil, Beyderseits anzeigende: wie dass sie sich vorstehender Lehnung halben dergestalten mit einander verglichen, dass selbige beederseits auf die Erben gehen und im Fall die Behaussung während der Lehnungszeit verkauft würde, die Entlehnung noch ein Jahr lang vom Tag des Verkaufs an gerechnet, darinnen zu bleiben befugt seyn solle.

Act d. 25. Jan. 1751.

Der X verlehnerin Zeichen. **Johann Ludwig Schlag.**

Im Jahre 1765 hat Johann Ludwig Schlag dasselbe Haus von der Witwe Meyer gekauft:

Kontraktbuch 1765 Fol. 427 b.

Erschienen Fr. Anna Margaretha, gebohrene Nonnenmacherin, Weyl. Johann Meyer gew. Säcklers Wittib, beyständlich H. Gottfried Böhm des Goldarbeiters, mehr H. Johann Meyer der Säckler allhier, ferner Fr. Susanna Magdalena Schmidthennerin, geb. Meyerin beyständlich H. Gottfr. Böhm, Mehr Fr. Anna Dorothea, geb. Meyerin, H. Johann Daniel Ehrmann, des Perrückenmachers Ehefrau, von demselben hierzu autorisirt, und H. Philipp Jacob Baldner, der Perruckenmacher, als Ehevogt Fr. Catharinä Salome geb. Meyerin, von derselben hierzu mündlich bevollmächtiget, desswegen er de vero, rato et grato sub hypotheca bonorum cavirt, die haben in gegenseyn H. Johann Ludwig Schlag hiesigen Burgers und Veechhändlers angezeigt und bekannt dass sie samtliche Interessenten vor sich, ihre Principalin und allerseits Erben, ihme H. Schlag aufrecht, vest und unwiederruflich verkauft und zu kaufen gegeben, der auch sich und seinen Erben auf gleiche Weiss erkauft zu haben geständig ist, Eine Behaussung Höflein und Hofstatt, mit allen gebäuden, begriffen, Zugehördten, Rechten und gerechtigkeiten, allhier auf dem untern Fischmarkt, einseit neben H. Nicolaus Mamberger, gew. Schwerdfegers Wittib und Erben, anderseit neben H. Bergmann, dem Handelsmann hinten auf den Ulmergraben stossend, gelegen.

Folgen Allmendzins, Kaufsumme, Zahlungstermine und Unterschriften.

Von 1765 an war also Johann Ludwig Schlag im Besitze des Hauses Nr. 74 (heutige Nr. 36 nördliche Hälfte) am Alten Fischmarkt. Als daher laut Kontraktbuch fol. 745b Wittwe

Bergmann den 20. Dez. 1766 das anstossende Haus Nr. 75 (heutige Nr. 36 südliche Hälfte) an den Knopfmacher Georg Friedrich Rosa verkaufte, der in obigem Zinsbuch y Bd. II fol. 495 b nach Bergmann als Besitzer erscheint, wird dies Nebenhaus angegeben «allhier am Fischmarkt, gegen der Kuttelgass über, einseit neben Schlag, anderseit neben Schauer, dem Veechhändler, hinden auf den Ullmergraben stossend.» Dieser Kürschner Schauer erscheint im Zinsbuch wie im Grundbuch von 1791 als Eigentümer des Hauses 76, wodurch wiederum, wenn es noch nötig wäre, die Nummer 74 als im Besitz des Kürschners Johann Ludwig Schlag befindlich bezeichnet wird.

Ferner verkaufte der Knopfmacher Georg Friedrich Rosa laut Kontraktbuch fol. 176 b den 4. Mai 1786 sein 1766 erkauftes Haus Nr. 75 an den Handelsmann Georg Daniel de Heinrich Widt, welcher dann auch im Grundbuch von 1791 als Besitzer aufgeführt ist. Auch diesmal wird das Haus N. 75 in der Urkunde genau angegeben «am Fischmarkt gegen der Kuttelgass über, einseit neben Schlagischen Erben, anderseit neben Schauer, dem Veechhändler, hinden an den Ullwergraben stossend.»

Die Bezeichnung «Schlagische Erben» ist für das Jahr 1786 richtig, da Johann Ludwig Schlag nach dem Sterberegister der Neuen Kirche Bd. 190 fol 13a am 11. Dez. 1778 das Zeitliche gesegnet hatte. Er hinterliess zwei Kinder, nämlich Georg Ludwig Schlag, Kürschner, und Maria Elisabeth Schlag, verwitwete Meusel. Letztere, in erster Ehe 1762 mit Gottlieb Prox, dem ledigen Kürschner und Föchhändler von Friedland in Schlesien, in zweiter Ehe 1770 mit Joh. Aug. Gotthold Meusel, ledigem Rauchwaarenhändler von Radenfeld bei Leipzig gebürtig, vermählt und 1780 zum zweiten Male verwittwet, gilt im Zinsbuch (Maria Elisabetha Müsselin Wittib) und auch in folgendem Verkaufsakt als Eigentümerin des Hauses, während sich ihr Bruder bereits 1760 (Kontraktbuch fol. 43 a) mietweise und 1771 (Kontraktbuch fol. 76 b) als Eigentümer unter der Grossen Gewerbslaube etabliert hatte.

Am 11. Mai 1787 verkauften die Schlag'schen Erben das väterliche Haus am Alten Fischmarkt.

Kontraktbuch 1787 Fol. 196 a.

Erschienen Fr. Maria Elisabeta, geborne Schlagin, weyl. H. Johann August Gotthold Meusel, gewesten Rauhwaarhändlers und Burgers

allhier seel. nachgelassene Wittib, beiständlich H. Georg Ludwig Schlag, des Rauchwaarhändlers und Burgers allhier, ihres leiblichen Bruders, diese hat in Gegenseyn H. Johann Ludwig Claus, des Seidenknopfmachers und Burgers allhier angezeigt und bekannt, dass sie vor sich, ihre Erben und Nachkommen aufrichtig, redlich, vest und unwiderruflich verkauft und zu kaufen gegeben ihme H. Claus, so vor sich und seine Erben erkauft zu haben bekanntlich ist, die ihro Verkäuferin zuständige Behausung, Höflein, Bumpbronnen und Hofstatt mit all übrigen dero Begriffen, Gebäuden, Weiten, Zugehörden, Rechten und Gerechtigkeiten Nr. 74 am untern Fischmarkt, einseit neben weil. H. Niclaus Mannberger, gewessten Schwerdfegers Wittib und Erben, anderseit neben H. Georg Friederich Rosa dem Seidenhändler und Knopfmacher, hinten auf den Ulmergraben stosend, gelegen, von dieser Behausung zalt man jährlich Löblm. Stift St. Marx allhier auf Pfingsten 5 ß und auf Nativitatis-Mariae 8 ß 2 ₰ zusammen 13 ß 2 ₰ ane ewigem Zinns, ferner Unserm Pfenningthurm jeden Jahrs auf Martini Episcopitag 1 ℔ 3 ß ₰. ane Bodenzinns, sonst auser dem Vingtieme und der Einquartierung mit keiner andern Realbeschwerde beladen, wol aber in Hauptgut S. T. H. XIII Brackenhofer um 3000 fl. weiters H. Actuario Saltzmann um 500 fl. und Weil. Fr. Dr. Ehrmännin geborner Engelhardin seel. nachgelasenen Erben um 500 fl. so dann ihme H. Schlag vorgedacht um 1000 fl. samtlich ad vier pro Cento verzinnsslich verpfändet, sonst ledig und ihro der Fr. Verkäuferin als ein zum Theil ererbt, theils von ihrem H. Bruder vorbenannt in unvertheiltem Erb cedirt erhaltenes Gut eigentumlich zuständig.»

Folgen Kaufsumme und Zahlungstermine, dann heisst es weiter:

«Mit welcher vorbehaltenen auch neuerdingen bedungenen Unterpfandsgerechtigkeit die Fr. Verkäuferin dem H. Käufer sothane Behausung cum appertinentiis, denen samtlichen Oefen Steinen und Rohren, dem Bauchkössel, denen liegerdingen in den beeden vordern Kellern, zween Schellen, denen Umhangstänglein in drey verschiedenen Zimmern, zweyen Console Tischlein samt dreyen dannenen Waarenkästen, die Schäften Leisten, Zapfen und Ladenbänk in der Boutique allein ausgenommen, abtritt, und mit Uebergab der Feder, als Sitt ist, eigentumlich einraumt, um solche Behausung auf Johannis Baptistätag instehend, wie lang die Fr. Verkäuferin den Hauszins beziehet, dagegen aber auch, wie schon gemelt die samtliche Beschwerde und Capitalzinns auf sich zu leiden hat zu beziehen, dessfalls dem H. Häufer sonst gegen männiglich stete und sichere Währschaft zu leisten verspricht unter Verpfändung ihres übrigen Vermögens. Alles getreulich und ohne Gefährde. Verlesen und unterschrieben. Actum Strasburg den eilften May a° eintausend sieben-

hundert achtzig sieben. Maria Elisabetha Meüselin Wittib. Georg Ludwig Schlag senior. Johann Ludwig Claus. Hammerer, act. mit Handzug.

Nach diesen erschöpfenden Urkunden war also das Haus Nr. 74 (heutige Nr. 36 nördliche Hälfte) am Alten Fischmarkt von 1765 bis 1787 im Besitz der Familie Schlag; in diesem hat mithin Gœthe 1770-1771 sein Logis gehabt. Interessant auch für weitere Kreise und eine nicht zu unterschätzende Stütze für die Bestimmung des Gœthe-Hauses ist der im Verkaufsbriefe erwähnte Umstand, dass der Aktuarius Salzmann, Gœthes väterlicher Freund, eine Hypothek von 500 Gulden auf dem Schlagschen Hause stehen hatte.

Dieses Schlag'sche Haus ist bis auf den heutigen Tag im wesentlichen unverändert geblieben. Wenn es auch seit mehreren Jahrzehnten mit dem Nebenhaus Nr. 75 (Nr. 36 südliche Hälfte) verbunden ist, wodurch der im Erdgeschoss befindliche Laden erweitert werden konnte, so ist doch die ursprüngliche Trennung beider Häuser noch heute im äussern und innern deutlich ersichtlich. Noch jetzt sind die im Miets- und Kaufkontrakt des vorigen Jahrhunderts erwähnten Keller in ihrer ehemaligen Trennung vorhanden, sowie die zu ebener Erde gelegene, heute nicht mehr benutzte Küche, in welcher Mutter Schlag manchmal für ihren Gœthe die Abendmalzeit bereitet haben mag.

Dass Johann Ludwig Schlag der Hauswirt Gœthes gewesen sein muss, da kein anderer des Namens Schlag etwa mietweise ein Haus am Alten Fischmarkt bewohnt haben kann, geht aus einer andern allerdings sehr umständlichen Nachforschung hervor. Ich habe nämlich von 1770 bis zum Todesjahr Gœthes 1832, bis 1792 alle katholischen und evangelischen Pfarrbücher und vom 22. Sept. 1792 die Dezennaltabelle der Mairie vorgenommen und nach einer sorgfältigen Durchforschung in ganz Strassburg zwischen 1770 und 1832 nur jene einzige und zwar evangelische Familie Schlag gefunden, welche aus Frankfurt am Main stammt.

Hochzeitsregister von St. Aurelien Bd. 2 Fol. 45a.

a. 1702.

Mittwoch den 18. Januarii wurden nach geschehener zweymaliger ausrufung copulirt zu St. Aurelien Johann Jost Schlag der ledige

Schuster und Burger allhier, weyl. Peter Schlagen, gewesenen Steinmetzen und Burgers zu Frankfort am Main, nahgelassener ehl. Sohn und Jgfr. M. Dorothea weyl. Christoph Hetzels gewesenen Burgers und Hornpressers allhier nachgelas. ehl. Tochter.

Als einziger Sohn aus dieser Ehe wurde den 30. Nov. 1702[1] geboren Johann Ludwig Schlag. Am 11. Dez. 1778[2] starb Herr Johann Ludwig Schlag, Rauchwaarhändler und Burger seines Alters 76 Jahre und 11 Tage. Dessen Sohn Georg Ludwig Schlag, geboren d. 4. April 1735[3], starb d. 28. Febr. 1798 (onzième ventose VI)[4] agé des 63 ans, ci-devant pelletier, fils légitime de feu Jean Louis Schlag pelletier, en sa demeure située Krautenau 106.

Der gleichnamige Enkel Georg Ludwig Schlag, geboren d. 27. Mai 1759[5] starb d. 22. Oct. 1831,[6] âgé de 72 ans 4 mois 26 jours dans la maison située Nr. 32 Grandes Arcades, fils de feu George Louis Schlag, pelletier. Dessen Sterbeakt ist unterzeichnet von Louis Felix Schlag, agé de 36 ans, négociant, fils du defunt. Dieser letztere starb d. 13. Juli 1847[7], und dessen einzig noch lebende Tochter ist Frau Ungerer-Schlag, Witwe des Mechanikers Ungerer, mit welcher der Name dieser ursprünglich aus Frankfurt stammenden Familie dereinst in Strassburg erlöschen wird.

[1] Taufregister von St. Aurelien Bd. 3 fol. 173a.
[2] Sterberegister der Neuen Kirche Bd. 190 fol 13a.
[3] Taufregister der Neuen Kirche Bd. 227 fol. 400b.
[4] Sterberegister der Mairie Bd. 226 fol. 136b.
[5] Taufregister der Neuen Kirche Bd. 230 fol. 445a.
[6] Sterberegister der Mairie Bd. 347 fol. 464b.
[7] Sterberegister der Mairie Bd. a. 1847 fol. 350b.

Berichtigungen: Seite 14 Zeile 12: 26. Nov. — S. 14 Z. 11 von unten: weil er. — S. 26 Z. 12: Wenn trotzdem aber. — S. 41 Z. 15 von unten: cy dessus. — S. 41 Z. 14 von unten: icelles valloir. — S. 42 Z. 19: cy. — S. 42 Z. 24: il s'est trouvé. — S. 42 Z. 37: a été paraphé. — S. 60 Z. 17 von unten: vor dem kurländischen Richter. — S. 64 Z. 18: als wir die Dame.

lung sich fügenden, Beiträge werden den Unterzeichneten jederzeit willkommen sein.

Die ersten Hefte enthalten folgende Arbeiten:

Heft I.: *Die deutsch-französische Sprachgrenze in Lothringen* von Const. This. 8°. 34 S. mit einer Karte (1: 300.000). ℳ 1 50

Heft II.: *Ein andechtig geistliche Badenfahrt des hochgelerten Herren Thomas Murner.* 8°. 56 S. Neudruck mit Erläuterungen, insbesondere über das altdeutsche Badewesen, von Prof. Dr. E. Martin. Mit 6 Zinkätzungen nach dem Original. ℳ 2 —

Heft III.: *Die Alamannenschlacht vor Strassburg* 357 *n. Chr.* von Archivdirector Dr. W. Wiegand. 8° 46 Seiten mit einer Karte u. einer Wegskizze. ℳ 1 —

Heft IV.: *Lenz, Gœthe und Cleophe Fibich von Strassburg.* Ein urkundlicher Kommentar zu Gœthes Dichtung und Wahrheit mit einem Porträt Araminta's in farbigem Lichtdruck und ihrem Facsimile aus dem Lenz-Stammbuch von Dr. Joh. Froitzheim. ℳ 3 —

In Vorbereitung:

Holländer, A. *Strassburg im französischen Kriege* 1552.

Witte, H. *Die Armagnaken im Elsass.*

Jede Buchhandlung, sowie die Verlagshandlung, nimmt Bestellung an.

Hochachtungsvoll

J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).

Strassburg, Druck von J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).

BEITRÄGE

ZUR

LANDES- UND VOLKESKUNDE

VON

ELSASS-LOTHRINGEN

V. HEFT

DIE DEUTSCH-FRANZÖSISCHE SPRACHGRENZE IM ELSASS

VON

Dr. CONSTANT THIS

MIT EINER KARTE UND ACHT ZINKÄTZUNGEN

STRASSBURG
J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL)
1888

Im Verlage der unterzeichneten Verlagshandlung erscheint unter dem Titel:

BEITRÄGE

ZUR

LANDES- UND VOLKESKUNDE

VON

ELSASS-LOTHRINGEN

in zwangloser Folge Abhandlungen und Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte und Litteraturgeschichte von Elsass und Lothringen, Beiträge zur Kunde der natürlichen geographischen Beschaffenheit des Landes, seiner Bevölkerung und seiner Bevölkerungsverhältnisse in der Gegenwart und in der Vergangenheit, seiner Alterthümer, seiner Künste und kunstgewerblichen Erzeugnisse; es sollen daneben selten gewordene litterarische Denkmäler durch Neudruck allgemeiner zugänglich gemacht, und durch Veröffentlichung von Erhebungen über Volksart und Volksleben, über Sitte und Brauch der Stände, über Aberglauben und Ueberlieferungen, über Singen und Sagen der Landesgenossen deutscher und romanischer Zunge das Interesse an der elsass-lothringischen Volkskunde befördert werden. Anerbietungen von, in den Rahmen gegenwärtiger Sammlung sich fügenden, Beiträge werden den Unterzeichneten jederzeit willkommen sein.

Die ersten Hefte enthalten folgende Arbeiten:

Heft I.: *Die deutsch-französische Sprachgrenze in Lothringen* von Const. This. 8°. 34 S. mit einer Karte (1: 300.000). ℳ 1 50

siehe dritte Seite des Umschlags.

DIE DEUTSCH-FRANZŒSISCHE

SPRACHGRENZE

IM ELSASS

nebst einer Karte und acht Zinkätzungen

VON

Dr CONSTANT THIS.

STRASSBURG
J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL)
1888.

DIE DEUTSCH-FRANZŒSISCHE SPRACHGRENZE

IM ELSASS.

Vorbemerkungen.

Vorliegende Arbeit bildet die Fortsetzung der vom Verfasser begonnenen Darstellung der deutsch-französischen Sprachgrenze.[1] Sie giebt die Resultate einer zum Zwecke der Feststellung der Sprachgrenze in Unter- und Ober-Elsass in den Monaten August, September und Oktober 1887 unternommenen Reise.

Bei den in der «deutsch-französischen Sprachgrenze in Lothringen» erwähnten einschlägigen Arbeiten[2] war übersehen worden ein Aufsatz von H. Kiepert, Die Sprachgrenze in Elsass-Lothringen, mit einer Karte.[3] Kiepert hat zum Teil auf Fusswanderungen, meist aber auf Grund der 1872 durch die reichsländischen Behörden veranstalteten Erhebungen jene

---

[1] Die deutsch-französische Sprachgrenze in Lothringen, nebst einer Karte, 1887. (Beiträge zur Landes- und Volkeskunde von Elsass-Lothringen. Heft I.)

[2] p. 5 und 6. Nabert's, «Ueber Sprachgrenzen insonderheit die deutsch-französischen in den Jahren 1844—1847», ist erschienen als Beilage zum Jahresbericht der höheren Bürgerschule zu Hannover, 1856.

[3] Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. IX. Band, 1874, p. 307 ff.

Sprachgrenze festgestellt. Wir werden später sehen, in welchen Punkten vorliegende Arbeit von den Kiepert'schen Resultaten abweicht.

Auch jetzt noch bleibt für den Verfasser bei der Bestimmung der Sprachgrenze die Frage massgebend, wie weit französisches Patois in der Familie gesprochen wird. Als französisch, der Nationalität nach, müssen jedoch auch solche Orte angesehen werden, in denen meist kein Patois mehr gehört wird, weil es durch Handel und Industrie allmählich vor der französischen Verkehrssprache zurückgewichen ist, die das einzig brauchbare Verständigungsmittel darstellte für Gemeinden mit stark von einander abweichenden lothringischen Patois, mit denen sie in intensiveren Verkehr traten. Dies ist, z. B., der Fall bei Schirmeck und Vorbruck, die in regem Verkehr mit Saales, St-Dié und anderen südwestlich gelegenen Orten sich befinden, wo eine Spielart des Lothringischen geredet wird, die den Bewohnern von Schirmeck und Vorbruck nicht leicht verständlich sein konnte.

Was die natürliche Sprachgrenze im Elsass anbetrifft, so liegt hier eine schroffere Sprachscheide vor als in Lothringen. Eine scharfe Sprachgrenze bilden die höchsten Erhebungen der Vogesen für die Thäler der Fecht, der Thur und der Doller, wo das Gebirge, nach Westen und Osten steil abfallend, nach keiner Seite ein Vordringen begünstigte. Vom Donon bis zum Münsterthale gewährte die Bodenbeschaffenheit dem romanischen Elemente die Möglichkeit weiter abwärts vorzudringen, aber meist nur in die hohen Gebirgsthäler. Wo die Thäler sich erweitern, hatte das allemannische Element sich festgesetzt und blieb erhalten. So finden wir Romanen in dem oberen Weissthale und in dem Bechinethale, in den engen Thälern auf dem linken Ufer der Leber, in dem oberen Thale des Giessenbaches und in dessen engen Nebenthälern, und endlich im oberen Breuschthale mit seinen Nebenthälern.

Während, wie dies natürlich ist, die Allemannen nicht die engen Thäler hinaufgezogen sind, breiteten sich die Romanen,

welche in Lothringen auf einem Hochplateau wohnten, nach Osten aus und stiegen weiter in die unbewohnten, oder doch nur schwach bevölkerten engen Vogesenthäler hinab.

In das Breuschthal sind, zum Beispiel, die Romanen von zwei Punkten aus vorgedrungen, von Raon-sur-Plaine - Grandfontaine und von St-Diė - Saales her. Beide Gruppen von Einwanderern, deren Patois sich in gewissen Hauptmerkmalen unterschied, trafen in der Nähe von Rothau zusammen. Diese Ansicht bestätigt uns die kürzlich erschienene treffliche Arbeit von A. Horning, «Die ostfranzösischen Grenzdialekte zwischen Metz und Belfort, mit einer Karte»,[1] aus welcher wir klar ersehen, dass mit Rothau südwärts eine neue Dialektgruppe beginnt. Auch die Bewohner jener Gegenden sind sich dieses Unterschiedes bewusst.

In dem zwischen Lützelhausen und Schirmeck liegenden Teile des Breuschthales ist eine natürliche Sprachgrenze nicht zu erkennen. Hier wohnen im Thale Allemannen und Romanen nebeneinander. Die Beschaffenheit des Terrains erklärt diese Erscheinung nicht. Da kommt denn wohl ein geschichtliches Moment in Erwägung. Sollten dahin nicht lothringische Kolonisten verpflanzt worden sein? Die Ortsnamen lehren uns, dass hier ursprünglich eine allemannische Bevölkerung sass. Sehen wir uns aber den Menschenschlag an, und hören wir dessen Sprache, so haben wir meist Lothringer vom echten type vosgien vor uns. Dass von Netzenbach - Wisch ab die Leute sich selbst auch Lothringer nennen und eine bestimmte Abneigung gegen den Elsässer bekunden, dürfte nur in letzter Linie in Betracht gezogen werden, um so mehr als hier andere Beweggründe, z. B. administrativer Art, im Spiele sind.

Was endlich den südlichen Teil des Elsasses betrifft, den Teil von den Vogesen bis zur Schweizer Grenze, so ist die natürliche Sprachgrenze hier der ähnlich, die wir in Lothringen gefunden haben. Die Grenze bilden zum Teil waldbedeckte

---

[1] Französische Studien. V Band.

Höhen, zum Teil (zwischen Menglatt und Pfetterhausen) grosse Wälder mit darin liegenden Weihern. Diese Höhen bilden auch meist die Wasserscheide für die nach Westen dem französisch sprechenden und nach Osten dem deutsch sprechenden Gebiete zufliessenden Gewässer.

Für Feststellung der Nationalitätengrenze verdient auch ein anderes Moment noch berücksichtigt zu werden, das hier nur berührt werden kann.

Die folgenden Bemerkungen über den Bau des Bauernhauses erheben keinen Anspruch auf eine erschöpfende Darstellung des Gegenstandes; sie dienen vielleicht dazu, zu weiteren Studien über das Haus anzuregen.

Die Bauart des Bauernhauses in dem von mir durchwanderten Gebiete ist vorwiegend die fränkische.[1] Allemannische Häuser, d. h. Häuser mit der Wohnung über dem Stalle, findet man nur da, wo jetzt noch Allemannen sitzen oder doch ursprünglich sassen. Dieses fränkische Haus zeigt mannigfache Spielarten. Wir finden Gebäude, die ganz aus Holz, und solche, die aus Steinen gebaut sind; Häuser, wo die lange Seite gegen den Hof, die Giebelseite gegen die Dorfstrasse, aber auch solche, wo die lange Seite gegen die Dorfstrasse gerichtet ist. Ferner sehen wir Häuser, wo Wohn- und Wirtschaftsgebäude nicht unter einem Dache, und solche, wo beide unter einem Dache vereinigt sind. Im ersteren Falle ist das Wirtschaftsgebäude entweder an das Wohnhaus angebaut, oder es steht im rechten Winkel zum Wohnhause, welches alsdann die Giebelseite des Hauses immer nach der Strasse gerichtet hat.

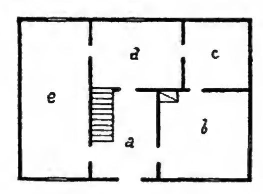
Ganz von Holz sind im allgemeinen die Gebäude von Ober-Sulzbach (Kreis Thann) bis zur Schweizer Grenze. Die Gefache der Balken sind mit zaunartigem Flechtwerk ausgefüllt, welches

[1] Ueber die Namen der deutschen Häuser vgl. Meitzen, Das deutsche Haus in seinen volkstümlichen Formen.

mit Lehm überworfen ist. Seltener ist das Wohngebäude aus Steinen aufgebaut (z. B. in Ottendorf, Luffendorf, Winkel). Man hält den Holz-Lehmbau für wärmer.

Eine Mischung von Holz- und Steinbau, wobei letztere Bauart vorwiegt, treffen wir an von Ober-Sulzbach bis ins Münsterthal, wo auch öfters allemannische Häuser vorkommen. Nur Steinbau haben wir vom Weissthale bis in das Breuschthal.

Wir finden überall die übliche Dreiteilung des Wohnhauses.



Treten wir in das Haus, so gelangen wir zunächst auf den Hausflur *a*, durch die Thüre rechts in die Wohnstube *b*. Ein oder zwei Fenster gehn nach der Langseite, eines nach der Giebelseite. An der Küchenwand befindet sich der Ofen, welcher von der Küche aus geheizt wird. Von der Wohnstube führt eine Thüre nach der Kammer *c*, die meist Schlafstätte und durch eine Thüre mit der Küche *d* verbunden ist. Die der Hausthüre gegenüberliegende Thüre führt in die Küche *d*. Von dem Hausflure und von der Küche führt links je eine Thüre in die Vorratskammer *e*. Vom Hausflure führt links eine Treppe in das obere Stockwerk.

Umgekehrt kann auch die Wohnstube sich links und die Vorratskammer rechts befinden. Bei Häusern mit der Giebelseite gegen die Strasse liegt natürlich die Wohnstube immer nach dem der Dorfstrasse zugewendeten Giebel.

Bei kleineren Häusern bilden *b* und *c* meist einen Wohnraum, und öfters sind auch Flur und Küche nicht getrennt.

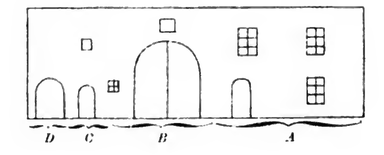
Das Wohnhaus bildet entweder ein Gebäude für sich, oder es befindet sich unter einem Dache mit Stallung und Scheune, ist aber alsdann durch eine Wand von letzteren getrennt.

Wo wir fast nur Holzbau antreffen, d. h. von der Schweizer Grenze bis Ober-Sulzbach, ist das Wohnhaus vollständig von dem Wirtschaftsgebäude geschieden. Das Wohnhaus ist mit seiner Giebelseite gegen die Strasse gerichtet. Stallung und Scheune stehen im rechten Winkel dazu oder sind an das Wohnhaus angebaut, wobei die Stallungen der Wohnung zunächst liegen. Im letzteren Falle ist das ganze Haus oft mit der Langseite gegen die Dorfstrasse gerichtet, z. B. in Offendorf, Winkel. Auf dieser ganzen Strecke sehen wir noch sehr viele Fenster mit Butzenscheiben.

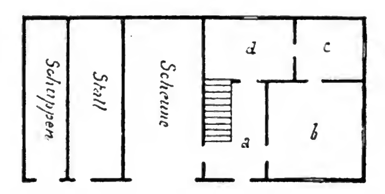
Von Ober-Sulzbach bis ins Münsterthal sind Wohnung und Wirtschaftsgebäude meist unter einem Dache, und zwar in der Reihenfolge Wohnung, Stallung, Scheune. Noch ist die Giebelseite des Hauses gegen die Dorfstrasse gerichtet, aber auch schon öfters die Langseite.

Vom Weissthale ab bis in das Breuschthal sind die Häuser aus Stein gebaut, und Wohn- und Wirtschaftsgebäude befinden sich unter einem Dache, aber in der Reihenfolge Wohnung, Scheune, Stallung. An den Stall schliesst sich oft noch ein Schuppen an zur Unterbringung des Holzes und der Wagen im Winter. Die Giebelseite ist nicht mehr gegen die Dorfstrasse gerichtet. Es fällt der Vorratsraum *e* meist weg; im übrigen bleibt die Einrichtung der Wohnung, wie sie oben beschrieben ist.

Die vordere Ansicht eines Bauernhauses ist : *A* = Wohnung, *B* = Scheune, *C* = Stallung, *D* = Schuppen.

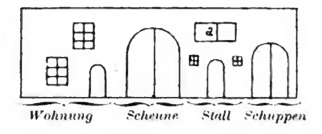


Der Grundriss ist folgender:



Über dem Scheunenthor ist gewöhnlich ein Rundbogen, neuere Häuser haben einen Querbalken. Über dem Stalle befindet sich der Futterboden.

Ein Haus in Urbeis (Orbey, Kreis Rappoltsweiler) mit der Jahreszahl 1707 hat folgende Vorderansicht:



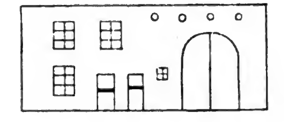
Hier ist der Unterschied, dass das Futter von aussen durch die Öffnung *a* hineingebracht wird.

Von obiger Bauart unterscheidet sich die Einrichtung des Bauernhauses in Lothringen.[1] Dort sind die Häuser meist aus Steinen eng aneinander gebaut. Die Vorderseite, die Seite, welche man bei minder tiefen Häusern Langseite nennt, ist immer gegen die Dorfstrasse gerichtet; Wohnung und Wirt-

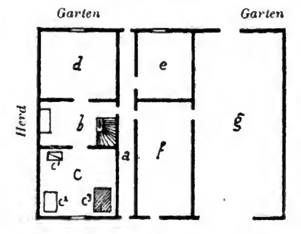
[1] Vgl. auch Fr. W. Toussaint, Deutsch-Lothringen und sein Ackerbau. Metz, 1875, p 90 u. 91. Das Buch enthält sehr richtige Beobachtungen über die Lebensweise des lothringischen Bauern.

schaftsgebäude befinden sich unter einem Dache in der Reihenfolge Wohnung, Stallung, Scheune.

Vorderansicht.



Grundriss.



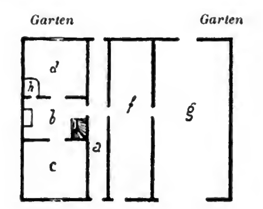
Treten wir durch die Vorderthüre in das Haus, so gelangen wir auf den engen Flur *a*, welcher, durch die ganze Tiefe des Hauses sich hinziehend, durch die Hinterthüre in den an das Haus anstossenden Gemüsegarten führt. Von dem Flur gelangen wir links in die Küche *b*, von dort führt eine Thüre links in die Wohnstube *c* und eine andere rechts in die Kammer *d*. Die Küche wird durch den Rauchfang erhellt. In der Wohnstube befindet sich an der Küchenwand der Ofen c^1, rechts vom Fenster der Familientisch c^2 und links das Ehebett c^3. Von der Küche gelangen wir durch eine Treppe in das obere Stockwerk, wo der Vorratsraum ist, und durch eine andere Treppe in den Keller; letztere Treppe befindet sich oft noch in der Wohnstube. Von dem Flure führt rechts eine Thüre in die

Backkammer *e*, der Küchenthüre gegenüber eine andere in den Stall *f* und aus diesem eine Thüre in die Scheune *g*.

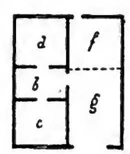
An der Giebelseite sind, da Haus an Haus gebaut ist, keine Fenster, nicht einmal, wenn die Giebelseite frei steht.

Sehr oft fehlt die Backkammer und dehnt sich der Stall aus bis an die hintere Seite des Hauses. In diesem Falle nimmt der Backofen *h* einen Teil der Kammer ein und die Öffnung desselben geht nach der Küche.

Wir erhalten folgenden Grundriss:



In kleineren Häusern fehlt auch der Flur. Wir treten in das Haus durch die Scheune *g*, von dort in die Küche *b* und



in den Stall *f*, von welchem aus eine Hinterthüre in den Garten führt.

Es erübrigt uns noch einige Bemerkungen über die Zusammensetzungen mit «rupt» und «goutte» und deren Bedeutung vorauszuschicken. Wir begegnen diesen Zusammensetzungen in den französisch sprechenden Teilen der Vogesen

sowohl auf der östlichen als auf der westlichen Seite. Solche Zusammensetzungen sind: Fréconrupt, Blancherupt, Ranrupt, Fonrupt, Schnarupt, Fenarupt, Fertrupt; Hautes Gouttes, Riangoutte, Rougigoutte, etc., und die einfachen Goutte und les Gouttes. Ueberall da, wo «rupt» vorkommt, erscheint auch «goutte». Wenn man an Blancherupt = Bliensbach, Fertrupt = Fortelbach, Faurupt = Starkenbach, Noirrupt (Bächlein aus dem Schwarzen See in die Weiss fliessend) = Schwarzbach, Blancrupt (Weiler, Gem. Urbeis) = Weissbach denkt, so erkennt man leicht, dass «rupt» dem «Bach» entspricht, wie auch das Wort für sich in dieser Bedeutung im Patois vorkommt. Dasselbe ist von rogium oder rivus abzuleiten[1] und sollte «ru» geschrieben werden, welche Schreibung neben «rux» in Urkunden[2] vorkommt. Die Schreibung «rupt» finden wir erst sehr spät, sie rührt von einer falschen Etymologisierung her. (Ebenso wäre Faurupt, Gem. Diedolshausen, = Starkenbach der richtigen Etymologie gemäss Forru oder mit Vereinfachung Foru zu schreiben.)

Die Zusammensetzungen mit «goutte» bezeichnen meist Bächlein, so Bestigoutte, Danigoutte, Harangoutte, Rougigoutte, welche Zuflüsse der Rumbäche sind, u. a. Goutte = patois gǫt'[3]

---

[1] Vgl. dazu Grœber, Miscellanea di Filologia, p. 48, und Horning, Zeitschrift für roman. Philol., IX, 510.

[2] Vgl. Stoffel, Topographisches Wörterbuch des Ober-Elsasses.

[3] Die bei Patoiswörtern und Patoisnamen angewandten Zeichen haben folgenden Lautwert:

a) Vokale.

ā = langes a in âge.
a = kurzes a in combat.
ä = langer Laut des englischen ă in man.
ã = a-Nasal in *an*.
ę̄ = offenes langes e in mère.
ę = offenes kurzes e in bel
ē = geschlossenes langes e in gelée.
ē^i = derselbe Laut wie ē mit kurzem i-Nachklang.
e = geschlossenes kurzes e in ser*ai*.
ȩ = kurzer e-Laut in besoin

ist wohl nichts anders als das französische goutte = Tropfen.[1]

ẽ = e-Nasal in *vin*.
ī = langes i.
i = kurzes i.
ǫ = offenes kurzes o in fol.
ō = geschlossenes langes o in *rose*.
o = geschlossenes kurzes o in *aussi*
õ̜ = o-Nasal in b*on*.
œ̜ = Tonvokal in s*eu*l.
œ = Tonvokal in heur*eu*x.
u = Tonvokal in p*ou*r
ʋ̄ = langer ü-Laut in j*u*re.
ʋ = kurzer ü-Laut in j*u*ste.
’ = Zeichen des Ausfalls eines stummen oder dumpfen e (ə̜).

b) Halbkonsonanten.

w = Laut des englischen w.
j̣ = tonloser j-Laut in „jeder“, stehend hinter einem harten Konsonanten.
ỵ = tönender j-Laut, entsprechend dem franz. y in *payer*, stehend hinter einem tönenden Konsonanten oder einem Vokale.

c) Konsonanten.

k = Laut des c in *c*ar.
g = Laut des g in *g*arçon.
χ = ch-Laut vor a oder o, tief in der Kehle gesprochen, etwa dem schweizerischen entsprechend.
ʽh = der entsprechende tönende Laut des χ, etwa gleich dem deutschen „h“.
χ̇ = Laut des ch in **ich**.
s = tonloser s-Laut in *s*abre.
š = Laut des franz. ch (chêne).
ž = Laut des franz. j (jour).
ñ = Laut *gn* in compa*gn*on.

Die übrigen Zeichen entsprechen in ihrem Lautwerte dem Französischen.

[1] Oder ist es möglich, «goutte» in Zusammenhang zu bringen mit dem im Schwarzwalde in Verbindungen vorkommenden «Kutt»? Vgl. dazu «Strassburger Post» vom 6. August 1887, zweites Blatt — E. Goguel nimmt in den wenigen eigenen Bemerkungen zu seiner Übersetzung der Nabert'schen Schrift (Revue d'Alsace, 1859) «goutte» fälschlich für das deutsche «Gut».

Das bei Urbeis (Kanton Weiler bei Schlettstadt), St. Kreuz, Markirch, Zell vorkommende (richtig so zu schreibende) Faîte ist nichts anders als fastigium = First, Gebirgsrücken. Es ist falsch, wenn wir Fète geschrieben sehn und in Urkunden[1] daneben Feste, Feite lesen.

Ich teile nun auf den nachfolgenden Blättern die an der Sprachgrenze von mir gemachten Erhebungen zugleich in Verbindung mit Beobachtungen über das elsässische Bauernhaus mit.

Die den Namen der Ortschaften in Klammern beigefügten Namen sind die Bezeichnungen des französischen Patois.

---

[1] Vgl. Stoffel a. a. O.

I. UNTER-ELSASS.

1. KREIS MOLSHEIM.

a. Das Breuschthal.

Urmatt

ist vollständig deutsch. Schule, Predigt und Kinderlehre sind ebenfalls deutsch. Wir finden dort eine Mischung von fränkischen und allemannischen Häusern, aber die fränkische Bauart ist vorwiegend. Oft befindet sich die Treppe zum oberen Stockwerke neben dem Hause.

Lützelhausen.

In Lützelhausen hörte ich gewöhnliche Leute auf der Strasse und in Wirtschaften deutsch, französisch und auch patois sprechen. In Urmatt sagt man, dass in Lützelhausen meist deutsch gesprochen werde, auch französisch und etwas patois. Auch in Schirmeck wird von Lützelhausen gesagt, es sprächen dort fast alle Leute deutsch. Ebenso heisst es in den umliegenden französischen Ortschaften, dass Lützelhausen zum grössten Teile deutsch sei; einige Familien nur seien französisch. Es wird ein Patois gesprochen, welches sich ganz sonderbar anhört, so dass die umliegenden französischen Ortschaften mit Recht behaupten, man erkenne den Lützelhauser überall an seiner Sprache. In Mühlbach heisst es, dass in Lützelhausen fast alle Leute deutsch sprechen können, wenn man mit ihnen

spricht. Es seien sehr wenige Leute dort, die kein Deutsch könnten; aber die Meisten sprächen nicht deutsch. Eine Mischung der Bevölkerung ist vorhanden. Zu dieser Mischung scheinen die Fabriken beigetragen zu haben.

Die Kinder kommen daselbst in die Schule und können nichts gut sprechen, weder deutsch, noch französisch, noch patois. Die Predigt und die Kinderlehre sind französisch.

Auf dem Kirchhofe sind die Aufschriften alle französisch, doch sind die Namen etwa $^2/_3$ deutschen und $^1/_3$ französischen Ursprungs. Die romanischen Namen sind dieselben, welche in den französisch sprechenden Orten des Thales vorkommen; einige Leute sind eingewandert. Aus den Aufschriften ersieht man, dass Elsässer und Lothringer sich untereinander verheirateten. Sehr oft kehren Namen wie Oulman, Schuler, Eigle wieder. Interessant ist eine Inschrift aus dem Jahre 1815, auf welcher folgendes steht: Ici repose Elisabeth Sheiber, *ébo*ux de Ygnaies Herman. Auch die Schilder auf den Häusern tragen meist direkt deutsche Namen.

In dieser Beziehung ist Lützelhausen mit Albesdorf in Lothringen zu vergleichen, wo fast zu gleichen Teilen beide Elemente vertreten sind, freilich so, dass in Lützelhausen das deutsche Element etwas vorwiegt.

Mühlbach (Męlbę)

ist vollständig deutsch. In einer Wirtschaft konnte, z. B., die Frau beinahe kein Französisch.

Netzenbach (Natsębǫ).

In diesem Annex von Lützelhausen wird Patois gesprochen. Von hier an nennen sich die Leute auch nicht mehr Elsässer. Ich fand dort zwei kleinere Häuser mit der Wohnung über dem Stalle. An einem der letzten Häuser nach Lützelhausen zu steht ein Kreuz in deutscher Sprache, welches errichtet worden

ist im März 1812 von Joseph Gros aus Mühlbach für seinen an dieser Stelle durch Messerstiche ermordeten Sohn.

Wisch (Viχ)

spricht patois. Die Kirchhofaufschriften sind alle französisch. Freilich ist eine Anzahl rein deutscher Namen darunter; aber die alten Aufschriften, welche bis in das Jahr 1734 zurückreichen, enthalten französische Namen. Am öftesten kehrt der Name Charton wieder.

Hersbach (Hẹršpǫ).

Dieser Annex von Wisch spricht patois. Vor einigen armen Häusern sprachen die Kinder deutsch. Die Kirchhofaufschriften sind alle französisch, gehen aber nicht über die Mitte dieses Jahrhunderts hinaus. Wenige Namen sind direkt deutsch. Eine Nebengasse daselbst heisst gǫs' = Gasse, was wohl ein Beweis dafür ist, dass der Ort ursprünglich deutsch war.

Russ (Ris).

Der Ort spricht patois. Kinder und erwachsene Leute sprachen auf der Strasse patois. Die Leute sprechen nur patois und französisch. Etwa 3 Familien, welche aus deutschen Teilen eingewandert sind, sprechen deutsch. Die Aufschriften auf dem Kirchhofe, von denen die älteste aus dem Jahre 1741 ist, sind alle französisch. Am Eingange des Dorfes von Hersbach her steht rechts von der Kapelle ein Kreuz mit französischer Inschrift aus dem Jahre 1786 errichtet par le sieur Nicolas Charton (vgl. Wisch), prévôt de la prévôté de Russ. Ebenso steht an dem Wege zwischen Russ und Steinbach etwa 100 Meter von Russ entfernt ein Kreuz aus dem Jahre 1733 mit französischer Inschrift.

Der obere Teil des Dorfes heisst Heydey (ebenso in Lützelhausen). Dies bedeutet offenbar «Höhe», wie im deutsch sprechenden Lothringen Höhe = hē'id'n ist.

Schwartzbach (Šwarsbǫ).

Dieser Annex von Russ ist vollständig deutsch. Eben deswegen wurde wohl von Kiepert Russ selbst als vorwiegend französisch mit deutscher Mischung bezeichnet.

Steinbach (Štẽbę).

Dieser kleine Annex von Russ (4 Häuser) spricht patois.

Barenbach (Bęrẽbę).

In diesem Orte wird patois gesprochen. Die Kirchhofaufschriften sind alle französisch; die älteste stammt aus dem Jahre 1767. Die Bevölkerung wird in der Umgegend als ein eigenartiger, ziemlich grober Menschenschlag bezeichnet.

Schirmeck (Šęrmęk) und **Vorbruck** (Labrǫk).

In Schirmeck, ebenso wie in Vorbruck, wird meist französisch gesprochen. Ausser den Beamtenfamilien sind in Schirmeck noch etwa 8, in Vorbruck etwa 10 deutsch sprechende Familien. Die zum ersten Male in die Schule kommenden Kinder sprechen, abgesehen von den Kindern der deutsch sprechenden Familien, nur französisch, einige auch patois. In *Vipucelle*, einem Teile von Vorbruck, wird noch meist patois gesprochen. Die Inschriften auf den Kirchhöfen von Schirmeck und Vorbruck sind alle französisch, abgesehen von einigen wenigen jüngeren Datums von Beamtenfamilien. Die Namen sind auch meist nicht deutschen Ursprungs. In dem ganzen Thale von Wisch bis Rothau sind die Namen fast immer dieselben: Charton, Douvier, Marchal, u. s. w. Auch von Namen deutschen Ursprungs kehren manche oft wieder.

In der Kirche von Labroque befindet sich links neben der Kanzel in die Mauer eingelassen ein Stein mit französischer Aufschrift aus dem Jahre 1719; auf demselben heisst der Ort Labroc en Lorraine.

Das zu Schirmeck gehörende *Wackenbach* (Vǫkęnu) hat patois. Ebenso reden patois die zu Labroque gehörenden Weiler *Vipucelle*, *Maison-Neuve*, *La Claquette*, *Albet* (Ǫlbę), *Fréconrupt*, *Vacquenoux*. Wir treffen in diesen Ortschaften, besonders in Albet und Fréconrupt, den echten type vosgien an.

Salm, *Quevelles* (mit Ausnahme von 2 Familien), *Hof Malplaquet* sind von deutsch sprechenden Mennoniten bewohnt. Auch in dem in der Nähe von Quevelles liegenden, zur Gemeinde Plaine gehörenden Weiler *Bambois* sind Angehörige dieser Sekte; ferner ist von Salm vor nicht langer Zeit eine Familie nach Schirmeck verzogen, wo sie Milchwirtschaft betreibt. Ausserdem wohnen noch Mennoniten auf dem Gehöfte *Grand-Pré* (Gem. Grandfontaine) und etwa 3 Familien in *Hautfourneau* (Gem. Grandfontaine). Dieselben halten sich einen Lehrer, welcher in Quevelles ist. In Salm lebt der frühere erste Vorsteher dieser Wiedertäufer, Namens Augsburger. Andere Familiennamen in Salm sind: Adam, Beller, Hung, Meckert, Schlabach. Die Gehöfte bleiben in der Familie und werden nur an Familienmitglieder verpachtet. Es befinden sich in dieser Gegend im ganzen ungefähr 20 Mennonitenfamilien mit etwa 100 Seelen.

Grandfontaine.

Der Ort mit den dazu gehörenden Weilern *Framont*, *Hautfourneau*, *Minières* und den Gehöften spricht patois, wobei wir von den unter Schirmeck bereits erwähnten deutsch sprechenden Mennoniten absehen. Der Ort liegt sehr zerstreut. Wir treffen eine grosse Anzahl abgerissener Häuser an, besonders in Les Minières. Der Menschenschlag ist lothringisch. Die Kirchhofaufschriften sind alle französisch. Die Namen sind meist romanischen, einige wenige deutschen Ursprungs; zu der letzteren Gattung gehört Stieffatre, wohl auch Peck. (Diesen Namen treffen wir auch in Lützelhausen an.)

Rothau (Rot).

Die Mehrzahl der Bevölkerung spricht französisch, weniger patois. Ausser Beamtenfamilien sollen noch etwa 20 Familien elsässischer Abkunft, welche deutsch sprechen, in dem Orte wohnen. Die deutsch sprechende Bevölkerung ist wohl früher weit grösser gewesen. Mehrere Schilder führen deutsche Namen. Rothau ist der erste Ort, in welchem Protestanten wohnen, und zwar ist die protestantische Bevölkerung ungefähr in gleicher Stärke wie die katholische vertreten. Die Protestanten sind wohl eingewandert; sicher sind es die protestantischen Fabrikherren. Für eine derartige Einwanderung spricht folgender Umstand. Der Kirchhof in Rothau ist in zwei Hälften geteilt mit gemeinschaftlichem Eingange. Auf der rechten Hälfte werden die Katholiken, auf der linken die Protestanten begraben. In beiden Teilen findet man nur wenige Denkmäler mit deutscher Aufschrift. Auffällig ist aber, dass auf dem protestantischen Teile die Namen meist rein deutschen Ursprungs sind, was auf dem katholischen Teile nicht der Fall ist. Rothau bildet den Übergang zum Steinthale.

b. Das Steinthal.

Das Steinthal, frz. le Ban-de-la-Roche, besteht aus den Ortschaften *Fouday* (Fuda) mit *Trouchy, Solbach* (Solbę), *Wildersbach* (Vildiχbǫ),[1] *Neuweiler* (Nyęvilę) mit *Riangoutte*[2] und *Haute-Goutte, Waldersbach* (Vaχtrępę), *Belmont* (Bēnıō̃) mit *Bambois* und *La Hutte, Bellefosse* (Bēfōs').

Diese Ortschaften sprechen alle patois. Es ist ausser Rothau die einzige patois resp. französisch sprechende protestantische

[1] In «Billing, Geschichte und Beschreibung des Elsasses. Basel, 1782» heisst Wildersbach auch Wittisbach, Haute-Goutte Oberrothau, Waldersbach Vachtersbay.

[2] «Riaugoutte oder Ringelsbach» in «J. Baquol, L'Alsace ancienne et moderne. Strasbourg, 1851».

Bevölkerung des Elsasses. Man erzählt in der Gegend darüber folgendes. Infolge von Krieg (30 jährig.) und Pest sei die ganze Bevölkerung ausgestorben gewesen. Es seien nur noch ein Mann und eine Frau (Catherine Mila) in Fouday geblieben. Diese Frau habe der Kirche zu Fouday eine Wiese geschenkt, die jährlich vier Wagen Heu eintrage. Die ausgestorbene Bevölkerung sei ersetzt worden durch eine Colonisation aus Montbéliard und der Schweiz. Ferner wird noch erzählt: Die südlich vom Steinthale gelegenen Orte Colroy-la-Roche, St-Blaise-la-Roche und Bliensbach hätten ursprünglich auch zum Ban-de-la-Roche gehört und seien protestantisch gewesen. Der Herr von Bellefosse, Rathsamhausen, der in der Kirche von Fouday begraben liegen soll, habe einmal an einem Badeorte, es wird Baden-Baden genannt, beim Spiele derart verloren, dass er, um seine Schulden zu bezahlen, gezwungen gewesen sei jene drei Ortschaften zu verkaufen. Seit jener Zeit seien diese Ortschaften katholisch.

In den Ortschaften des Steinthales wird patois und französisch gesprochen. Aber es ist sonderbar, dass so viele direkt elsässische Wörter in dem Patois vorkommen. Etwa 50 solcher Wörter sind mir mitgeteilt worden; von diesen führe ich nur einige Beispiele an: bärędräk = jus de réglisse, štrumpfvävœ̨r = fouleur de bas, birhęf = levure, frase̅ⁱ = manger en gourmand, hīlēⁱ = pleurer, rōtšĕyn = refroidissement, šmuts = baiser, häx = sorcière, häxęmęjštœ̨r = maitre sorcier, u. s. w.; ferner sagt man «ęrlés' lǫ» für «lâche-le».

Die Aufschriften der Kirchhöfe sind alle französisch. Es finden sich aber keine alten Denkmäler. Nur in Fouday befindet sich in der Kirche ein alter Grabstein mit einer kaum noch lesbaren Inschrift.

Das zu Neuweiler gehörende Haute-Goutte heisst in dem dortigen Patois » ha ę lę kȫt' = en haut à la côte «; in Wildersbach wird der zu Belmont gehörende Weiler Bambois « Freudeneck » genənnt. Zu Wildersbach gehören einige Häuser und

Gehöfte, die «Perheux» genannt werden. Man erzählt daselbst, auf jener Höhe seien du temps des ours Bären gewesen. Darnach wäre Perheux eine Entstellung des deutschen Wortes «Bärenhöhe».

Im Steinthale, besonders in Wildersbach, wird von den Kindern ein französisches Lied gesungen mit einem Refrain, welcher entstelltes Deutsch darstellt. Seine Bedeutung kennt man dort nicht mehr. Der Anfang des Refrains «Ę hǫmfœ̨r kǫm, ę kǫm dǫ här» ist das Deutsche: «He! Jungfer, komm, he! komm daher.»

Natzweiler.

Natzweiler, welches von Neuweiler nur durch einen Bach getrennt ist, ist vollständig deutsch und katholisch. Es giebt keine Familien daselbst, welche nicht Deutsch sprächen. Dass Natzweiler vollständig deutsch blieb, rührt daher, dass es zum Bistum Strassburg gehörte, während das Steinthal Eigentum der protestantischen Herren zum Stein war. Da die Bewohner von Natzweiler keinen Verkehr mit den nahe liegenden französisch sprechenden Ortschaften hatten, deutsch katholische Ortschaften aber nicht in der Nähe waren, so waren sie vollständig auf den Verkehr unter sich angewiesen.

Auf der Strasse nach Rothau steht neben der Kapelle rechts ein Kreuz mit französischer und deutscher Inschrift aus dem Jahre 1869; am Eingange des Dorfes steht ein anderes doppelsprachiges aus dem Jahre 1823, auf welchem die deutsche Inschrift an erster Stelle ist. Die meisten Grabmäler auf dem Kirchhofe haben eine deutsche Aufschrift. Manche in französischer Sprache sind nicht frei von Fehlern.

Bliensbach (Byéšeri).

Dieser Ort hat eine Patoisbevölkerung.

Plaine (Pję̄n').

Plaine, die dazu gehörenden Dörfer *Champenay* (Šāpęna), *Diespach* (Dyęχ̣pā), die Weiler *Devant-Fouday, Fosses, Poutay* (Puta) und die Gehöfte reden patois, ausser dem schon unter Schirmeck erwähnten Weiler Bambois mit 25 Einwohnern, welche deutsch sprechende Mennoniten sind. Das gesprochene Patois ist dasselbe wie in Saulxures, Saales, Bourg-Bruche, St-Blaise, Colroy-la-Roche, Ranrupt.

Saulxures (Sasīr')

mit den zu dieser Gemeinde gehörigen Weilern *Goutte*, *Gouttrangoutte* (im Patois lę bęs = les basses), *Grandrouė*, *Lombas* und Gehöften hat patois. Die Kirchhofaufschriften sind, wie in Plaine, alle französisch. Links vom Kircheneingange ist ein Stein eingemauert, auf welchem von Schnörkeln umgeben die Jahreszahl 1587 steht.

Die jungen Leute beiderlei Geschlechts arbeiten alle in französischen Fabriken. Sie gehen am Sonntag Abend fort, indem sie ihr Essen, welches zumeist aus Kartoffeln besteht, für die ganze Woche mitnehmen, und kehren am Samstag Abend zurück.

St-Blaise (Sẽ Byāχ̣'),

Colroy-la-Roche (Kōrǫ lę Rǫš'), *Ranrupt* (Rārů) mit Weilern und Gehöften sprechen patois. Das zu Ranrupt gehörige *Mettimpré* heisst in der Gegend « Ętimpre ». Die Kirchhofaufschriften sind alle französisch.

In dem Patois dieser Ortschaften findet man auch einige deutsche Wörter, weit weniger aber als in dem Steinthale, z. B. : **byęrhęf** = levure, **frasẽi** = manger en gourmand.

Bourg-Bruche (Brę̜χ lǫ bǫrg)

mit den Weilern *Bruche, Charasses, Paires* und den Gehöften *Alhan*, *Ardoise*, *Chalmeuche*, *Geligoutte, Grandroué* sind patois. In *Hang*, *Evreuil* und auf dem Hofe *Fraise* sind deutsch sprechende Mennoniten, zusammen etwa 120 Seelen.

Saales (Sōl')

mit Gehöften spricht patois.

In Saales, wie in allen an der Strasse Schirmeck-St-Dié liegenden Ortschaften, wird infolge des Verkehrs mehr oder weniger auch französisch gesprochen.

2. KREIS SCHLETTSTADT.

Das Giessenthal.

Steige (Steš').

Der Ort wird von Nabert für das Jahr 1844 als deutsch bezeichnet. Die Höfe *Architte, Bas-des-Monts, Mine, Rose-prés*, *Woisslingoutte* aber sind dem Namen nach ursprünglich patois.

Heute ist er sicher französisch; man spricht vornehmlich patois. Etwa 50 Personen über 50 Jahre können deutsch. Ausserdem sind etwa 5 eingewanderte Familien in Steige, welche im Hause deutsch sprechen.

Die Kirchhofaufschriften sind alle französisch, bis auf ein altes Grabmal aus dem Jahre 1720 in deutscher Sprache. Die Namen auf den Kreuzen sind teils französischen, teils deutschen Ursprungs.

Der Ort ist in 4 Quartiere eingeteilt, von denen einer la gas' = Gasse genannt wird.

Auf einem nordöstlich vom Orte liegenden Gehöfte wohnt eine deutsch sprechende Mennonitenfamilie.

Die Möglichkeit der Romanisierung von Steige war durch seine Lage gegeben. Steige liegt in einem engen Thale, eigentlich an einem Abhange. Unten am Dorfe etwa 100 m hinter den letzten Häusern macht das Thal eine plötzliche Biegung und erweitert sich bedeutend.

Meisengott

ist der erste deutsch sprechende Ort in diesem Nebenthale des Giessens. Der dazu gehörige Weiler *Wagenbach* heisst in Steige Wâbaχ oder Wâbę.

Wir treffen hier neben der fränkischen Bauart allemannische Häuser mit Wohnung über der Stallung. Oft ist auch die Giebelseite des Hauses gegen die Dorfstrasse gerichtet, was in Steige noch nicht vorkommt.

Ferner sind vollständig deutsch *Breitenbach*, *St. Martin*, *Weiler*, ausserdem *Bassenberg*, *Neukirch* mit dem an das Dorf Breitenau anstossenden Weiler *Breitenau*, ferner *Diefenbach* mit *Hirtzelbach*, *Gereuth* und der zur Gemeinde Kestenholz gehörige Weiler *Wanzel*.

In allen diesen Ortschaften finden wir einige allemannische Häuser mit Stallung im Erdgeschoss und Wohnung darüber; auch ist öfters die Giebelseite des Hauses gegen die Strasse gerichtet. Die Gebäude sind oft ganz aus Holz gebaut.

Urbeis (Œ̨rpę).

Hier wird patois gesprochen. Auch in diesem Patois, ebenso wie in dem von Laach, Fouchy, sind einige deutsch-elsässische Wörter: Vasœ̨rštēyn = évier, fǫrp' = couleur, bwǫb = garçon. Die Kirchhofaufschriften sind alle französisch. Am Eingange des Dorfes von Weiler her steht ein Kreuz aus dem Jahre 1689 mit französischer Inschrift.

Die Häuser, welche alle über dem Scheunenthor einen Rundbogen haben, tragen über dem Eingange die Jahreszahl

der Erbauung. Die ältesten sind aus dem Jahre 1731, die meisten aber aus den Jahren 1778—1798; die übrigen sind späteren Datums. Auch die Kirche ist aus dem Jahre 1789.

Die zu Urbeis gehörenden Weiler und Gehöfte reden patois, ausser *Climont*, *Housserelle*, *Plaine-Dessus*, *Maison-Blanche*, *Schlague*, wo eine deutsch sprechende Bevölkerung wohnt. Diese Bevölkerung verteilt sich unter Wiedertäufer (Mennoniten), Lutheraner und Calvinisten. Sie haben auch drei verschiedene Kirchhöfe; der eine am südlichen Abhange des Climont, der zweite im Osten und der dritte im Norden des Climont in Evreuil (vgl. Bourg-Bruche); letzterer ist der Kirchhof der Mennoniten.

Laach (Lęla)

mit Weilern und Gehöften spricht patois. Der in dem Ortschaftsverzeichnis als «Beheu», auf der kleinen Generalstabskarte als «Abscheu» bezeichnete Hof wird «Ǫb'hœ̨» genannt. Die Kirchhofaufschriften sind alle französisch.

Grube (Fouchy)

spricht patois mit den dazu gehörenden Weilern und Gehöften. Einige wenige deutsch sprechende Familien sind eingewandert. Auch in *Schnarupt* ist eine deutsch sprechende Pächterfamilie aus St. Kreuz im Leberthale. Die Aufschriften auf dem Kirchhofe sind alle französisch. Auf dem Wege nach Breitenau steht ein Kreuz mit französischer Inschrift aus dem Jahre 1731.

Breitenau.

Von diesem Orte sprechen nur patois der Weiler *Froide-Fontaine* und das Gehöft *Sèchegoutte* (*Aschigoutte* in dem Ortschaftsverzeichnisse). Der Ort selbst wird von den französisch sprechenden Ortschaften als ursprünglich ganz deutsch bezeichnet. Jeder soll in dem Orte sogar deutsch können. In sehr vielen Häusern wird auch deutsch gesprochen; im übrigen auch patois

und französisch. Der erste Eindruck ist der einer deutschen Ortschaft. Das Patois ist ein Gemisch von deutsch-elsässisch, französisch und patois. Die Leute haben einen sonderbaren französischen Accent. Die Schule ist ganz deutsch, Predigt und Kinderlehre französisch.

Dieses Verhältnis erklärt sich wohl daraus, dass bis zum Jahre 1868 Breitenau keine Kirche, noch auch einen eigenen Kirchhof hatte, sondern die Einwohner nach dem patois sprechenden Fouchy in die Kirche gingen. Dieser häufige Verkehr mit Fouchy wird wohl den Ort französiert haben. Dass der auf der anderen Seite des Baches liegende, an Dorf Breitenau anstossende, zur Gemeinde Neukirch gehörende Weiler Breitenau nur deutsch spricht, erhellt aus dem Umstande, dass die dortigen Bewohner nach dem deutsch sprechenden Neukirch in die Kirche gingen.

Durch obiges Verhältnis wurde bewirkt, dass in dem Dorfe Breitenau kein Idiom richtig und rein gesprochen wird. Der Ort dürfte als gemischt bezeichnet werden, und zwar wenigstens als überwiegend französisch mit Rücksicht auf Froide-Fontaine und Sèchegoutte und einige patois sprechende Familien in Breitenau selbst. Für den deutschen Ursprung spricht auch der Umstand, dass einige alte allemannische Häuser mit Wohnung über der Stallung sich vorfinden.

II. OBER-ELSASS.

1. KREIS RAPPOLTSWEILER.

a. Das Leberthal.

Deutsch-Rumbach.

Der Ort an sich, ohne Weiler und Gehöfte, mit ungefähr 1050 Einwohnern, ist sprachlich gemischt, aber so, dass die patois sprechende Bevölkerung überwiegt. Etwa 1/8 spricht deutsch. Es sind viele Fabrikarbeiter aus deutschen Teilen eingewandert; ausserdem können die alten Leute von 70 Jahren noch etwas deutsch.

Dem Namen nach ist der Ort ursprünglich deutsch gewesen. Die deutsche Sprache ist später wohl dadurch verdrängt worden, dass die patois sprechende Bevölkerung des Gebirges nach Deutsch-Rumbach zog. Denn die Weiler und Gehöfte, welche sich bis zur französischen Grenze hinziehen, reden vollständig patois; nur in *La Hingrie* wohnt ein deutsch sprechender Pächter aus Markirch. Diese Weiler und Gehöfte haben auch französische Namen. Die Kirchhofaufschriften in Deutsch-Rumbach sind französisch; man findet aber auf denselben viele deutsche Namen. Ich sah in Deutsch-Rumbach 6 Häuser mit Wohnung über der Stallung, wobei die Treppe von aussen zur Wohnung hinaufführte.

Leberau.

Etwa $^1/_3$ der Bevölkerung (ungefähr 750 Einwohner) ist deutsch; und zwar sitzt der deutsch sprechende Teil meist in Leberau selbst. Die Weiler und Gehöfte sprechen mit geringer Ausnahme vollständig patois, ausser *Spiémont*, wo Mennoniten, etwa 20 Seelen, sind. Von diesen heisst es, dass sie ihre Toten im Garten zu begraben und über dem Grabe jedesmal einen Baum zu pflanzen pflegten.

Der Schulunterricht ist zum Teil deutsch, zum Teil französisch. Etwa $^1/_4$ der Kinder spricht deutsch, wenn sie zum ersten Male in die Schule kommen. Viele Gewerbtreibende (Wirte) und Arbeiter sind aus dem deutschen Teile eingewandert. Auf der Strasse hört man französisch, wenig patois, aber auch sehr oft deutsch sprechen.

Die Predigt ist französisch; für die nicht französisch sprechende Bevölkerung werden der französischen Predigt einige Worte in deutscher Sprache angefügt.

Die Kirchhofsaufschriften sind französisch; mehrere Namen auf denselben sind rein deutschen Ursprungs. Im Kirchhofe auf der rechten Seite der Kirche liegt ein $2,_{20}$ m langer und $1,_{10}$ m breiter Grabstein mit deutscher Inschrift. Es ist der Grabstein der Herren von Eckerich, welche in der Kirche als deren Gründer begraben worden waren. Die Inschrift besagt: «Hier liegen die von Eckeric im Gotteshaus.» Der Stein wurde später als Altarstein benutzt. Jetzt liegt er leider in ganz verwahrlostem Zustande auf dem Kirchhofe.

St. Kreuz.

Der Ort selbst ist fast ganz deutsch, etwa 1900 Einwohner. Dagegen sprechen die zur Gemeinde gehörenden im Gebirge liegenden Weiler patois.

In den ursprünglich ganz deutschen Ort sind wohl, durch die Fabriken und den Verkehr herbeigezogen, einige französisch

sprechende Familien aus dem Gebirge eingewandert. Man hört sehr viel französisch, wenig patois sprechen, aber an der Sprache schon ist leicht zu merken, dass das Deutsche die Muttersprache ist. Predigt und Kinderlehre sind französisch. Die Aufschriften auf dem Kirchhofe sind alle französisch; derselbe ist nicht alt. Die Namen sind zum grössten Teile rein deutsch; man trifft wohl auch einige lothringische Familiennamen an.

Die bedeutendsten Weiler sind *Gross-Rumbach* und *Klein-Rumbach*. In beiden lebt eine patois sprechende Bevölkerung, ein ganz anderer Typus von Menschen als in St. Kreuz. In Gross-Rumbach giebt es noch ganz alte Leute, welche deutsch verstehen. Die Kinder können, wenn sie in die Schule kommen, nur patois; die Eltern sprechen es meist mit ihnen. In Klein-Rumbach, wo auch patois gesprochen wird, sind einige eingewanderte deutsch sprechende Arbeiter, welche in den Webereien beschäftigt sind. Ich sah dort 2 Häuser mit Wohnung über der Stallung.

Markirch.

Die Stadt an sich ist fast ganz deutsch; es sind darin wohl wenige Familien, die nicht eigentlich deutschen Ursprungs sind. Auf den meisten Schildern stehen unfranzösierte deutsche Namen. Die frühere Unterscheidung zwischen dem lothringischen, französisch sprechenden Markirch auf dem linken Leberufer und dem deutsch sprechenden auf dem rechten ist fast vollständig verwischt. Einen Rest davon mag man noch darin erkennen, dass in den auf dem linken Ufer sich befindenden Weilern und Gehöften teilweise Patoisfamilien sitzen, so in *Côte, Fenarupt, Klein-Leberau, Hergauchamps, Champ-de-la-Chatte* (Katzenacker) *Grange-Johé, Gretschy, Haut-de-Faite, Pfaffenloch, Wüstenloch,* im ganzen etwa 40 Familien. Auch in *Eckkirch* wohnen etwa 6 Patoisfamilien, die aus französischer Gegend eingewandert sind. In den auf dem rechten Ufer der Leber liegenden Weilern und Gehöften ist

alles deutsch, so dass die meisten sogar kein Französisch verstehen. Nach Eckkirch hat vor 2 bis 3 Menschenaltern eine Einwanderung von Schweizern stattgefunden. Für noch fernere Einwanderungen spricht der Umstand, dass in Markirch und Umgebung allein eine konfessionell gemischte Bevölkerung sich vorfindet. Eine konfessionell gemischte Bevölkerung hat, z. B., auch der Weiler *Zillhart* (St.-Pierre-sur-l'Hâtte). In der dortigen sehr alten Kirche befinden sich mehrere Grabinschriften in deutscher Sprache, darunter eine aus dem Jahre 1563. Leider sind diese Grabsteine durch den darauf stehenden Altar der Protestanten verdeckt.

Altweier (frz. Aubure).

Man unterscheidet das «welsche» Dorf und das «ditsche» Dorf. Das welsche Dorf (198 Einwohner = $^2/_3$) spricht patois und französisch und ist katholisch; es bildet den eigentlichen Kern, den zusammenhängenden Teil des Dorfes. Die deutsch sprechende Bevölkerung (95 Einwohner = $^1/_3$) ist protestantisch und wohnt meist auf zerstreuten, gegen Markirch liegenden Gehöften. Auch diese Protestanten werden eingewandert sein. Früher waren auch Mennoniten in Altweier.

Auf dem katholischen Kirchhofe sind die Inschriften alle französisch, auch die Namen sind mit einer Ausnahme französischen Ursprungs. Auf dem protestantischen Kirchhof sind die Inschriften alle deutsch, auch das Missionskreuz, welches aus dem Jahre 1862 ist.

b. Das Béchine- und Weissthal.

Urbach (frz. Fréland)

mit Weilern und Gehöften spricht vollständig patois. Besonders in den kleinen Weilern findet man sehr oft Leute, welche gar kein Französisch verstehen; es sind dies vorzugsweise Frauen, welche niemals ihre Geburtsstätte verlassen haben.

Schnierlach (frz. La Poutroie)

mit Weilern und Gehöften redet ebenfalls patois. Nur in Schnierlach selbst, wo, ebenso wie in *Hachimette*, sehr viel französisch gesprochen wird, sind schon seit wenigstens 20 Jahren einige deutsch sprechende Familien, besonders aus Kaysersberg und Umgegend, eingewandert; es sind meist Gewerbtreibende (Wirte, etc.). In einigen Familien stammt der Mann oder die Frau aus einem deutsch sprechenden Orte.

Diedolshausen.

Der französische Name Le Bonhomme ist eigentlich der Name des Berges und erscheint als Name der Ortschaft erst im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts. Diedolshausen mit Weilern und Gehöften spricht ebenfalls patois. Im Orte selbst wird sehr viel französisch gesprochen. Derselbe macht den Eindruck eines wohlhabenden Städtchens.

Zell (frz. La Baroche),

welches nur aus Weilern und Gehöften besteht, redet vollständig patois.

Urbeis (frz. Orbey)

mit Weilern und Gehöften spricht patois. Auch hier sind wenige deutsch sprechende Familien besonders als Gewerbtreibende (Wirte) aus Kaysersberg und Umgegend eingewandert. Da in einzelnen Weilern, z. B. in *Hautes-Huttes* (190 Einwohner) Heiraten nur zwischen Ortsansässigen selbst stattfinden, so ist begreiflich, dass die Zahl der Idioten und Krüppel nicht gering ist.

Auf den Kirchhöfen dieser französisch sprechenden Ortschaften sind die Aufschriften alle französisch. Man findet aber doch einige rein deutsche Namen. Die Kreuze an den Wegen haben alle französische Aufschriften; darunter ist eines aus dem Jahre 1698.

Das in diesen Thälern gesprochene Patois enthält einige elsässische Wörter; sie beziehen sich auf eine verfeinerte Lebensweise, so: vasœ̨rštĕyn = évier, kǫkęlhǫf = Kugelhopf, bǫtœ̨rvęk = pain au lait, bärędrak = jus de réglisse; ferner hax' = sorcière (aber auch žęnaš'), grablē^{i} = châtouiller (aber auch kwatli).

Kaysersberg

mit *Alspach*, *Ammerschweier*, *Katzenthal*, *Niedermorschweier* sind vollständig deutsch.

2. KREIS COLMAR.

Das Münsterthal.

Das Münsterthal, welches durch das Thal der Fecht und den Kleinthalbach gebildet ist und sich bis Türkheim ausdehnt, ist vollständig deutsch. Die Sprachgrenze fällt also hier mit der politischen Grenze zusammen.

In den südlich von Münster gelegenen, zur Gemeinde Eschbach gehörigen Häusergruppen *Erschlitt* mit 45 und *Solberg* mit 31 Einwohnern soll die Bevölkerung ursprünglich patois gesprochen haben und aus einem französisch sprechenden Teile der Vogesen eingewandert sein. Heute ist von dieser Einwanderung kaum noch eine Spur zu merken. Diese Leute, welche Eigentümer sind, antworten in deutscher Sprache, wenn man sie französisch anredet. Im Hause selbst wird deutsch gesprochen. Ganz alte Leute konnten in Erschlitt früher patois, in Solberg können es noch einige Greise. Aber die Kinder sprechen nur deutsch.

Die Bauart ist in dem ganzen Thale zumeist die allemannische. Wir finden Wohnung über der Stallung sowohl in den auf der rechten Fechtseite liegenden Ortschaften als in den auf der linken Seite liegenden, an das Französische angrenzenden

Stossweier und *Sulzern.* Die Treppe führt von aussen in das obere Stockwerk.

Dass besonders in den grösseren Orten und da, wo Fabriken sich befinden (z. B. Mülhausen, Gebweiler), die Leute sich viele Mühe geben französisch zu sprechen, ja sehr oft kein deutsch zu können vorgeben, ist allgemein bekannt, nicht nur für diesen Teil des Elsasses, sondern so ziemlich für das ganze industrielle Elsass überhaupt. Aber das so entstandene Französisch kann ein gewisses elsässisches Gepräge nicht abstreifen, und die ursprünglich französisch sprechenden Einwohner des Elsasses, zumal des oberen Breuschthales, empfinden den Unterschied recht deutlich. Gewiss erklärt sich diese Erscheinung geschichtlich zum Teil aus dem Umstand, dass das Bedürfnis einer feineren und gesitteteren Gesellschaftssprache sich bei dem lebhaften Verkehr solcher Kreise besonders geltend gemacht hat; da aber der Dialekt in diesen oberallemannischen Gegenden von der deutschen Einheitssprache noch nicht verdrängt worden war, so übernahm die Rolle des Hochdeutschen im übrigen Deutschland eben das Französische.

Rein deutsch sind folgende an die französisch sprechenden Zell und Urbeis angrenzende Ortschaften: *Türkheim, Zimmerbach, Walbach, Weier im Thal, Günsbach, Hohrod, Sulzern* mit Weilern und Gehöften. Ferner sind folgende äusserste Punkte des Münsterthales deutsch: *Stossweier, Mühlbach* und *Metzeral* mit ihren westlichsten Weilern und Gehöften.

3. KREIS THANN.

a. St. Amarin- oder Thurthal.

Das St. Amarinthal ist ganz und gar deutsch. Auch hier bildet also die politische Grenze zugleich die Sprachgrenze.

Hüsseren-Wesserling, welches als überwiegend deutsch mit französischer Mischung bezeichnet wird, ist vollständig deutsch. Schulunterricht, Predigt und Kinderlehre in der katholischen Kirche sind deutsch. Eine zweite Kirche für die Fabrik-

besitzer, welche aus der Schweiz eingewandert sind, ist protestantisch. Auf dem Kirchhofe befindet sich zwar nur eine Aufschrift in deutscher Sprache, aber alle Namen sind deutsch; manchmal sind auf diesen französischen Inschriften grobe orthographische Fehler.

Hüsseren-Wesserling gehörte früher mit Storkensauen und Urbis zur Pfarrei Mollau.

Die längs der Grenze liegenden äussersten Punkte sind: *Wildenstein*, *Krüth*, *Odern*, *Felleringen*, *Urbis*, *Storkensauen*, *Mollau*.

b. Das Dollerthal.

Das Dollerthal ist deutsch, so dass also wiederum die politische Grenze mit der Sprachgrenze zusammenfällt. Auch die vier als vorwiegend deutsch mit französischer Mischung bezeichneten Ortschaften *Oberbruck*, *Masmünster*, *Sentheim* und *Morzweiler* sind vollständig deutsch.

In *Masmünster* sind die Kirchhofaufschriften wenigstens zur Hälfte deutsch, aber die Namen sind alle rein deutsch. Schule, Predigt, Gebet und Kinderlehre sind deutsch, ebenso in Oberbruck, Morzweiler und Sentheim. In Masmünster ist jeden Monat eine französische Predigt.

In *Aue* sind nur einige Häuser mit Wohnung über dem Stalle; sonst finden wir überall die oben (Seite 8 ff.) beschriebene Bauart.

Die im Dollerthale liegenden Ortschaften sind: *Rimbach* mit dem Weiler *Ermensbach*, *Sewen*, *Dollern*, *Oberbruck*, *Wegscheid*, *Kirchberg*, *Niederbruck*, *Sickert*, *Masmünster*, *Aue*, *Sentheim*, *Morzweiler*, *Ober-* und *Nieder-Sulzbach*.

4. KREIS ALTKIRCH.

Diefmatten,

Sternenberg, *Gevenatten*, *Ober-* und *Nieder-Traubach* sind deutsch. Auch *Brückensweiler*, welches bei Nabert ausserhalb

des deutsch sprechenden Gebietes liegt, und bei Kiepert als überwiegend deutsch bezeichnet wird, ist vollständig deutsch. Die Leute verstehen oft kaum französisch. Die Kreuze an den Strassen und Wegen haben eine deutsche Aufschrift.

Bretten.

In etwa 10 Familien, abgesehen von den Beamten, wird im Hause deutsch gesprochen. Im übrigen kann ungefähr ein jeder etwas deutsch infolge des Verkehrs mit Sternenberg, das zur Pfarrei Bretten gehört. Ausserdem ist die Predigt schon seit über 20 Jahren abwechselnd französisch und deutsch; die französische Predigt ist für Bretten, die deutsche für Sternenberg. Die Kirchhofaufschriften sind französisch bis auf zwei, deren eine von einer Beamtenfamilie herrührt, die andere eine in Gevenatten geborene und in Sternenberg gestorbene Person betrifft. Hier ebenfalls kehren dieselben meist französischen Namen immer wieder; einige sind auch deutschen Ursprungs.

Welschensteinbach (frz. Eteimbes)

redet patois. Zwei aus dem deutschen Teile des Elsasses eingewanderte Männer sind hier verheiratet, diese sprechen mit ihren Kindern deutsch; ausserdem fand ich noch eine alte Frau, welche kein Wort französisch konnte. Die Kirchhofaufschriften sind alle französisch.

Baronsweiler und St. Kosman

sprechen patois. In St. Kosman wohnen zwei aus Brückensweiler eingewanderte Familien. Auf den Kirchhofinschriften beider Orte kehren immer dieselben französischen Namen wieder. In St. Kosman, z. B., liest man fast nur den Namen Guittard. Die Leute verheiraten sich nur mit Verwandten, damit das Vermögen in der Familie bleibe. In der Kirche zu St. Kosman

sind 4 Grabsteine in lateinischer Sprache, von denen der älteste aus dem Jahre 1687 datiert.

Schaffnat am Weiher (Tšavǫn' tšɔ l'etĕ).

Der Ort spricht patois. Ausser 7 Beamtenfamilien sind einige deutsch-elsässische Frauen hier verheiratet.

Altmünsterol (Vēy-Mętrɔ̄ę),

ursprünglich patois und französisch, ist durch die vielen Beamten sprachlich gemischt geworden.

Jungmünsterol (Dźɔn'-Mętrɔ̄ę),

Menglatt (Męñi), *Willern* (Romęñi), *Luttern* (L'trā), *Gottesthal* (in den Patoisortschaften Vādē, in den deutschen Grüne) reden patois. Ausser den Beamtenfamilien sind in jede dieser Ortschaften einige wenige deutsch sprechende Familien eingewandert. In *Gottesthal* sind etwa 5 deutsche Familien. In *Luttern*, welches bei Kiepert als überwiegend deutsch bezeichnet ist, befinden sich auf den durchgängig französischen Kirchhofinschriften keine deutschen Namen. Die Leute können hier überall mehr oder weniger deutsch durch den Verkehr mit den deutsch redenden Ortschaften; sie gehen, z. B., wöchentlich auf den Markt nach Dammerkirch. Diese französischen Orte kennen meist die deutsch sprechenden, während ich umgekehrt in den deutsch redenden Orten Leute fand, denen die französischen sogar dem Namen nach unbekannt waren, weil sie, wie sie sagten, bei den « Welschen » selten oder gar nicht verkehrten.

Ellbach, Dammerkirch,

Retzweiler (in den Patoisortschaften Rętivęlę[1]), *Mansbach* mit

---

[1] Vgl. bei Stoffel Ratierviller 1251, Ratieviller 1413.

St. Liggert, Altenach, St. Ulrich, Merzen, Strüth, Hindlingen, Friesen, Ueberstrass, Niedersept, Obersept, Moos, Pfetterhausen sind vollständig deutsch. Diese Orte sind von den französisch sprechenden getrennt durch grosse Wälder mit Weihern. Die Sprachgrenze fällt auf dieser Strecke mit der politischen zusammen.

Ottendorf (Kǫtšavõ)

spricht patois. Etwa 8 Familien sind eingewandert und sprechen deutsch. Viele Leute können etwas deutsch durch den Verkehr mit den angrenzenden deutsch sprechenden Ortschaften. Die Kirchhofaufschriften sind alle französisch. Die meisten Namen sind französischen, einige wenige deutschen Ursprungs.

Luffendorf (L'võkǫ)

spricht patois. Etwa 8 Familien, in denen deutsch gesprochen wird, sind eingewandert. Auch hier können die meisten Leute etwas deutsch infolge des Verkehrs mit den deutsch sprechenden Ortschaften. Die Kirchhofaufschriften sind alle französisch. Auch die Namen sind meist französischen, wenige deutschen Ursprungs. Die Kinder sprechen nur patois und französisch, wenn sie in die Schule kommen.

Lützel

mit den dazu gehörigen Weilern und Gehöften ist vollständig deutsch. Die Leute gehen nach dem ganz deutschen *Winkel* in die Kirche. Auf dem Kirchhofe zu Lützel sind die Aufschriften nur zur Hälfte deutsch; aber die Namen sind alle deutschen Ursprungs. Am Eingange des Weilers *Glashütte*, aus etwa 5 Häusern bestehend, steht ein Kreuz mit deutscher Inschrift aus dem Jahre 1879.

Dass Lützel als überwiegend französisch bezeichnet werden konnte, rührt daher, dass die Arbeiter des jetzt eingestellten

Eisenwerkes meist aus französisch sprechenden Ortschaften der Schweiz waren.

Auf den Gehöften *Gross-Kohlberg*, *Klein-Scholis*, *St. Peter* wohnen Mennoniten. Ebenso in den zur Gemeinde *Oberlarg* gehörenden Gehöften *Ebourbette*, *Glashütte*, *Vacherie*, in dem zur Gemeinde *Lutter* gehörenden Gehöfte *Blochmont*, in dem zur Gemeinde *Biederthal* gehörenden Gehöfte *Leuhausen*, in dem zur Gemeinde *Riesbach* gehörenden Gehöfte *Baumerthof*; endlich wohnen noch 2 Familien in *Pfirt*.

Im übrigen sind alle zum Kanton Pfirt gehörenden Ortschaften vollständig deutsch. Ich führe nur diejenigen auf, welche bis jetzt als vorwiegend deutsch bezeichnet wurden: *Alt-Pfirt*, *Bendorf*, *Bettlach*, *Buchsweiler*, *Dürlingsdorf*, *Dürmenach*, *Fislis*, *Kiffis*, *Köstlach*, *Liebsdorf*, *Linsdorf*, *Lüxdorf*, *Lutter*, *Mittelmüspach*, *Mörnach*, *Moos*, *Niedermüspach*, *Oberlarg*, *Obermüspach*, *Oltingen*, *Pfirt*, *Raedersdorf*, *Roppenzweiler*, *Sondersdorf*, *Werenzhausen*, *Winkel*, *Wolschweiler*.

Aber auch in einer Reihe von Ortschaften des Arrondissement de Belfort, vorzüglich in Belfort und Rougemont, treffen wir deutsch sprechende Familien an. Die Gründe sind teils administrativer, teils socialer Natur. Bis zum Jahre 1870 gehörte dieses Arrondissement zum Ober-Elsass. Zweitens aber ist in diesen dem Verkekr mit dem südlichen Teile des Ober-Elsasses leicht zugänglichen Gegenden in neuerer und neuester Zeit die Fabrikbevölkerung mannigfach hin und her gewandert.

Nach diesen Erhebungen ergeben sich folgende Ortschaften als gemischt.

Vorwiegend deutsch sind:

Im Unter-Elsass, Kreis Molsheim: Lützelhausen;

im Ober-Elsass, Kreis Rappoltsweiler: Markirch, St. Kreuz im Leberthal.

Vorwiegend französisch sind :

Im Unter-Elsass, Kreis Schlettstadt : Breitenau ;

im Ober-Elsass, Kreis Rappoltsweiler : Altweier, Deutsch-Rumbach, Leberau ; Kreis Altkirch : Altmünsterol, Bretten.

Die Sprachgrenze wird sich zwischen zwei Linien bewegen, einer deutschen und einer französischen. Die deutsche Linie geht :

In Unter-Elsass : Vom Donon ostwärts durch Lützelhausen nach Mühlbach, Schwartzbach, Grendelbruch, Natzweiler mit Stroutthof, Hohwald, Breitenbach, Meisengott, Wagenbach, Bassenberg, durch Breitenau über den Bann von Neukirch nach Hirtzelbach, Diefenbach, Gereuth, Wanzel ;

In Ober-Elsass : Durch Deutsch-Rumbach und Leberau nach St. Kreuz, Markirch mit Eckkirch, Klein-Leberau und Rauenthal, durch Altweier über Rappoltsweiler Bann auf Reichenweier Bann nach Bildsteinthal (Neudörfel) und Ursprung, Alspach, Kaysersberg, Ammerschweier, Katzenthal, Niedermorschweier, Türkheim, Zimmerbach, Walbach, Weier im Thal, Günsbach, Hohrod, Sulzern, Stossweier, Mühlbach, Metzeral, Mittlach, Wildenstein, Krüth, Odern, Felleringen, Urbis, Storkensauen, Mollau, Rimbach, Ermensbach, Sewen, Dollern, Kirchberg, Niederbruck, Masmünster, Aue, Morzweiler, Ober-Sulzbach, Nieder-Sulzbach, Diefmatten, durch Bretten nach Sternenberg, Gevenatten, Ober-Traubach, Brückensweiler, Ellbach, Retzweiler, Mansbach, Altenach, St. Ulrich, Strüth, Hindlingen, Friesen, Ueberstrass, Niedersept, Pfetterhausen, über den Bann von Moos nach Liebsdorf, Oberlarg, Lützel.

Die französische Linie geht :

In Unter-Elsass : Vom Donon ostwärts durch Lützelhausen nach Netzenbach, Wisch, Hersbach, Russ, Steinbach, Barenbach, Schirmeck, Vorbruck, Rothau, Neuweiler mit Riangoutte und Haute-Goutte, Belmont mit Hutte und Bambois, Bellefosse, Fonrupt, Ranrupt, Steige, Charbes, Laach, Fouchy, durch Breitenau nach Sèchegoutte, Froide-Fontaine ;

In Ober-Elsass: Durch Deutsch-Rumbach und Leberau nach Müsloch, Gross-Rumbach, Klein-Rumbach zur französischen Grenze, an dieser entlang nach Diedolshausen, durch Altweier nach Urbach, Hachimette, über den Schnierlacher Bann nach Zell, Urbeis, zur französischen Grenze südlich vom Schwarzen See; an der Grenze entlang bis Welschensteinbach, durch Bretten nach Baronsweiler, St. Kosman, von da, der französischen Grenze nach, bis Schaffnat am Weiher, Gottesthal, Luttern, Willern, Menglatt, von da an der französischen und schweizerischen Grenze nach Ottendorf, Luffendorf, Charmoilles (Schweiz). — Siehe hierzu die schematische Darstellung der Sprachgrenze.

Vergleichen wir nun diese Sprachgrenze mit der Nabert'-schen, so unterscheidet sie sich von ihr in einigen wesentlichen Punkten. Zunächst gilt, wie für Lothringen, auch hier, dass Nabert Sprünge, und zwar im Süden macht, so dass man den Lauf der Sprachgrenze nicht genau erkennen kann; so nennt er Niederlarg nach Ueberstrass, geht alsdann nach Bisel zurück, u. s. w. [1]

Die Nabert'sche Sprachgrenze unterscheidet sich von der obigen in nachstehenden Punkten:

Von den als deutsch bezeichneten Ortschaften sind:

1) patois-französisch resp. französisch: Im Unter-Elsass,

---

[1] Wenn wir die Goguel'sche Uebersetzung des Nabert'schen Buches ansehen, so konstatieren wir, dass dem Verfasser, welchem man für Lothringen seine Unrichtigkeiten verzeihen darf, in dem das Elsass behandelnden Teile der Sprachgrenze geradezu Unkenntnis seines eigenen Landes vorgeworfen werden muss. War er doch nicht imstande, die Verwirrung im Süden zu entwirren. Zwar hat er, was sein einziges, aber ein zweifelhaftes Verdienst ist, durch Auslassung von Ottendorf, und dadurch dass er Oberlarg statt Larg schrieb, eine kleine Verbesserung gebracht, aber durch die Auslassung von Moos hat er den Riesensprung bis Pfirt noch um etwa 4 Kilometer vergrössert.

Kreis Molsheim: Wisch, Hersbach, Russ mit Steinbach, Barenbach, Schirmeck, Rothau, Wildersbach; Kreis Schlettstadt: Steige; im Ober-Elsass, Kreis Altkirch: Ottendorf, Luffendorf;

2) überwiegend französisch mit deutscher Mischung: Im Unter-Elsass, Kreis Schlettstadt: Breitenau (welches zu der Zeit vielleicht noch deutsch war); im Ober-Elsass, Kreis Altkirch: Bretten.

Ausserhalb der deutschen Linie liegen folgende Ortschaften, die

1) vollständig deutsch sind: Im Ober-Elsass, Kreis Altkirch: Brückensweiler, Niedersept, Obersept, Dirlingsdorf, Liebsdorf, Bendorf.

2) Vorwiegend deutsch mit französischer Mischung sind: Im Ober-Elsass, Kreis Rappoltsweiler: St. Kreuz, Markirch.

Vorwiegend französisch mit deutscher Mischung sind: Im Ober-Elsass, Kreis Rappoltsweiler: Deutsch-Rumbach, Leberau, Altweier.

H. Kiepert hat zur Feststellung der Sprachgrenze in Elsass-Lothringen nicht nur die offiziellen Angaben benutzt, sondern auch, wie früher bemerkt, selbst das Land durchwandert. Es lohnt sich deshalb ein Vergleich mit seiner Arbeit um so mehr, als er in einigen Punkten von den offiziellen Ermittelungen abweicht.

Folgende Ortschaften werden bezeichnet als:

1) Ueberwiegend französisch und sind:

a) vollständig deutsch: Kreis Altkirch: Lützel;

b) überwiegend deutsch: Kreis Molsheim: Lützelhausen, aber so dass beide Idiome fast zu gleichen Teilen vertreten sind; Kreis Rappoltsweiler: St. Kreuz, Markirch;

c) vollständig französisch: Kreis Molsheim: Russ, wo Kiepert wahrscheinlich den zur Gemeinde Russ

gehörenden, vollständig deutschen Ort Schwartzbach mitgerechnet hat;

2) Deutsch und französisch zu fast gleichen Teilen und ist vollständig deutsch: Kreis Molsheim: Natzweiler;

3) Ueberwiegend deutsch und sind:

a) vollständig deutsch: Kreis Molsheim: Urmatt; Kreis Altkirch: Brückensweiler, Oberlarg;

b) vollständig französisch: Kreis Altkirch: Luttern;

4) Vollständig französisch und sind überwiegend französisch: Kreis Schlettstadt: Breitenau.

Wenn man endlich obige Beobachtungen mit den 1872 durch die Behörden veranstalteten Ermittelungen[1] vergleicht, so sind die Abweichungen nicht erheblich. In denselben drücken sich, wie auch in Lothringen, zum Teil die Ergebnisse von Wanderbewegungen jüngeren Datums aus. Die Unterschiede sind folgende:

1) Von den als vollständig französisch bezeichneten Ortschaften sind vorwiegend französisch mit deutscher Mischung:

Im Unter-Elsass, Kreis Schlettstadt, Kanton Weiler: Breitenau;

Im Ober-Elsass, Kreis Rappoltsweiler, Kanton Markirch: Deutsch-Rumbach.

2) Von den als überwiegend französisch mit deutscher Mischung bezeichneten Ortschaften ist vollständig deutsch:

Im Ober-Elsass, Kreis Altkirch, Kanton Pfirt: Lützel.

3) Von den als überwiegend deutsch mit französischer Mischung bezeichneten Ortschaften sind vollständig deutsch:

Im Unter-Elsass, Kreis Molsheim, Kanton Schirmeck: Natzweiler;

---

[1] Vgl. Statistisches Handbuch für Elsass-Lothringen. Erster Jahrgang. 1885, p. 17 ff.

Im Ober-Elsass, Kreis Altkirch, Kanton Pfirt: Alt-Pfirt, Bendorf, Bettlach, Buchsweiler, Dürlingsdorf, Dürmenach, Fislis, Kiffis, Köstlach, Liebsdorf, Linsdorf, Lüxdorf, Lutter, Mittelmüspach, Mörnach, Moos, Niedermüspach, Oberlarg, Obermüspach, Oltingen, Pfirt, Rädersdorf, Roppenzweiler, Sondersdorf, Werenzhausen, Winkel, Wolschweiler;

Kreis Thann, Kanton St. Amarin: Hüsseren-Wesserling; Kanton Masmünster: Masmünster, Morzweiler, Oberbruck, Sentheim.

Von einem Exkurse über den deutschen und französischen Dialekt, welcher in den einzelnen Ortschaften gesprochen wird, sehe ich ab. Eine Einteilung des Deutschen in Gruppen konnte ich um so eher beiseite lassen, als, ganz im Gegensatze zu dem unerforschten Lothringen, das Elsass in Sprache, Sitten und Gebräuchen allgemeiner bekannt ist. Für heute gesprochene Mundarten verweise ich auf die Arbeiten von W. Mankel, Die Mundart des Münsterthales [1] und H. Lienhart, Die Mundart des mittleren Zornthales. [2]

Auf der anderen Seite ist vor kurzem eine lehrreiche Arbeit von A. Horning, «Die ostfranzösischen Dialekte zwischen Metz und Belfort, mit einer Karte» [3] erschienen, in welcher die Patois von Metz bis Belfort einer sorgfältigen Untersuchung unterworfen sind.

Auf Grund einer Anzahl von charakteristischen, diese Patois unterscheidenden Merkmalen hat der Verfasser für unser Gebiet vier verschiedene Gruppen aufgestellt, von denen drei dem

---

[1] Strassburger Studien. II. Band.

[2] Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Litteratur Elsass-Lothringens. II, 112 ff, III, 23 ff.

[3] Französische Studien. V, 4.

lothringischen, eine dem burgundischen Dialekte angehören. Meine nachträglichen Forschungen haben zu gleichen Ergebnissen geführt. Die erste dieser Gruppen erstreckt sich bis Rothau, die zweite von Rothau bis Deutsch-Rumbach, die dritte von Altweier bis Urbeis (Orbey), die vierte endlich von Welschensteinbach bis Menglatt. Für die Merkmale, welche die einzelnen Gruppen charakterisieren, darf ich auf Horning verweisen.

Anhang.

Übersicht der Sprachgrenze.

Die Mittellinie bedeutet die Grenzscheide zwischen den Sprachgebieten. Rechts stehen die deutsch sprechenden, links die französisch sprechenden, in der Mitte, den geraden Lauf der Linie unterbrechend, die gemischten Ortschaften, und zwar deutet die offene Seite der gebrochenen Linie auf die überwiegende Sprache. Wo die Linie einen Ortsnamen ganz umschliesst, ist eine gemischte Ortschaft gemeint, in welcher Deutsch und Patois resp. Französisch zu fast gleichen Teilen vertreten sind.

Rechts und links von der Übersicht der Sprachgrenze stehen je zwei Rubriken, von welchen die eine die Territorien angiebt, denen diese Orte zugehörten, bevor sie an Frankreich kamen, die andere das Jahr, in welchem sie mit Frankreich vereinigt wurden. Die beiden links von der Übersicht der Sprachgrenze stehenden Rubriken enthalten diese historischen Angaben für die französisch sprechenden, die beiden rechts stehenden Rubriken für die deutsch sprechenden Ortschaften.[1]

---

[1] Für diese historischen Angaben sind benutzt worden « Statistisches Handbuch für Elsass-Lothringen », p. 7 ff, und die historische Karte von Prof. Dr. Kirchner, « Elsass im Jahre 1789 ».

Heft II.: *Ein andechtig geistliche Badenfahrt des hochgelerten Herren Thomas Murner*. 8°. 56 S. Neudruck mit Erläuterungen, insbesondere über das altdeutsche Badewesen, von Prof. Dr. E. Martin. Mit 6 Zinkätzungen nach dem Original. ℳ 2 —

Heft III.: *Die Alamannenschlacht vor Strassburg* 357 *n. Chr.* von Archivdirector Dr. W. Wiegand. 8° 46 Seiten mit einer Karte u. einer Wegskizze. ℳ 1 ·

Heft IV.: *Lenz, Gœthe und Cleophe Fibich von Strassburg*. Ein urkundlicher Kommentar zu Gœthes Dichtung und Wahrheit mit einem Porträt Araminta's in farbigem Lichtdruck und ihrem Facsimile aus dem Lenz-Stammbuch von Dr. Joh. Froitzheim. ℳ 2 50

Heft V.: *Die deutsch-französische Sprachgrenze im Elsass* von Dr. Constant This. 8°. 48 S. mit Tabelle, Karte und acht Zinkätzungen. ℳ 1 50

Unter der Presse:

Hollaender, A. *Strassburg im französischen Kriege* 1552.

In Vorbereitung:

Witte, H., Dr. *Die Armagnaken im Elsass.*

Hertzog, A., Dr. *Rechts- und Wirthschaftsverfassung des Abteigebietes Maursmünster während des Mittelalters.*

Jede Buchhandlung, sowie die Verlagshandlung, nimmt Bestellung an.

Hochachtungsvoll

Ed. Heitz (Heitz & Mündel).

Verlag von **J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel)**

in Strassburg i./E.

Baum, Adolf **Magistrat und Reformation in Strassburg bis 1529.** gr. 8. XIII u. 212 S. ℳ 4 50

Elsässische Landschaften. Vier Originalradierungen von F. Helmsdorf. Neue Ausgabe. Text von Dr. A. Schricker. gr. fol. mit 4 Blatt Text in Mappe. ℳ 6 —

Institute, die naturwissenschaftlichen und medicinischen der Universität Strassburg und die naturhistorischen Sammlungen der Stadt Strassburg. 4. 148 S. mit vielen Grundrissen und Holzschnitten. ℳ 3 —

Irle, Herrmann. **Die Festung Bitsch.** Mit einer Ansicht von Bitsch. 8. 48 S. ℳ — 80

Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Litteratur Elsass-Lothringens, herausgegeben von dem hist.-litt. Zweigverein des Vogesen-Clubs. III. Jahrg. gr. 8. 204 S. ℳ 2 50

Lucius, Phil. Ferd. **Friederike Brion von Sessenheim.** Geschichtl. Mittheilungen. Prachtausgabe gr. 8. 198 S. ℳ 5 —

Müllenheim-Rechberg, Herrmann Freiherr von. **Die Annexion des Elsass durch Frankreich und Rückblicke auf die Verwaltung des Landes** vom Westphälischen Frieden bis zum Ryswicker Frieden (1648-1697). Vortrag gehalten am 2. Mai 1887 im staatswissenschaftlichen Verein zu Strassburg i. E. ℳ 1 50

Bremer, F. P. **Franz von Sickingens Fehde gegen Trier und ein Gutachten Claudius Cantiunculas über die Rechtsansprüche der Sickingen'schen Erben.** kl. 4. CXVI und 28 Seiten. ℳ 4 50

This, Constant. **Die Mundart der französischen Ortschaften des Kantons Falkenberg** (Kreis Bolchen in Lothringen). 8. 80 S. ℳ 2 —

Rectoratsreden der Universität Strassburg:

Heitz, E. **Zur Geschichte der alten Strassburger Universität.** Rede gehalten am 1. Mai 1885. 8. 27 S. ℳ — 60

Reye, Th. **Die Synthetische Geometrie im Alterthum und in der Neuzeit.** Rede gehalten am 1. Mai 1886. 8. 16 S. ℳ — 40

Zœpffel, Rich. **Johannes Sturm, der erste Rector der Strassburger Akademie.** Rede gehalten am 30. April 1887. ℳ — 40

Vogesengrün. Ein elsässischer Familien-Kalender von Maria Rebe. Zweiter Jahrhang. 1888. ℳ 1 50

Strassburg, Druck von J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).

BEITRÄGE

ZUR

LANDES- UND VOLKESKUNDE

VON

ELSASS-LOTHRINGEN

VI. HEFT

STRASSBURG IM FRANZÖSISCHEN KRIEGE 1552

VON

Dr. A. HOLLAENDER.

STRASSBURG
J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL)
1888



Im Verlage der unterzeichneten Verlagshandlung erscheint unter dem Titel:

BEITRÄGE

ZUR

LANDES- UND VOLKESKUNDE

VON

ELSASS-LOTHRINGEN

in zwangloser Folge Abhandlungen und Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte und Litteraturgeschichte von Elsass und Lothringen, Beiträge zur Kunde der natürlichen geographischen Beschaffenheit des Landes, seiner Bevölkerung und seiner Bevölkerungsverhältnisse in der Gegenwart und in der Vergangenheit, seiner Alterthümer, seiner Künste und kunstgewerblichen Erzeugnisse; es sollen daneben selten gewordene litterarische Denkmäler durch Neudruck allgemeiner zugänglich gemacht, und durch Veröffentlichung von Erhebungen über Volksart und Volksleben, über Sitte und Brauch der Stände, über Aberglauben und Ueberlieferungen, über Singen und Sagen der Landesgenossen deutscher und romanischer Zunge das Interesse an der elsasslothringischen Volkskunde befördert werden. Anerbietungen von, in den Rahmen gegenwärtiger Sammlung sich fügenden, Beiträge werden den Unterzeichneten jederzeit willkommen sein.

Die ersten Hefte enthalten folgende Arbeiten:

Heft I.: *Die deutsch-französische Sprachgrenze in Lothringen* von Const. This. 8°. 34 S. mit einer Karte (1: 300.000). ℳ 1 50

siehe dritte Seite des Umschlags.

STRASSBURG

IM

FRANZÖSISCHEN KRIEGE

1552.

VON

Dr. ALCUIN HOLLAENDER.

MOTTO: «Dieweil an der stat Strasburg als aine stehline vormauer nit allein dem ganzen Rheinstrom, sondern auch deutscher Nation hoch und vil gelegen: das pillich menniglich, damit die stat erhalten, das best thun soll.»

Landvogt Andre von Konritz
an Strassburg. 1552 April 26.

STRASSBURG
J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL)
1888.

VORWORT.

Eines der traurigsten Blätter unserer vaterländischen Geschichte entrollt uns das Jahr 1552, in welchem eine Anzahl deutscher Fürsten in offener Auflehnung gegen ihren Kaiser, im Bunde mit dem französischen Könige letzterem die Vollmacht erteilten, vom Reiche eine Anzahl zu demselben gehöriger Städte loszureissen. An ihnen lag es wahrlich nicht, wenn Strassburg, auf dessen Besitzergreifung Heinrich II. es offenbar gleichfalls abgesehen hatte, nicht schon damals dasselbe Schicksal erfuhr.

Von dem grössten Interesse muss es daher für uns sein, das Verhalten der in jenem kritischen Augenblicke lediglich auf sich selbst angewiesenen Reichsstadt kennen zu lernen und uns ein Urteil über die Gesinnung zu bilden, welche die Bewohner derselben damals gegenüber den französischen Annexionsgelüsten hegten, zumal da man sich jetzt in der französischen Geschichtsschreibung vielfach tendenziös darzulegen bemüht, dass Strassburg es gewesen, welches zuerst, und zwar schon im 16. Jahrhundert, die Anlehnung an Frankreich gesucht habe.

Höchst auffallend ist es nun, dass obwohl der treffliche, aktenmässige Bericht eines Zeitgenossen, Sleidans, vorliegt, in den neueren Darstellungen dieser denkwürdigen Epoche der Strassburger Geschichte die grössten Widersprüche zu Tage treten, und sich vielfach eine rein legendarische Behandlung breit macht, welche im Begriffe steht die geschichtliche Wahrheit gänzlich zu überwuchern.

Ich habe daher versucht, unter Benutzung der durch die Sleidan'sche Berichterstattung gezogenen Umrisse und gestützt auf ein überaus reiches Quellenmaterial, jenes ungehörige Ranken- und Blätterwerk zu beseitigen und eine möglichst wahrheitsgetreue und anschauliche Darstellung jener denkwürdigen Vorgänge zu geben, deren Mittelpunkt Strassburg damals gewesen ist.

Die Bedeutung dieser Stadt, welche, wie neuerdings mehrfach hervorgehoben worden ist, in den beiden ersten Dezennien der Reformationsperiode die Führerrolle der süddeutschen protestantischen Stände übernommen hatte, tritt jetzt noch einmal glänzend hervor. Die Männer, welche in jenen stürmischen Zeiten mit Thatkraft und politischer Einsicht die Geschicke Strassburgs geleitet hatten, fanden jetzt noch einmal Gelegenheit, diese Tugenden, und zwar zur Erhaltung der Selbständigkeit ihrer Vaterstadt, zu bewähren. Auch dürfte die vorliegende Veröffentlichung dazu dienen, darauf hinzuweisen, dass, wenn einige protestantische Fürsten mit dem Reichsfeinde in verräterische Verbindung traten, das protestantische Strassburg eine Ehre darein setzte, eine Vormauer des Rheinstromes zu sein und mit Gut und Blut für Kaiser und Reich einzustehen.

Benutzt wurde von mir neben dem Werke Sleidans und der ausgedehnten französischen Memoirenlitteratur des 16. Jahrhunderts fast ausschliesslich handschriftliches, bisher so gut wie unbenutzt gebliebenes Material. Dasselbe stammt zum grössten Teile aus dem hiesigen Stadtarchive, so namentlich die wertvollen Protokolle der Herren Räte und XXI, einiges aus dem Bezirksarchive des Unterelsasses, dem Thomasarchive, sowie dem Statthalterei-Archive zu Innsbruck. Den Vorständen derselben, namentlich Herrn Stadt-Archivar Brucker, erlaube ich mir an dieser Stelle für ihre Unterstützung meinen besten Dank auszusprechen, ebenso Herrn Dr. Reuss, dem Leiter der hiesigen Stadtbibliothek, der mir mit grosser Liebenswürdigkeit einen Teil seiner eigenen Excerpte zur Verfügung gestellt hat.

Strassburg, den 10. Januar 1888.

Dr. A. HOLLAENDER.

Nachdem Karl V. im schmalkaldischen Kriege jede nationale und religiöse Auflehnung im Reiche gebrochen hatte, hielt er den Zeitpunkt für gekommen, den Gedanken, der ihn seine ganze Regierung hindurch erfüllt hatte, zur Ausführung zu bringen: sich zum weltlichen Oberhaupte der Christenheit in mittelalterlichem Sinne zu machen. Die so erlangte Machtfülle einer konzentrierten weltlich-geistlichen Gewalt wollte er dereinst auf seinen Sohn vererben. In eben dem Augenblicke aber, als er das Ziel seiner Wünsche erreicht zu haben glaubte, begannen die Stützen seiner Macht ins Wanken zu geraten.

Die Anwesenheit spanischer Truppen im Reiche, deren Anmassung alles verletzte, die willkürliche Behandlung der deutschen Fürsten, die Unterdrückung jeder Regung des Protestantismus, die Belagerung des letzten Hortes desselben, der Stadt Magdeburg, die Gefangenhaltung der Häupter des schmalkaldischen Bundes, des Churfürsten Johann Friedrich und des Landgrafen Philipp, hatten ihm überall Gegner erweckt. In der Zahl der letzteren befand sich auch sein früherer Parteigänger, der Kurfürst Moritz von Sachsen. Nachdem alle Gesuche des letzteren um Entlassung seines Schwiegervaters aus der Haft, für dessen Freiheit er sich einst verbürgt hatte, vom Kaiser zurückgewiesen worden waren, beschloss er, durch den Abfall von demselben, sein Wort einzulösen, das verlorene Ansehen unter seinen Glaubensgenossen zurückzugewinnen und mit einem Schlage staatliche und kirchliche Freiheit wiederherzustellen.

Zu diesem Zwecke verband er sich mit einer Anzahl deutscher Fürsten, die seine Unzufriedenheit teilten, sowie mit dem französischen Könige Heinrich II., dem gegen beträchtliche Subsidien das Zugeständnis gemacht wurde, sich der Städte Metz, Toul, Verdun und Cambray bemächtigen zu dürfen, um

dieselben als Reichsvikar inne zu haben.[1] Die betreffenden Verhandlungen, die das ganze Jahr 1551 hindurch geführt wurden, fanden ihren Abschluss im Vertrage von Chambord vom 15. Januar 1552.

Merkwürdigerweise legte der Kaiser, der damals in Innsbruck weilte, um von hier aus auf die Entscheidungen des Tridentiner Konzils einzuwirken und gleichzeitig die Angelegenheiten Deutschlands und Italiens im Auge zu behalten, den ihm wohl bekannten Gerüchten über die ihn bedrohende Verschwörung keinen sonderlichen Wert bei.[2] Jedenfalls besorgte er, während er den Feindseligkeiten Frankreichs entgegensah und

[1] Spachs Angabe in seiner Histoire de la Basse-Alsace p. 186: Dès 1551 Strasbourg envoie des délégués au monarque français, pour demander son alliance et sa protection; le stettmeistre Sturm, qui faisait partie de cette ambassade, rapporta les meilleures promesses: «Je viendrai moi-même, avait dit le roi, briser les forces de l'empereur» ist ebenso aus der Luft gegriffen, als die wohl hierauf zurückgehende Behauptung von Legrelle, Louis XIV et Strasbourg p. 42: «En octobre 1551, une ambassade saxo-brandebourgeoise, renforcée des députés de *Strasbourg* et de Nuremberg, vint à Fontainebleau lui (scil. Heinrich II.) proposer, en échange de son alliance, quatre villes impériales de langue welche, Cambrai, Verdun, Metz et Toul», jedenfalls was Strassburg angeht. (vgl. auch unten p. 25). Ueberhaupt sucht Legrelle in tendenziöser Weise darzulegen, «que c'est bien la ville qui est venue au-devant de la monarchie, et non la monarchie qui est allée au-devant de la ville» (p. 41). Ungenau ist in dieser Beziehung auch seine Benutzung meiner früheren Schrift, Strassburg im Schmalkaldischen Kriege (vgl. die ausf. Rezension von E. Marcks i. d. Gött. gel. Anz. 1885 Nr. 3, p. 117). — Der Rektor Johannes Sturm scheint allerdings während des Jahres 1551 fortwährend in französischem Interesse thätig gewesen zu sein (Ch. Schmidt, Jean Sturm p. 85 f.), indessen ebensowenig wie vorher im Schmalkald. Kriege seitens Strassburgs hierzu autorisiert (vgl. auch unten p. 51). Der Stettmeister Jakob Sturm hatte unter der Verwechslung mit seinem Namensvetter schon bei seinen Lebzeiten zu leiden (Baumgarten, Jakob Sturm p. 33).

[2] Dass man in Innsbruck rechtzeitig von dem drohenden Ungewitter unterrichtet war, ist bereits von Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation V, 184, Maurenbrecher, Karl V. und die deutschen Protestanten p. 292 (vgl. auch Katterfeld, Roger Ascham p. 148 u. 149) überzeugend dargelegt worden. Ihren Ausführungen füge ich folgendes auch schon von Schönherr, Der Einfall des Churfürsten Moritz in Tirol (Archiv f. Geschichte Tirols IV, 237), benutztes Beweisstück aus dem Innsbr. Archiv hinzu: 1552. März 4. Regierung zu Innsbruck an König Ferdinand: Sie zweifelten nicht, Kö. mt. hätten guten bericht, werde auch von der Kay. Mt. gesandten, so diser tag von hie zu e. Mt. abgefertigt sein solle, sonder zweifel zu vernemen haben, wie beschwerlich sich die leuf allenthalben da vornen im reich teutscher nation zutragen, das auch, wie uns hin und wider anlangt, die jungen landgrafen von Hessen und Markgraf Albrecht von Brandenburg in grosser rüstung. So sollen sonst allenthalben im reich grosse rüstungen und wie man vorgebenlich sagt, ein grosser pundt mit dem König von Frankreich wider die römisch Kay. Mt. vorhanden sein.» (An die Kö. Mt. Bd. XI, f. 47.)

denselben gegenüber rechtzeitig Anstalten zur Verteidigung traf, von den deutschen Fürsten keinen Angriff.[1]

Im Elsass selbst wurde man schon seit Mitte des Jahres 1551 durch allerhand Kriegsgerüchte in Aufregung gehalten.

Bereits im Juli wurde dem Strassburger Rate durch kaiserliche Mandate eingeschärft, gegen die Haupt- und Kriegsleute, die bei ihnen allerhand Praktiken, Kriegsgewerb und Aufwiegelung trieben, ernstlich einzuschreiten. Im August erschien in Strassburg ein kaiserlicher Kriegshauptmann, Asmus von der Hauben, mit dem Auftrage, gegen alles Fremden zuziehende Kriegsvolk zu streifen und dasselbe niederzuwerfen. Er war in der Lage, dem Rate eine Anzahl Bürger zu bezeichnen, die in französischen Diensten ständen.

Anfang November fanden zwischen dem Strassburger Domkapitel und den bischöflichen Räten zu Zabern Verhandlungen statt, ob man nicht, bei den zwischen Kaiser und Frankreich entstandenen Verwicklungen, auf dem nächsten Kreistage Vorsorge träfe, dass das Land nicht beschädigt würde.

In denselben Tagen ging den Landvögten zu Ensisheim und in der Ortenau von der oberösterreichischen Regierung zu Innsbruck die Mitteilung zu: Da die Zeitumstände gar sorglich, der französische König in grosser Rüstung sei, Kriegsvolk an die Grenzen legte, auch solches im Reiche anwürbe, und des römischen Königs Schlösser, Städte und Flecken so gelegen, dass man in wenig Tagen aus Frankreich dazu kommen könnte, so sollten sie, die Landvögte, sich miteinander ins Einvernehmen setzen und erforderlichenfalls gegenseitig Hilfe und Beistand leisten.[2]

Bald nachher, am 24. November, traf in Strassburg folgendes Ausschreiben des Kaisers ein: Nachdem der König von Frankreich sich ungeachtet des Friedens von Crespy ohne Ursache einer mutwilligen Fehde und Feindschaft gegen ihn an-

[1] Gegenüber der Sorglosigkeit des Kaisers ist sein Bruder Ferdinand schon damals für die Sicherheit desselben bemüht. Er schreibt am 1. März aus Pressburg an seine Regierung zu Innsbruck: «Nachdem wir befinden, das die leuf u. practiken diser zeit hin und wider geschwind und seltsam seyen, und dann die Rö. kay. mt. unser lieber herr und bruder in unsrer grafschaft Tirol yetzo anwesend, so bedenken wir sollicher geschwinden practiken und auch irer lieb u. kay. mt. personlichen gegenwertigkeit und derselben merern sicherhait halben von noten, der enden guets aufsehen zu haben.» (Innsbr. A. von der Kö. Mt. X, 338.)

[2] Strassburger Bezirksarchiv G. 217. Nov. 6.

gemasst, ohne jede vorhergehende Warnung sein und des Reiches Eigentum in Italien und anderen Orten angegriffen und beschädigt hätte, so gedächte er, der Gegenwehr zu gebrauchen. Strassburg sollte sich in gutem Gewahrsam halten, für Befolgung seiner Mandate Sorge tragen und gegen alle Uebertreter mit strengen Strafen vorgehen.[1]

Der Rat beschloss hierauf: «So Praktiken vorhanden, dieselben abzuschaffen und fleissig ufsehens zu haben.»

Auch von den Rüstungen des Kurfürsten Moritz von Sachsen hatte man im Elsass frühzeitig Nachricht und fasste dieselben in bedrohlichem Sinne auf.

In einem Briefe des reichen Strassburger Kaufherrn Wolfgang Rehlinger vom Ende Dezember, der von der Einnahme von Magdeburg berichtet, heisst es: Die Knechte, die davor gelegen, liessen sich vernehmen, Herzog Moritz sei ihr Herr; auch in Hessen werde viel Kriegsvolk angeworben. Der Rheingraf soll in Sachsen gesehen worden sein. «Der allmächtige Gott,» so schliesst er, «wolle sollichs alles zu Frieden, Ruhe und allem Gutem schicken.»

Mit grossem Eifer suchte damals der Strassburger Rat festzustellen, «wohin Herzog Moritz mit seinem Volke den Kopf strecke.» Während der Unterlandvogt von Hagenau darüber nichts Näheres melden kann, schreibt der Zweibrückensche Kanzler, Michel Han, am 28. Dez.: Ueber Herzog Moritz giengen die verschiedensten Gerüchte; nach einigen wolle er die Bistümer Würzburg, Bamberg und Eichstädt angreifen, nach anderen Mainz. Daneben solle der Franzos mit einem Haufen in Italiam und mit einem ufs Elsass, sodann Herzog Moritz gen Mainz und dann in die Niederlande ziehen. Des Rheingrafen Bruder (des französischen Königs Diener) sei mit 8000 Mann über Lautern und Limpach gezogen, angeblich dem Könige entgegen. «Sollen die alle und die grosse französische Macht wieder herauskommen, und die anderen zu ihnen stossen, würd es dem armen Landvolk schwer zu stehen kommen.»

Wohl infolge der von allen Seiten her sich mehrenden bedrohlichen Nachrichten ersuchte die bischöfliche Regierung zu Zabern Anfang Januar 1552 den Strassburger Rat, seine Gesandten zu bevollmächtigen, auf dem nächsten Kreistage von einer gemeinsamen «Landsrettung» zu reden.

[1] Str. Stadtarchiv AA, 575.

In Strassburg war man entschieden gegen eine solche. Sollte der französische König, heisst es in der für die Gesandten aufgesetzten Instruktion,[1] einen förmlichen Angriff beabsichtigen, so würde er ihn jedenfalls mit einer so gewaltigen Heeresmacht unternehmen, dass ihm das Land keinen Widerstand leisten könnte. Lieber sollte man die Städte und Schlösser durch Befestigung und Besetzung vor jenem behüten; von ihnen aus würde hernach das Land leichtlich wiederzuerobern sein. Aber auch gegen einen blossen Streifzug wäre aus Mangel an Reiterei nichts auszurichten. Zudem könnte schon durch die Nachricht von einer Landsrettung der König erst recht zu einem Angriffe gegen das Elsass veranlasst werden aus dem Gesichtspunkte: «dise leut verpünden sich zusamen dir zuwider, wollen dir veind sein one verursacht, so mustu sehen, das du inen auch leids thust und dich gegen inen als deinen veinden erzeigtest; da ers sonst villeicht gegen uns stillstehe und sein macht uf andere landsart wendete.» Deshalb thäte man besser daran, sich etwa durch eine Neutralität vor dem Ueberzuge zu bewahren, auch sich zum höchsten zu befleissigen, «nichts gegen die, so Frankreich verwandt, vorzunemen.» — Sollte es sich endlich nur um Abwehr von Plackereien und Verwahrung einzelner Pässe gegen streifende Banden handeln, so hätte Strassburg ein geringes Landgebiet, sei auch zu weit vom Gebirge gelegen, «also das nit allein nit thunlich, sondern wo mans schon thun wolt, nit erspriesslich sein werde, das Volk aus den Städten herauszuziehen.» Doch wäre man nicht abgeneigt, falls die wenigen Dörfer, die der Stadt auf dem Lande zugehörig, hingezogen würden, sich an einer Vorsehung letzterer Art zu beteiligen.

Wenn man nun auch die Richtigkeit der hier ausgesprochenen Ansicht nur anerkennen kann, so verrät doch die Art und Weise, wie man jedes gemeinsame Vorgehen von der Hand wies, einen damals freilich allen deutschen Ständen eigentümlichen Sondergeist, der auf Erhaltung des eigenen Territoriums vor allem bedacht, das Wohl der Nachbarn ausser acht liess. Uebrigens finde ich keine Spur, dass es zu der in Aussicht genommenen Tagsatzung überhaupt gekommen ist.

Am Hoflager zu Innsbruck schenkte man den Zuständen im Elsass fortwährend Aufmerksamkeit. Anfang Februar müssen

[1] Str. St. AA 587. Jan. 18.

daselbst Gerüchte über eine Verständigung Strassburgs mit Frankreich verbreitet gewesen sein.[1]

Durch kaiserliche Mandate wurde den Strassburger Kaufleuten streng untersagt, dem französischen Könige Geld zuzuführen, ebenso auf den Kopf der in des letzteren Diensten stehenden deutschen Kriegshauptleute ein hoher Preis gesetzt.[2] Ende Februar und Anfang März scheinen in Strassburg ebenso wie im ganzen Elsass französische Werbungen stattgefunden zu haben.[3] Einmal nehmen Reiter der vorder-österreichischen Regierung 80 Knechte, die dem Kriegsoberst Schertlin zuliefen, in Ottmarsheim gefangen.[4]

In eben jenen Tagen wendete sich der Kaiser selbst in folgendem Schreiben[5] an den Patriotismus des Rates der Stadt Strassburg:

Obwohl er nach der Ergebung von Magdeburg und Bezahlung des Kriegsvolkes auf Ruhe im Reiche gehofft, so hätte er doch von allerlei «Praktiken und Kriegsgewerb an vielen Orten und Enden, daraus alles Unrats und innerlicher Empörung zu besorgen» gehört, so dass er sich genötigt sehe, den Sachen etwas stattlicher zu begegnen. Daneben solle sein «unentsagter» Feind, der König von Frankreich, allenthalben im

[1] Druffel, Beiträge II, Nr. 975: Bischof von Arras an Königin Marie. 1552 Febr. 6: «Lazarus adjoucte, que ceulx de Strasbourg ont intelligence et correspondance avec le roy de France.»

[2] Str. St. R. u. 21. Febr. 6 u. 10.

[3] Druffel II nr. 1049. — Ganz unwahrscheinlich ist hingegen das, was Heideck am 10. März an Kurfürst Moritz berichtet (Druffel II nr. 1089), und man wird sich daher hüten müssen, hieraus in betreff der Haltung Strassburgs irgend welche Schlüsse zu ziehen. Es heisst dort: «Es ist Asmus von der Hauben zu Strassburg gewest, hat ein kaiserlich mandat daselbst den hern gebracht und begert ein haussuchen nach den franzosischen knecht zu thon; hat ime der rat die wirtsheuser zu besuchen zugelassen, und zuforderst jederman gemant, sich auf zuheben; und do er niemands gefunden, in furgefordert und sagen lassen, das er gedenk und hinfuran nimer keme, und haben die gemein daselbst in und seine reuter, wo man nit abgestilt, nur wollen dot schlagen.» Hiervon ist in unsern Akten mit keinem Worte die Rede. Von der Hauben war Aug. 1551 in Strassburg. Als die Regierung in Ensisheim März 1552 ein Verzeichnis derjenigen sendet, die zu Strassburg den Franzosen Knechte angenommen haben, beschliesst der Rat: «die bürger und sonderlich die wirt zu beschicken und mit strafe vorzugehen.»

[4] März 11. (Innsbr. A.) — Auf diesen Vorfall beziehen sich wohl die Worte Heinrichs II. (Sleidan 24, 361): «Ensemensibus condonare se, modo quos in vinculis habeant e suis, milites, dimittant.»

[5] Str. St. AA 579. Febr. 29.

Reiche Verleumdungen über ihn ausstreuen,[1] als ob er, der Kaiser, der deutschen Nation gar nicht geneigt, sondern deren Libertät und Freiheit zu unterdrücken gedächte, während doch «die viehische und mehr denn türkische Dienstbarkeit» der armen Unterthanen des französischen Königs allerwärts bekannt sei. Ebenso würde letzterer, wenn es ihm gelänge, im Reiche festen Fuss zu fassen, die Deutschen behandeln. Wiewohl er nun die Ueberzeugung hegte, es werde in der deutschen Nation, bei der von alten Zeiten her Wahrheit, Beständigkeit und Ehrbarkeit gegolten, sich niemand wider sein eigenes Vaterland verführen lassen, und er sich besonders zu ihnen, «als die ihm und dem heiligen Reiche mit aller treuen Neigung zugetan,» nicht anders versehen könnte, als dass sie bei diesen gefährlichen Zeiten von ihm sich nicht abwenden, sondern ihm als römischem Kaiser, «ihrem ainichen rechten herrn, der verwantnus nach, damit sie ihm und dem heiligen reiche zugetan» getreulich beistehen und anhängen würden, so habe er sie doch warnen wollen, Verleumdungen seiner Person Glauben zu schenken oder sich durch fremde Praktiken abwendig machen zu lassen. Sie sollten ihm von letzteren unverzüglich Mitteilung machen und sich in dem allen so erzeigen, wie sein Vertrauen zu ihnen stände. Das wollte er gegen sie und gemeine Stadt mit allen Gnaden erkennen und in gutem nimmer vergessen.

Die Stadt übersandte hierauf die ausdrückliche Erklärung: bei Kaiser und Reich und ihren Freiheiten bleiben zu wollen.[2] Am 24. März sprach ihr Karl V. seinen Dank für ihr ge-

[1] Ein am letzten Februar in Innsbruck erlassenes Verbot beginnt mit den Worten: «Uns langt an, das kurzlichen ain person aus Frankreich, unbekannt ires namens, ein tractat in französ. sprach hat usgeen lassen, darin die kay. mt. von wegen dem kunig von Frankreich und des gemeinen der Christenheit erbfeinds, des Türken, ganz freventlich angezogen worden» (Innsbr. A. Causa Dom. VII, f. 151). Dieses angeblich zu Basel gedruckte Pasquill war von Ensisheim aus der Innsbrucker Regierung übersandt worden, die es ihrerseits am 27. Febr. dem König Ferdinand zuschickte.

[2] Das Schreiben selbst liegt mir nicht vor, dagegen ein anderes vom 21. Mai (AA 576), in dem Meister und Rat aussprechen: «Sie hätten sich in Rüstung begeben, damit sie ihrem schriftlichen gethanen erbieten nach bey ihrer Mt. und dem h. reich, auch ihren freiheiten bleiben möchten.» Ebenso teilt am 2. April die oberösterreichische Regierung dem Könige Ferdinand mit: «Die Kay. Mt. hab die von Strassburg zum höchsten ersucht, an seiner Kay. Mt. zu halten, und die von Strassburg sich darauf mit einem schreiben sollichs in unterthenigstem gehorsam tröstlich zu thun erboten» (Innsbr. A. An die Kö. Mt. XI, 107).

horsames und gutwilliges Erbieten aus und zugleich seine feste Hoffnung, dass sie sich durch niemand von ihrem Entschlusse würde abwendig machen lassen.

Und in der That ist Strassburg, wie wir weiter unten sehen werden, seinem Versprechen treu und mannhaft nachgekommen. —

Inzwischen hatte Heinrich II. im Februar dem Pariser Parlament seinen Entschluss mitgeteilt, den Kaiser mit Krieg zu überziehen und alle alten Ansprüche auf Flandern, Mailand und Neapel erneuert.[1] In einem Manifeste erklärte er sich als den Beschützer der Freiheit Deutschlands und seiner in der Gefangenschaft befindlichen Fürsten.[2] Anfang März wurde zu Chalons an der Marne ein Heer von 40,000 Mann zusammengezogen.

Gleichzeitig waren auch seine deutschen Bundesgenossen nach Vollendung ihrer Rüstungen im Felde erschienen, um sich zunächst in Franken zu vereinigen. In offenen Ausschreiben warfen auch sie dem Kaiser den Fehdehandschuh hin.[3]

Noch am 14. März wusste man in Strassburg «nichts eigentlich und sonderlich halben von dieser handlung, denn das gemein geschrei.»[4] Unmittelbar darauf trafen von allen Seiten genauere Kundschaften ein. So wurde von Speier aus gemeldet, dass in Hessen, Sachsen und anderen Orten Truppen zusammengezogen würden, des Vorhabens, am Rheinstrom sich zu vereinigen und vielleicht denselben einzunehmen; dass auch zwei Ausschreiben im Druck ausgegangen seien, das eine vom Könige von Frankreich, das andere vom Kurfürsten von Sachsen und seinen Genossen, in denen sie sich der kaiserlichen Majestät Feinde erklären. Daneben sollte Schertlin bis gegen Ensisheim

[1] Dareste, Histoire de France IV, 87.

[2] Vgl. Druffel, 3, 370 f. — Am 20. März sendet die Innsbrucker Regierung an König Ferdinand eine Schrift, «so der kunig von Frankreich an die chur- und fürsten, stend und stette des heil. reiches teutscher nation ausgeen lasset» (Innsbr. Archiv). — Nach Specklin (Coll. T. II, f. 310/318) kamen über 1000 Exemplare dieser Proklamation nach Strassburg. Noch Röhrich (Gesch. der Reformation im Elsass 3, 27) hat mehrere Exemplare derselben gesehen; im hiesigen Stadtarchive habe ich indessen kein einziges mehr auffinden können.

[3] Druffel 3, 374 f. Nach Strassburg scheinen diese nicht gelangt zu sein: denn Sleidan (24, 392) schreibt: «Senatus rescribit: scriptum illud a confoederatis editum de causa belli, non sibi missam aut exhibitum esse.»

[4] Str. St. R. u. 21.

und weiter hinab gegen Strassburg streifen.[1] Solches wurde auch von der vorderösterreichischen Regierung, sowie vom Grafen von Nassau bestätigt und dabei hinzugefügt, dass der König von Frankreich hier mit dem Landsknechtoberst sich vereinigen wollte.[2]

Auf diese bedrohlichen Nachrichten hin erteilte der Rat den Verordneten des Kriegs, den Dreizehnern, feierlichst Befehl und Gewalt: «mit Ernst zu widerstehen, *ne res publica aliquid detrimenti capiat.*»[3]

Sofort wurden eine Anzahl Verteidigungsmassregeln beschlossen. Man entschied sich für die Anwerbung von zwei Fähnlein Kriegsvolk, für deren Unterhalt Stifte und Klöster und alle, die in die Stadt fliehen würden, mit aufkommen sollten. Auch hatten die Zünfte ihre waffenfähigen Leute anzugeben und aus denselben Hauptleute und andere Befehlshaber auszuwählen, die Gemusterten sich mit Harnisch und Handgewehr zu versehen. Daneben bestellte man eine Anzahl Handwerksgesellen mit Wartegeld. In der Stadt wurden Rats- und Taghuten eingerichtet, und geharnischte Bürger auf die Stuben gelegt. Die Rheinbrücke, sowie diejenige über die Ill wurden besetzt, den Schiffern und Fischern streng untersagt, zur Nachtzeit jemand in die Stadt hineinzufahren oder herauszulassen. Die Zeugherren erhielten den Auftrag, die Befestigungen zu besichtigen und festzustellen, in welcher Weise dieselben mit Geschütz zu versehen seien, auch die Wassergräben instandzusetzen. Die Gärtner, die im Besitze von Pferden, hatten sich bereit zu halten, das Geschütz auf die Wälle zu fahren. Endlich erfolgte ein Ausfuhrverbot für Getreide.

Von Tag zu Tag erhielt man bedenklichere Zeitungen, so am 21. März folgende:[4] «Wir Lothringer und vom Stift Metz fürchten, das Spielbrett darlegen zu müssen, dass die Kaiserlichen und Franzosen ihre Wollust drin haben werden. Gott erbarms um der armen Leute willen. Wir verhoffen noch, dass die Neutralität von dem Kaiser und König wird gehalten werden. Wir müssen aber den Durchzug leiden.» Der König nehme überall Knechte an, würden nach Toul beschieden, und sei die

[1] Str. St. AA 597. März 13.
[2] Str. St. R. u. 21. März 19.
[3] R. u. 21. März 19.
[4] Str. St. AA 598.

Rede, dass er herausziehen wolle in das Elsass auf Strassburg zu, manche meinten, dem Kriegsvolke in Hessen entgegen. Man vermute, er solle in vierzehn Tagen längstens anrücken. Von den Metzern habe er Proviant begehrt, und dass sie sein Volk, wie sie zuvor auch dem Kaiser gestattet, durch ihr Gebiet ziehen liessen.

Aehnlich schrieb der Graf Philipp von Hanau-Lichtenberg: Der Rheingraf, der bei dem französischen Könige wäre, hätte erklärt, dass sein Herr auf Elsass-Zabern seinen Zug richten werde. Er selbst könnte nun zwar nicht glauben, dass die sächsischen und hessischen Truppen sich im Elsasse mit den Franzosen vereinigen würden; nichtsdestoweniger sollte dies aber des Königs und seiner Verbündeten Vorhaben sein, und dürfte hieraus Strassburg grosse Gefahr erwachsen.[1]

Nach einer seinem Schreiben beigefügten Kundschaft vom Grafen von Nassau, der, wie wir anderweitig erfahren, durch den Bischof von Metz über alles unterrichtet war,[2] sollte Heinrich II. augenblicklich mit 80000 Mann und 12000 Pferden bei Toul liegen, des Vorhabens, nächsten Sonntag zu Niclausport zu sein, darauf gegen Strassburg zu ziehen, um hier über den Rhein zu gehen. Uebergang und Pass sollte ihm durch Herzog Moritz und seine Verbündeten mit 24000 Knechten und 3000 Pferden gesichert werden. Auch die Ensisheimer Regierung teilte mit, dass der Zug auf Strassburg gehen, und der Anschlag sein sollte, wie dasselbe zu erobern.[3]

So sah sich denn die Stadt Ende März von drei Seiten her bedroht. Der König von Frankreich, die verbündeten deutschen Fürsten und das Kriegsvolk Schertlins schienen, allen Nachrichten zufolge, bei Strassburg ihre Vereinigung bewirken zu wollen, um sich durch Einnahme der Stadt den Rheinübergang zu sichern.[4]

Da vor allem zu befürchten war, dass der bei Basel stehende Schertlin einen Handstreich versuchen könnte, so

[1] Str. St. AA 581.

[2] Str. St. AA 577. Michel Han an die XIII.

[3] R. u. 21. März 26. — Solches meldete sie auch nach Innsbruck; vgl. unten p. 40.

[4] Dass diese Ansicht auch sonst verbreitet war, geht hervor aus einem Briefe der Königin Maria an Kaiser Karl vom 22. März (Druffel 2 nr. 1157): »Certain confident a déclairé que l'intencion des ennemis est de se saisir de la rivière depuis Strassbourg jusques à Coulogne, ayans espoir de venir au dessus dudit Strasbourg par la faveur de la comune.«

setzte man sich schleunigst mit letzterer Stadt in Verbindung, um in Erfahrung zu bringen, wann er ausziehen und welchen Weg er einschlagen würde.

Schon am 26. März erhielt man von dort die Nachricht, dass der Oberst am 22. aufgebrochen und durch des Bischofs von Basel Land und durch Lothringen dem französischen Könige zugezogen sei. «Wohin aber», heisst es in dem Briefe, «er und andere ferner ziehen oder was die Handlungen sein, wohinaus oder über wen die gehen werden, das ist uns im Grund verborgen.»[1]

Jedenfalls hatte man es den «insonders guten Freunden und vertrauten lieben Nachbarn» von Basel zu verdanken, wenn Schertlin von dem von ihm beabsichtigten Einfalle ins Elsass Abstand nahm.[2]

Auch mit den bischöflichen Räten zu Zabern trat man in Unterhandlung, «unangesehen, das jene dieser leuf halben noch nie nichts geschrieben oder entboten hätten.» Der von dort ausgehende Vorschlag, durch gemeinsame Botschaft den französischen König zu ersuchen, Land und Städte zu verschonen, erregte in Strassburg Bedenken; doch erklärte man sich bereit, diesen Punkt auf einer in Strassburg abzuhaltenden Versammlung der unterelsässischen Stände zur Sprache zu bringen. Hier gedachte man sich auch wegen der grossen, für Befestigung und Besatzung der Stadt notwendigen Kosten auseinanderzusetzen. Die Seele der im folgenden zu schildernden Verhandlungen war Jakob Sturm, wie aus einem von seiner Hand

[1] Meister u. Rat zu Basel an die XIII (Str. St. AA 589). Sie setzen u. a. hinzu: Ohne Zweifel bestände zwischen Frankreich und etlichen deutschen Fürsten ein geheimer Verstand und Anschlag. Es seien in Basel zwei grosse Herren aus Frankreich, desgleichen ein Herzog von Mecklenburg und der junge Landgraf. (Es waren dies die gegenseitigen Geiseln: Sleidan 24, 354) «In summa will uns bedenken, so ein jede oberkeit ires huses treulich warte, das werde den besten lon geben.»

[2] Schertlin selbst sagt darüber in seiner Lebensbeschreibung (ed. Schönhuth p. 87): «Ich hab mein Regiment mit Vergunst derer von Bern und Basel mit solcher Mühe zusammengebracht, als mein Lebenlang mir nie beschehen ist. Ursach, dass mir die Oesterreichischen im Elsass, Sundgau, Breissgau, Hegau und Wirtemberg alle Pässe dermassen verlegt, dass ich mit aller Marter 8 schwache Fähnlein Knecht mocht aufbringen.» Mit diesen hätte er nun Elsässer und Sundgauer überziehen wollen, aber auf Nötigung von Basel, wo er Weib, Haus und Hof gehabt und der 5 eidgenössischen Orte davon Abstand nehmen müssen; «denn es waren ihre Kornkästen und geliebte Nachbaren.» Deshalb sei er durch des Bischofs von Basel Land über Pruntrut, Mömpelgard auf Toul zu gezogen.

herrührenden, höchst denkwürdigen Memoriale hervorgeht, in welchem alle wesentlichen, zur Beratung kommenden Gesichtspunkte betont sind.[1]

Am 26. März traten in Strassburg neben den Verordneten des Rates, unter ihnen Jakob Sturm, Abgesandte der bischöflichen Regierung und des Kapitels, der elsässischen Landvogtei und des Adels, sowie der Städte Hagenau und Schlettstadt zur Beratung zusammen.[2]

Ueber mehrere Punkte herrschte keine Meinungsverschiedenheit. Dem Gutachten der Kriegsverständigen zufolge gab man von vornherein den Gedanken an ein Verlegen der Gebirgspässe auf. Ebenso wollte man gar nicht erst den Versuch machen, dem Könige den Marsch über die Rheinbrücke zu verwehren, da er solchen wohl erzwingen könnte, ebensowenig dieselbe abtragen, da hierdurch leicht das Verderben des ganzen Landes herbeigeführt werden würde. Auch ihre eigenen festen Plätze, erklärten die Bischöflichen, könnten sie dem Könige nicht vorenthalten, sondern müssten ihm Durchzug und Proviant gewähren. Dagegen seien die Städte Hagenau, Schlettstadt und Strassburg, genügend besetzt, wohl imstande, wenn der König etwas Unbilliges von ihnen begehren oder sie bezwingen wollte, mit Erfolg Widerstand zu leisten.

Hierzu erklärte Jakob Sturm: Sie hätten in Strassburg mit dem König in ungutem nichts zu thun. Sollte derselbe aber, was sie nicht hofften, sich der Stadt mit Gewalt annehmen oder etwas Ungebührliches von ihnen verlangen, so wären sie nicht gesinnt, etwas zu bewilligen, das ihren Pflichten zuwider wäre oder sie mit Ehren nicht verantworten möchten; wollten sich auch deshalb ihrem Vermögen nach zur Gegenwehr rüsten. Indessen zur Besetzung der ausgedehnten Befestigungen sei ein stattliches Kriegsvolk nötig, das augenblicklich nur schwer zu bekommen und zu besolden wäre; auch fehlte es an Proviant. Nun wäre aber dem Lande nicht weniger denn der Stadt daran

[1] St. St. V. D. G. lad. 111, nr. 13. Auf dieses, sowie mehrere andere wichtige Aktenstücke, die sich, noch nicht inventarisiert, in derselben ladula im Dreizehnergewölbe des Stadtarchivs befinden, hat mich Herr Dr. Wolfram hierselbst freundlichst aufmerksam gemacht.

[2] Ueber die Verhandlungen ist zu vgl. R. u. 21. April 1; AA 1854, April 1 und 1982 April 2.

gelegen, dass diese Festung nicht in des Franzosen Hand käme. In solchem Falle werde er die sonder Zweifel besetzen und zu behalten gedenken; würde nun der Kaiser sich derselben wieder annehmen, werde es einen ewigen Krieg geben, und das Land dadurch verderbt werden.[1] Deshalb sollte man sich äussern, in welcher Weise man Strassburg zu Hülfe kommen wolle.

Als von einer Seite geäussert wird, als ob die Strassburger sprächen: Wenn sie der Franzos bei ihrer Religion bleiben lassen wollte, wäre er ihnen ein guter Herr, wollten um Kaisers willen unverderbt sein, erklärte Sturm: Das wären etlich unnütze Leut, die viel verwendt Wort trieben; da wohl etlich schrieen, so wäre doch der mererteil gehorsam.

Indessen trotz alles Hin- und Herredens erhielt man keine Zusicherungen.[2] Die meisten erklärten überhaupt nur zum Hören und «Hintersichbringen» bevollmächtigt zu sein. Auch hinsichtlich einer gemeinsamen Botschaft an den französischen König und einer ebensolchen an den Kaiser kam es zu keiner Einigung. Im Gegensatz zu der Ansicht der Mehrheit erklärten die Bischöflichen, jeder sollte für sich schicken, da die Gelegenheit der einzelnen Stände verschieden; so müssten sie manches dem Franzosen gestatten, was die drei Städte ihrer Befestigung halber nicht brauchten; auch vermöchten sie nicht, wozu letztere wohl imstande wären, den Kaiser der Gegenwehr vertrösten. Trotz des Einwurfs der Strassburger, es bedürfte keiner weiteren Zusicherung, als dass sie die Städte mit verproviantieren und besetzen wollten, trotz ihrer Beschwerde, dass man sie, wo der Franzose so nahe am Lande liege, ohne jede Vertröstung scheiden liesse, ging man, ohne einen Beschluss gefasst zu haben, auseinander, nachdem man auf Drängen Sturms lediglich folgende «unvergriffliche» Abrede aufgesetzt hatte:[3]

«Zum ersten, dass diese drei Plätze (Strassburg, Schlettstadt und Hagenau) vor andern ernstlich zu besetzen und zur Gegenwehr zu richten, doch daneben andere beschlossene

[1] Genau derselbe Gedankengang findet sich in dem obenerwähnten Memoriale.

[2] «Hierauf waren vielerlei Reden hin und wieder, aber nichts fürbracht, daraus die Verordneten vernehmen konnten, dass sich ein Rat einicher Hülfe zu versehen gehabt hätte» AA 1982. März 26.

[3] AA 587. März 26.

Flecken nicht zu verlassen seien, sie möchten denn vor Gewalt nicht erhalten werden; in solchem Falle solle das daselbst befindliche Kriegsvolk in die oben benannten Städte gelegt werden. — Zum andern, wer das Seine nach Strassburg flüchten oder selbst mit Leib und Gut sich dahin begeben würde, der hätte zu den Ausgaben beizutragen; auch sollte die Nachbarschaft mit ihrem Volk und auf ihre Kosten die Stadt Strassburg besetzen helfen, dabei ein jeder sich auf nachbestimmten Tag eröffnen, wieviel er thun soll, und sollen alle nächsten Freitag Abend wieder in Strassburg erscheinen, um sich hierüber und über eine etwaige an den Kaiser und den französischen König zu sendende Botschaft entschliessen.»

Immer drohender zogen sich die Wolken zusammen.

Ein mächtiges Volk, so berichtet ein Agent der Stadt am 25. März, rücke von Hessen und Thüringen heran, um sich bei Schweinfurt zu versammeln. Von da solle es nach dem Rheine ziehen, um sich mit den Franzosen daselbst zu vereinigen. «Ich besorg, der Kaiser sei schändlich betrogen, und werde schwerlich zu Volk kommen mögen.» Da der König, schreibt am 28. März der Zweibrückensche Kanzler Han, mit sehr grosser Macht zur Stadt und Rheinbrücke ziehen würde, wäre es hoch von Nöten, alle Dinge in guter Achtung und Gewahrsam zu halten. Und der Graf Philipp von Hanau, der bereits in Strassburg einen Hof hatte bestellen lassen, um bei den Kriegszeiten seine Kinder dahin zu senden, erklärte, «da die Sage und Rede, als ob die Stadt sollte belagert werden, je länger je mehr etwas stark einreisset», von seinem Vorhaben zur Zeit noch Abstand nehmen zu müssen.

Auch in der Bürgerschaft scheint grosse Verwirrung geherrscht zu haben. Sah sich doch der Ammeister am 26. März veranlasst, im Rate die Anfrage zu stellen, wie man sich verhalten wolle, da etliche ihr Bürgerrecht aufsagten und so einen Schrecken im Volke verbreiteten. In der That sollen trotz strengen Verbots 800 Bürger, ohne die Handwerksgesellen, damals heimlich hinweggezogen sein.[1]

Am 1. April erstattete Jakob Sturm dem Rate über die jüngst mit den Nachbarn gepflogenen Verhandlungen Bericht. Nach Verlesung der «Abrede» fasste man folgende Beschlüsse:

[1] «Quae sequuntur von dem König von Frankreich», sagt Specklin, dem wir diese Nachricht verdanken.

Sollte sich der König nach dem Elsasse wenden, so wäre er durch gemeinsame Botschaft zu ersuchen, das Land zu verschonen; man würde ihm gegen Bezahlung Proviant liefern. Den Pass könnte man ihm so wie so nicht wehren. Hinsichtlich der Sendung an den Kaiser wolle man sich der Ansicht der Mehrzahl anschliessen. Beliebte man indessen eine gemeinsame Botschaft, so wäre damit jedenfalls so lange zu warten, bis von Frankreich Antwort eingetroffen wäre, damit man diesem nicht, «wie denn nichts verschwiegen bliebe», Ursache zum feindlichen Vorgehen gäbe. — Dass ein jeder, wer in die Stadt fliehen würde, dieselbe mit erhalte, sei selbstverständlich. Sollten die Nachbarn bereit sein, Landvolk auf ihre Kosten herein zur Besatzung zu legen,[1] so sollte dasselbe allein dem Rate schwören und nicht abgemahnt werden dürfen. Die Hauptleute könnten zwar bei den Ratschlägen zugegen sein, der Entscheid aber sollte allein dem Rat, als der Obrigkeit, zustehen.

Am 2. April traten die Abgesandten der benachbarten Stände in Strassburg von neuem zur Beratung zusammen.

Meister und Rat desselben liessen ihnen zunächst vorstellen: Wie die Dinge lägen, bedürfe man durchaus der nachbarlichen Hilfe. Denn wenn man auch bedacht wäre, vermittelst göttlicher Unterstützung die Stadt vor fremdem Volke zu bewahren und als ein gehorsames Glied beim heil. Reiche zu bleiben, so dürfte, wenn man ohne ausreichenden Proviant und Besatzung unversehens überfallen würde, solches nicht allein Strassburg selbst, sondern ihnen, den Nachbarn, ebenfalls zu unwiederbringlichem Schaden gereichen.[2]

Darauf erklärten die Bischöflichen: Da sie selbst feste Flecken hätten, könnten sie ihr Kriegsvolk nicht entbehren; auch möchte sie der Franzose, falls sie solches nach Strassburg legten, durch Verheerung ihres Landes zwingen, dasselbe wieder abzuberufen. Daher wäre es für die Stadt besser, fremde Knechte anzunehmen und alle, Bürger und Zugeflohene, mit gleicher Steuer zu belegen. Wegen ihrer eigenen Unterthanen würde man sich, wenn die Belagerung zu Ende, schon vergleichen. Auch hätten sie nichts dagegen, wenn die Ihrigen auf eigene Faust Strassburg dienten, und letzteres Leute im

[1] Sturm äusserte hier starken Zweifel.

[2] AA 587.

Bistum mit Wartegeld bestellte, auch gegen Bezahlung Proviant aus demselben bezöge.

Die Abgesandten des Unterlandvogtes, sowie der Städte Hagenau und Schlettstadt wollten überhaupt nur zum Hören und «Hintersichpringen» abgefertigt sein.

Auch der Bescheid der Ritterschaft lautete nicht ermutigend. Die Gelegenheit der einzelnen, setzte Georg Zorn von Bulach auseinander, sei verschieden, viele seien auch durch Lehenspflicht gebunden. Einer gemeinsamen Hilfeleistung wie sie jetzt verlangt würde, wären sie bisher überhoben gewesen. Freilich wer sich in eine der drei genannten Städte begeben würde, der werde sich, wie es einem ehrlichen Adligen geziemte, mit der Wehr und in der Zeit der Not mit Darreichung des Gutes beweisen. Dass aber einer von ihnen gleich angesessenen Bürgern steuern sollte, dagegen müssten sie sich verwahren, da das nicht ihr Herkommen.

Die Verordneten des Rats suchten die vorgebrachten Einwände zurückzuweisen.

Die starke Besetzung von Ortschaften, entgegnete man den Bischöflichen, die doch nicht gehalten werden könnten, sei überflüssig, das Kriegsvolk daher zu entbehren. Der König würde ferner in keinem Falle bei Belagerung Strassburgs das umliegende Gebiet schonen. «So muss man den gegenwärtigen Schaden nit so hoch achten, sondern mehr auf das Künftige sehen: so die Stadt in des Königs Hand käme, was ewige Dienstbarkeit aufgelegt werden würde. Zudem würde ein langwieriger Krieg daraus entstehen, und Strassburg der Platz sein, um den sich zwei mächtige Herrn, Kaiser und König, zanken würden, was zu unwiederbringlicher Zerstörung mehr als ein Jahr dienen müsste.» Mit demselben Rechte könnten ja auch ihre Bürger, die all ihren Besitz auf dem Lande in die Schanze schlagen müssten, sich bewogen fühlen, sich mit dem Könige zu vertragen. — Fremdes Kriegsvolk wäre gar nicht zu bekommen, die Besoldung desselben lediglich durch die Bürger, letzteren zu schwer fallen, die Schatzung der geflüchteten Güter, als Betten, Kleider und Linnen nicht viel eintragen. Dass man den Unterthanen erlauben wolle, der Stadt für Geld zu dienen und Proviant zuzuführen, sei selbstverständlich. Deshalb bäte man um anderen Bescheid.

Den Abgesandten der Ritterschaft erklärte man, da sie in Zeiten der Not des Schirms der Stadt gewiss, so sollten sie jetzt auch namhaft machen, auf wen man sich verlassen könnte.

Nachdem sich die Versammlung, «um Bedacht zu nehmen», vertagt hat, kommt es zwischen den Strassburgern und Bischöflichen zu allerhand Auseinandersetzungen. Die letzteren behaupten: Jene wären so wie so verpflichtet, ihre Stadt zu verwahren und sich vor dem Franzosen zu halten; wofür sie denn sonst ihre grossen Befestigungen angelegt, und dass sie sich doch in anderen Kriegen, auch in solchen, die sie etwa mit den Bischöfen selbst gehabt, wohl zu verteidigen verstanden hätten. Selbst auf eine Schatzung ihrer Unterthanen könnten sie nicht eingehen.

Hierauf antworteten die Strassburger: Ihre früheren Kriege mit den Bischöfen seien schlichte gewesen und gar nicht mit dem jetzt drohenden zu vergleichen. Ihre Befestigungen kämen auch dem Land zu gute, wenn der König sich dadurch vom Einmarsche abhalten liesse. Man sähe aber, man würde alle Unkosten allein tragen müssen. Was man schuldig sei, würde man thun, soviel man könnte; was man nicht zu erhalten vermöchte, müsste man liegen lassen und dem grossen Schaden zuvorkommen.»[1] Als die Stände von neuem zusammentreten, bleiben alle bei ihrem vorigen Bescheide; über die an Kaiser und König zu entsendende Botschaft soll nach Tisch beraten werden.

Nachmittags ist bei Wiedereröffnung der Versammlung von der Ritterschaft niemand erschienen; ebenso lassen die Grafen von Hanau und Bitsch ihr Ausbleiben entschuldigen, «da sie bei diesen Sachen nichts zu thun wüssten.» Hinsichtlich der Botschaft wird jedem anheimgegeben, nach seiner Gelegenheit zu handeln.

Die Stimmung ist eine durchaus gereizte geworden. Auf die Erkundigungen der Abgesandten des Bischofs und des Kapitels nach Strassburgs Verteidigungsmassregeln, damit, wer sich dahin begeben wollte, sich besser einrichten könnte, wird

[1] Im Memoriale Sturms heisst es darüber: «Wo episcopus, capitel nit wolten den kosten helfen tragen, sonder es allein uf die statt schlagen, sagen, das es einem rat unleidlich und untreglich, werd sich nit destoweniger bewaren und den kosten von ihnen haben wollen. Auch bey der Kays. Mt. sich des beklagen, das sy dadurch ursach der gemein mochten geben, etwas anzufahen, das nit gut, so der arm man den kosten allein und sy, die des schirms notturftig weren, nichts wolten geben, u. protestieren, so etwas unrats oder dem reich zu nachteil erfolgt, das es ir und nit eins rats schuld were».

ihnen zur Antwort: Die bisherigen Schritte hätte man in der Erwartung ihrer Unterstützung unternommen. Unter den jetzigen veränderten Umständen aber würde man neue Entschlüsse fassen müssen; jedenfalls würde der Rat nichts bewilligen, das wider die Ehre, er würde denn vergewaltigt, dass er nit anders thun möcht. Uebrigens würde er nicht jeden, der in die Stadt flüchten wollte, in seine Entschliessungen einweihen. Wer Vertrauen habe, möge kommen, wer nicht, wegbleiben.

Als der Dechant des Kapitels[1] darauf äussert: «Man will euch aber helfen, die bei euch wohnen und zu euch kommen, sollen das Ihre thun,» entgegnete Sturm: Das verstände sich von selbst; daher zweifelte man auch nicht, dass das Kapitel, das in der Stadt Häuser, Höfe und Güter hätte, sich an den Unkosten, wie es zu thun schuldig wäre, beteiligen würde; man hätte aber das Gleiche auch vom Bischof erwartet. Auf den Einwurf des Dechanten: Er und sein Bruder[2] wären das ganze Kapitel; wenn sie fortzögen, wäre solches nicht mehr vorhanden, wird ihm erwidert, man vergässe wohl den Bruderhof, Kleinodien, Wein, Korn, Hopfen und andere Güter; auch hätte der Bischof hier den Zollkeller und andere Aemter und Gefälle, die des Schirms der Stadt nicht minder wie die Bürger genössen und bedürften.

Auf die an die bischöflichen Räte gerichtete Aufforderung Sturms, die Streitigkeiten um das Besitzrecht einer Anzahl in der Stadt befindlicher geistlicher Niederlassungen in Güte beizulegen, damit in diesen gefährlichen Zeiten der Unwille und das Misstrauen, die zu allerhand Unrat Ursach geben müssten, beseitigt würden, erklärten jene, in Abwesenheit ihres Herrn nichts abschliessen zu können.[3]

Unverrichteter Sache ging man auseinander.

Auch seitens des Oberlandvogtes des Elsasses, des Kurfürsten Friedrich II.[4] von der Pfalz, der durch den Landvogt

[1] Johann Christof, Graf und Herr zu Zimbern.

[2] Gottfried Christof, Graf und Herr zu Zimbern, Cammerarius (Bezirksarchiv G. 217; auch R. u. 21. März 23).

[3] Im Memoriale steht: «Das man auch die spene, die man mit einander het, gutlich understend zu verglichen, allen unwillen ufzuheben.»

[4] Ueber ihn vgl. Katterfeld, Roger Ascham p. 220/222. — Die Landvogtei, d. h. die Schutzherrschaft über die zehn kaiserlichen Städte im Elsass, war bei der Pfalz von 1423/1558. Vgl. Hertzog, Edelsasser Chronik VIII, 152.

von Hagenau, Heinrich von Fleckenstein, über die stattgehabten Unterhandlungen unterrichtet worden war, erhielt man wenig tröstlichen Bescheid. Von Hülfe war überhaupt keine Rede. Notwendig und ratsam, schrieb er u. a., wäre es freilich, falls sich die Franzosen dieser Landsart näherten, der Kay. Mt. dies zu berichten und sie zu ersuchen. Er wollte solches auch gern thun, besorgte aber, dass wenn die Briefe den Verbündeten in die Hand fielen, dieses ihm und anderen Genachbarten im Elsass zur Beschwernis geraten könnte. Doch wollte er gern überlegen, wie der Kay. Mt. solcher Bericht möchte sicher zugefertigt werden. Auch in betreff der Botschaft an den französischen König hätte er manche Bedenken.

Dieselbe schwächliche Politik beobachtete der damals freilich schon hochbetagte Fürst während der ganzen folgenden Zeit.[1]

So stand denn Strassburg Anfang April völlig isoliert da, ohne sich gegenüber der drohenden Kriegsgefahr irgend welcher Unterstützung seitens der Nachbarn vertrösten zu können.[2]

Gerade damals trafen zwei Schreiben vom Kaiser ein, in denen er Meister und Rat für ihr «gehorsames und gutwilliges» Erbieten dankt, dass sie sich bei diesen sorglichen Zeiten «etwas trostlich und statlich» erzeigt und sich bei ihm und dem heiligen Reiche getreulich zu halten geneigt seien. Sie sollten ihre Stadt gut verwahren, damit, falls jemand Unruhe im Lande zu erwecken suchte, demselben bei ihnen kein «Raum, Oeffnung, Hilf, Beförderung und Fürschub» gestattet werde. Er hoffe noch immer durch gütliche Mittel zum Ziele zu kommen, andernfalls wollte er alles daransetzen, um Friede, Ruhe und Einigkeit im Reiche zu erhalten und sie und andere vor unrechtmässiger Gewalt zu schützen. Uebrigens sollten sie sich mit den benachbarten Ständen in gute Korrespondenz und

[1] Die kopf- und mutlose Haltung der Rheinischen Kurfürsten hat Druffel (2, VI u. 3, 426) richtig gekennzeichnet.

[2] Meister u. Rat der Stadt fassten die damalige trostlose Lage in einem späteren Schreiben an den Kaiser vom 21. Mai (vgl. oben p. 11) folgendermassen zusammen: «Wir hatten mit unsern genachbarten stenden uf zweyen deshalben gehaltenen tägen mit allem vleyss dahin gehandelt, damit sy inen selbs und dem ganzen land zu gut, zu verhütung besorgender langwieriger kriegsverderbung uns ire hilfliche hand bieten und mit uns vermüge irer kay. mt. begeren gute correspondenz halten wolten. Wir hetten aber uber allen fürgewenten fleyss aus etlichen von inen erzelten verhinderlichen ursachen gar geringen trost vermerken können, also das der ganze last uns und gem. stadt fast allein ufgetragen hette werden wollen.»

Verständnis begeben, damit ein jeder wisse, wessen er sich im Fall der Not beim andern zu getrösten hätte.[1]

Da man in Strassburg von anderer Seite keine Hülfe zu erwarten hatte, ging man thatkräftig auf eigene Faust vor.

Nachdem Sturm am 4. April im Rate über die Verhandlungen berichtet hatte, wurde hier erkannt: Dieweil man sieht, dass auf die Bischöflichen kein Verlass, und von nöten sei, sich sonst in die Sachen zu schicken, damit man sich als ehrliche Leut halten könnt, sollen die Herren XIII bedenken, was zu Befestigung und Versehung der Stadt zu geschehen hätte, ob man zu weiteren Anwerbungen schritte, Leute im Bistum mit Wartegeld bestellte, etliche Kriegsverständige, sonderlich vom Adel, aufforderte, sich in die Stadt zu begeben, ferner ob und wie man zum Könige von Frankreich schicken und dem Kaiser schreiben wollte; endlich ob und wie es vor Schöffen und Bürgerschaft gebracht würde.

Zu den beiden früher angenommenen Fähnlein war am 1. April noch ein drittes angeworben worden. Hauptmann über das letztere war ein Strassburger Edelmann, Asmus Böcklin, der nahe Beziehungen zum kaiserlichen Hofe hatte.[2] Von den Fähnlein wurden zwei vorläufig auf das Land gelegt, das dritte aber in der Stadt einquartiert, als Lärmplatz der « Bruch » bestimmt. Eine Anzahl Dienstgesellen wurden mit Wartegeld

[1] Karl V. an Meister u. Rat. AA. 579 März 19 u. 24.

[2] Sein Bruder war kaiserlicher Hofmarschall, sein Schwager der bekannte Kriegsoberst und Diplomat Lazarus Schwendy. Letzterer schrieb ihm am 24. April (AA 583): Er hätte gern vernommen, dass Asmus denen von Strassburg mit einem Fähnlein diente. « Denn nachdem der Kay. Mt. und dem ganzen reich sovil an erhaltung dieser stat gelegen ist, wird euer rum und ehr um sovil grösser sein, dass ihr als der fürnemste befehlshaber euern getreuen fleiss darzu erzeiget und hab auch deshalben nicht unterlassen, von euer person der Kay. Mt. bericht zu thun u. grosse hoffnung zu machen, die dann daran nicht zweifelt und sich versieht, ir werdet irer Mt. mit gleichen treuen wie euer bruder, der herr marschalk zugethan sein; das würde auch ir. Mt. um euch und die euren mit allen gnaden erkennen. Und dieweil vil an dem gelegen sein will, das man alhie am Kays. hof guten bericht habe, wie alle sachen bei euch geschaffen, und ob auch vollkommen mittel und weg vorhanden seyen, vermelte stat Strasburg zu erhalten oder was für mangel, gefarlichkeiten und gebrechen furfielen, so bit ich euch, ir wollen mir zum oftmalen alle gelegenheit zuschreiben, so will ich euch gute Correspondenz halten und was ich euch und der stat Strassburg zu rum und gutem befurdern kann, mit allem fleiss nichts erwind aulassen. Und sollen nit zweifeln, das euch ehr und wolfart aus diesem euer befelh, da ir in recht verrichtet, erfolgen werde. Mit meiner person bin ich euch als mein lieber schwager und allem vermögen zu dienen ganz geneigt und hoff, wir wollen einmal selbs zusamenkomen. »

weiter bestellt, den Schultheissen auf dem Lande befohlen, für Ausrüstung ihrer Unterthanen mit Harnisch und Gewehr Sorge zu tragen. Die vermögenden Bürger sollten sich mit Mehl, gesalzenem Fleisch, Anken (Butter) und Käse versehen. —

Ende März hatten sich die hessischen und sächsischen Truppen mit denen des Markgrafen Albrecht bei Rotenburg an der Tauber vereinigt. Von hier aus schlugen sie den Weg nach Augsburg ein, das ihnen am 5. April die Thore öffnete. Jetzt wendeten sie sich gegen Ulm, das jedoch ihre Aufforderung zur Uebergabe zurückwies und tapferen Widerstand leistete.

Gleichzeitig hatte das im März an der Marne, zwischen Chalons und Vitry, zusammengezogene französische Heer, unter Führung des Konnetabel von Montmorency die Maas überschritten und Toul ohne Schwertstreich genommen. Am 10. April erschienen die Franzosen vor Metz, das durch Treubruch überrumpelt wurde. Der König Heinrich II. selbst traf am 12. April in Toul und am 14. in Nancy ein, wo er eine neue, ihm durchaus ergebene Regentschaft einsetzte.[1] Am 18. hielt er seinen Einzug in Metz. Noch am 1. April hatte Jakob Sturm im Rate mitgeteilt: Es habe Dr. Hans von Metz[2] im Namen seiner Stadt bei ihnen, den XIII, um Büchsenmeister, Schützen und Kriegsvolk angesucht, was man ihm mit Anzeige, dass Strassburg selbst in Rüstung, abgeschlagen. Gestern habe er wieder gebeten, dass, falls der König auf Metz ziehen würde, Strassburg neben dem Pfalzgrafen Kurfürsten, dem Herzog Wolfgang und Nassau, die er gleichergestalt ersucht, den König für sie wollte bitten, «das er sie als eine alte Stadt des Reiches nicht davon und wider ihre Ehre dränge», — Proviant wollten sie ihm gern mitteilen — und dass sie solches auch bei den genachbarten Ständen, die er gleichfalls ansuchen wollte, beförderten; das wollte sie, die von Metz, im Gegenfalle auch thun.[3]

[1] Pimodan, La réunion de Toul à la France. Paris 1885. p. 14 f.

[2] Johann von Nidbruck, gewöhnlich Hans von Metz genannt, auch Dr. Bruno, englischer Agent in deutschen Dingen und Sleidans Schwiegervater (Baumgarten, Sleidans Briefwechsel p. 36). «Le 20 juin 1520 maître Jehan Bruno du Pont-de-Nied est retenu aux appointements de 50 livres par an. En allemand il s'appelait Bruno de Nidbruck» (Abel, Rabelais p. 37).

[3] Die XIII hatten darauf entschieden: «Sofern Pfalz, herzog Wolfgang und Nassau bittenwollen, inen wilfarn und jemand in meiner hn. namen mit-

In Strassburg verfolgte man begreiflicherweise die Bewegungen der Verbündeten mit der grössten Spannung. Am 11. April erfuhr man, dass Augsburg sich mit den Fürsten vertragen hätte, und diese nunmehr gegen Ulm zögen; gleichzeitig kam aus Zabern die Nachricht, das von den Franzosen angeworbene deutsche Kriegsvolk liege bei Toul, um daselbst den Konnetabel zu erwarten. In einer Nachschrift heisst es, der letztere sei dort am 5. angekommen, der König gedächte am 14. in Nancy einzutreffen; «es könne aber niemand gewisslich vernemen, wo hinaus er mit seinem Volk den Anzug ferner nehmen werde.»

In der That herrschte bis Mitte April in Strassburg noch die grösste Ungewissheit über die Lage, namentlich ob ein Angriff auf die Stadt zu befürchten sei oder nicht. In einer Aufzeichnung von Jacob Sturm, freilich noch aus den letzten Tagen des März, heisst es: «So ist auch, hoff ich, kein Belagerung zu besorgen, sondern acht ich, der König wird fortziehen.»[1] Und Sleidan schrieb am 16. April: «Was uns die Zukunft bringen wird, weiss Gott allein. Wir sind hier zwischen zwei Heeren. Von Schwaben her bedrohen uns die Fürsten, von Westen der Franzose, der heute in Metz, wie es heisst, seinen Einzug halten soll; der Konnetabel ist daselbst bereits am 10. eingerückt. Wohin das französische Heer von dort aus seinen Weg nehmen wird, ob nach Speier oder hierher, ist noch unbekannt. Wir selbst haben hier 2000 Mann Kriegsvolk angeworben.»[2]

Nur zu bald sollte sich die Situation klären. Am 18. April ritt ein französischer Herold, Piëtmont, in Strassburg ein, der dem Ammeister ein «welsches» Schreiben des Konnetabels aus Metz vom 12. des Monats folgenden Inhalts einhändigte:[3]

Die guten Gründe, aus denen der König diesen Kriegszug unternommen, seien ihnen jedenfalls bekannt. Derselbe hätte ihn mit einem Teile seines Heeres nach Metz vorausgesandt, bei dessen Einwohnern er die beste Aufnahme und Bereitwilligkeit zur Unterstützung gefunden habe. Da sein Herr aber weiter

schicken, desglichen morgen auch helfen bei den nachbarn furdern.» Wie widersinnig erscheint da die Angabe Legrelle's a. a. O. 42, dass Strassburger Abgesandte dem französischen Könige den Besitz von Metz zugesagt hätten!

[1] V. D. G. lad. III, nr. 13.

[2] Baumgarten a. a. O. p. 242.

[3] AA, 1854; abgedruckt bei Kentzinger, Documents historiques 1, 44.

bis an den Rhein zu ziehen gedächte, so ersuchte er sie deshalb, Mehl, Brot, Wein und Hafer gegen gebührende Bezahlung ins französische Lager zu liefern. Ihren Entschluss, der hoffentlich dem freundschaftlichen Verhältnisse entsprechen würde, in dem sie bisher zu dem französischen Könige und seinen Vorfahren gestanden, sollten sie durch eine besondere Gesandtschaft zu erkennen geben. Das gleiche Ersuchen hätte er auch an Bischof und Kapitel gerichtet.[1]

Der Rat entschied sich sofort dafür, an den König eine Botschaft zu senden und bestimmte zu derselben aus seiner Mitte Friedrich von Gottesheim und Peter Sturm,[2] denen er den Dr. Heinrich Kopp zuordnete. Denselben wurde folgende Instruktion erteilt:[3]

Mit Rücksicht auf das bisherige gute nachbarliche Verhältnis und die diesjährige Teurung wären König und Konnetabel dringend zu ersuchen, der Stadt und dem Lande den Durchzug zu ersparen; sollte letzterer aber doch durch das Elsass gehen, so wäre um grösste Schonung zu bitten. Da ferner infolge der Teurung und fremder Aufkäufe es der Stadt an Frucht mangele,[4] bäte der Rat, derselben den begehrten Proviant zu erlassen. Man würde solchen ohne Zweifel im Lande bei dem Bischof und anderen Herrschaften in ausreichender Menge finden. Der Stadt Dörfer sollten ihrem Vermögen nach Zufuhr liefern. Hieran würde sich der König hoffentlich genügen lassen und den Rat und die ihm Zugehörigen derartig assekurieren, «dass sie sich ungnädigen willens und thätlicher Handlung nicht besorgen dürften.» Hätte doch Strassburg deshalb, dass es gegen den König und seinen Vater sich alles nachbarlichen Willens bis daher gehalten und erzeigt, gar viel Ungnade auf sich ge-

[1] Gleiche Werbung war auch an Schlettstadt und an die vier rheinischen Kurfürsten ergangen, «welchs schreibens», wie der Pfalzgraf sich ausdrückt, «wir uns nit wenig entsetzt» (Druffel 2, nr. 1333). Als ersteres bei Strassburg anfragte, was zu thun sein mocht, antwortete ihm dasselbe, «dass in diesem nit wohl zu raten, dieweil es ein Fall, darin man uns selbst nit wohl raten kann; dieweil aber die Landvogtei dem Pfalzgrafen Churfürsten zugethan, mochten sie es an denselben gelangen lassen» (R. u. 21. April 18).

[2] Nicht Jakob, wie die meisten Bearbeitungen fälschlich annehmen.

[3] V. D. G. lad. 111, nr. 13.

[4] In der That war auf dem Kreistage zu Molsheim, 29. Jan. 1552, eine Fruchtordnung erlassen worden, in der weitere Aufkäufe untersagt wurden, «da die frucht dadurch in hohen Aufschlag kommen, und noch höherer zum Schaden der Unterthanen zu besorgen» (Str. St. AA 1982).

laden und oft «grosslich» entgelten müssen, weshalb der Rat auch verhofft, dass der König die Stadt desto eher gnädig verschonen werde. Sollten die Franzosen aber auf dem Proviant bestehen, so wäre in Erfahrung zu bringen, wohin und wie weit derselbe zu führen. Wäre es lediglich zum Durchzuge, so sollte man auf 1000 Viertel Mehl unterhandeln. Hafer hätte man nicht im Vorrat, ebenso würden sie Wein eher auf dem Lande als in der Stadt finden, da dieselbe keinen Weinkeller hätte. Brot könnten jene auf den umliegenden Dörfern backen lassen. Zur Aushülfe wollte man ihnen gern Bäcker heraussenden oder es ihnen in der Stadt selbst besorgen lassen. Würde der Konnetabel mit den 1000 Viertel Mehl nicht zufrieden sein, so dürften sie noch weitere 500 Viertel Hafer oder Mehl bewilligen. Sobald man sich aber geeinigt, sollten die Gesandten von neuem darauf dringen, dass der König sie versicherte, ihnen weder etwas weiteres zumuten, noch «in ungutem» gegen sie vornehmen zu wollen. Ginge aber aus der ihnen zu teil werdenden Antwort hervor, dass man sich des Ueberzugs zu besorgen hätte, so sollten sie dies, «so Tag so Nacht» eilends nach Hause melden, ebenso alles Berichtenswerte, was sie auf dem Wege erführen, und am Botenlohne nichts sparen.

Am 19. April wurde die Vertretung der Bürgerschaft, die 300 Schöffen, die bei allen wichtigen, das Wohl und Wehe der Stadt betreffenden Angelegenheiten zu Rate gezogen werden mussten, berufen, und ihnen ein Vergriff über die augenblickliche Lage vorgelesen. «Und haben dieselben,» so heisst es in den Protokollen, «mit einhellig sagen, mein. hn. Reten Gewalt geben und wollen Leib und Leben zu ihnen setzen.»

In der Stadt herrschte die grösste Aufregung. Noch immer glaubte man, wie aus einem Briefe Sleidans vom 18. hervorgeht, eine Vereinigung der deutschen Fürsten mit dem Könige bei Strassburg befürchten zu müssen.[1] Und in einem anderen Schreiben vom 21. heisst es: «Alles ist in grösster Sorge, was die nächsten Tage bringen werden. Unsere Gesandten sind zum

[1] «Metim urbem Gallus tenet, et per vicinum nobis agrum iter faciens volet etiam hanc nostram urbem fortassis videre multumque hoc ad suam gloriam pertinere putabit, eousque signa promovisse. Quod si alter exercitus occupata Ulma caeterisque domitis ad nos etiam propius accedet, vides in quantis simus angustiis» Baumgarten a. a. O. p. 249.

französischen Könige abgereist. Alsbald nach ihrer Rückkehr wird sich entscheiden, ob wir den Krieg oder den Frieden haben werden.»[1]

Am 20. April verliessen die drei Strassburger Gesandten die Stadt und ritten über die Zaberner Steige nach Finstingen, an welchem Orte sie den König zu erwarten gedachten. Der letztere hatte indessen eine andere, südwestlichere Strasse eingeschlagen. Nachdem er am 21. von Metz aufgebrochen war, am 22. bei Nomeny gelagert hatte, traf er am 25. in Luneville, am 26. in Blamont ein.[2]

Als die Strassburger Ratsherren, Sturm und Gottesheim, diese Marschrichtung des Königs inne wurden, kehrten sie, indem sie vollständig darauf verzichteten, den letzteren doch noch aufzusuchen, Sonntags den 24. abends von Finstingen nach Strassburg wieder zurück, nachdem sie vorher den Dr. Kopp zu einem andern Agenten der Stadt, Dr. Ulrich Geiger, mit einer auf letzteren ausgestellten Instruktion nach Widersdorf[3] abgefertigt. Von hier ritt Geiger Montags früh mit 2 Stadtboten 8 Meilen Wegs nach Luneville in der Hoffnung, den Konnetabel daselbst anzutreffen und «das, so er von den Gesandten in Befehl, zu handeln.» Was ihm da begegnen und was er sonst des Ueberzugs halber erfahren würde, wollte er durch einen seiner Begleiter dem Dr. Kopp mitteilen, der inzwischen nach Saarburg zurückgeeilt war, oder aber über den Haselsprung[4] direkt nach Strassburg gelangen lassen.[5]

Unwillkürlich drängt sich hier die Frage auf, welche Umstände wohl die Strassburger Gesandten bestimmt haben mögen, die Reise zum Konnetabel aufzugeben, da sie doch ebenso gut wie Dr. Geiger den Weg nach Luneville hätten einschlagen können. Schon damals erregte ihre plötzliche Rückkehr bei den Nachbarn grosse Verwunderung. Schrieb doch am 26. der Unterlandvogt von Hagenau im Auftrage des Pfalzgrafen Friedrich: Letzterem sei berichtet worden, dass obwohl sie vor wenigen Tagen ihre Botschaft an den französischen König geschickt, um diesem die begehrte Proviantierung, Pässe und

[1] Hedio an Erbius; Baum, Thesaurus epistol. Reform. Alsaticorum.

[2] Ueber den Marsch des Königs vgl. Rabutin (Michaud ed Poujoulat VII, 411 f.).

[3] In der Nähe von Dieuze.

[4] Quelle der Hasel, die am Nollen entspringt.

[5] Vgl. AA, 582. Kopp an die XIII. April 26.

anderes zuzusagen, sie jetzt denselben eilends nachgesandt hätten, statt solcher Bewilligung sich wieder zurückzubegeben, da der Kaiser ihnen gnädigst entboten, sich bis zum neunten Tage gegen die « fürstehende Gewalt » zu halten, da ihnen bis dahin von ihm Entsatz kommen würde, worauf sie sich dann endlich der Gegenrüstung entschlossen haben sollten. Sie möchten doch zurückschreiben, ob die Sache sich derartig verhielte.

Obwohl wir die Strassburger Antwort nicht in den Akten finden, können wir, glaube ich, trotzdem den wahren Sachverhalt feststellen.

Offenbar war der Pfalzgraf schlecht unterrichtet, vor allem über den Inhalt der Instruktion.[1] Strassburg selbst war ferner von vornherein zum Widerstande entschlossen, noch ehe ein Gesandter des Kaisers mit Versprechungen eintraf, was übrigens erst Anfang Mai der Fall war. Endlich sind die beiden Ratsherren nicht etwa zurückgerufen worden, sondern aus eigener Initiative nach Strassburg heimgeritten.[2]

Jedenfalls hatten sie während ihres Aufenthaltes zu Finstingen die Ueberzeugung gewonnen, dass es auf mehr als Proviantlieferung, dass es auf die Einnahme der Vaterstadt abgesehen sei. Anstatt daher mit ihrer bisherigen Instruktion als bevollmächtigte Ratsbotschaft Strassburgs den Konnetabel aufzusuchen, hielten sie es für zweckentsprechender, erst weitere Verhaltungsmassregeln beim Rate einzuholen und sandten an ihrer Stelle bloss den Agenten Dr. Geiger ab, nicht sowohl um im Namen der Stadt zu unterhandeln, als vielmehr über die wahren Absichten der Franzosen Kundschaft einzuziehen.[3] Und in der That ist es den uns vorliegenden Aktenstücken zufolge völlig ausgeschlossen, dass Dr. Geiger dem Konnetabel irgend welche Anerbietungen gemacht hätte.[4]

Nach den Briefen, die Dr. Kopp am 26. April aus Saar-

[1] Vgl. oben p. 27.

[2] In dem Briefe Kopps heisst es ausdrücklich: «Aus welchen Ursachen die Gesandten wieder nach Hause geritten seien, würden sie, die Herrn XIII, von jenen selbst erfahren haben.»

[3] Dr. Kopp schreibt nämlich am 26. April aus Saarburg: «Da der Rat nun Bescheid wüsste, wessen man sich vom Könige zu versehen hätte, sei es für ihn (scil. Kopp) überflüssig, Dr. Ulrichs Antwort ferner zu erwarten.»

[4] Entschuldigten sich doch die Strassburger Gesandten später ausdrücklich beim Konnetabel, warum man ihn nicht gleich auf sein erstes Schreiben hin aufgesucht habe. Vgl. unten p. 42.

burg nach Strassburg sandte, musste man sich hier in der That auf das Aeusserste gefasst machen.

Er wäre, schrieb er 4 Uhr morgens, in der Nacht in Saarburg angelangt. Hier hätte er des Bischofs von Metz Kanzler, Dr. Gaillard, angetroffen, der auf Befehl seines Herrn eine grosse Kommission ausgerichtet, ebenso Abgesandte von Hagenau und Weissenburg, die mit dem Konnetabel wegen Proviants unterhandeln wollten. Allgemein hiesse es, dass dieser Zug, «was Gott gnädiglich wende», gegen Strassburg gerichtet, und hätte sich der Metzer Kanzler gegenüber dem Junker von Lützelburg vernehmen lassen, es werde der König die Stadt um den Durchzug nicht unversucht, auch an guten und bösen Worten nicht fehlen lassen und zuletzt «die Gewalt mit Ernst gebrauchen». Ebenso sollte der Rheingraf geäussert haben: «Sie brächten Geschütz mit sich, brächen die Mauern nicht davon, so würden sie sich doch zum wenigsten biegen.» Er, Kopp, hätte auch von etlichen vom Adel und dem Metzer Kanzler verstanden, mit welcher Geschwindigkeit der Konnetabel in die Stadt Metz hineingekommen sei «wozu die Discordia der Obrigkeit und Bürgerschaft gute Steuer gethan habe».[1] Die Franzosen, die in Besatzung geblieben, «reden ihnen ganz übel mit grosser Verachtung, dass sie eine solche gute Stadt so leichtlich aufgegeben». Wenn sie sich zur Wehr gesetzt, hätte der König aus Mangel an Proviant nicht über acht Tage vor derselben bleiben mögen. — Auch etliche französische Hauptleute und Kommissarien hätten sich dahin geäussert, dass der König Strassburg durch den Konnetabel bis Sonntag auffordern lassen oder mit Gewalt einzunehmen versuchen werde. «Indessen wiewohl die Franzosen ihren gewissen victoriam promittieren und fürmalen, so vermerke ich daneben, dass, wenn es zu keiner Verräterei oder Meuterei unter Bürgerschaft und Knechten kommt, und in der Stadt Einigkeit, dazu Ordnung und der Proviant erhalten bleibt, diese Belagerung nicht lange währen soll, und des Königs Gelegenheit nicht sein würde, sich in die harr davor zu soumen.»

Einer von des Schertlins Hauptleuten, von Schwalbach,[2] würde morgen nach Strassburg reiten; doch hätte er nicht

[1] Auch Thuanus X, 302 sagt: «Duae erant in civitate factiones, senatorum et plebejorum.»

[1] Derselbe war Schertlins Oberstlieutenant: vgl. Seb. Schertlin a. a. O. p. 91.

erfahren können, was solcher in der Stadt praktizieren wollte. Derselbe hätte ebenfalls sich hören lassen: Der König werde bis Samstag Oeffnung begehren, und da solche nicht zu erhalten, dahin handeln, dass man etliche seines Kriegsvolks rottenweise hineinliesse, allerhand ihrer Gelegenheit nach zu kaufen. durch solche Mittel würde er versuchen, was ihm von nöten, auszurichten und «so alles fälet», mit seinem schweren Geschütze Bresche schiessen. Ebenso hätte er von einem alten französischen Kriegsmanne, der jetzt in des Metzer Bischofs Dienst, vernommen, der König werde diese Stadt «durch allerlei geschwinde Praktika, heimlichen Verstand, (vulgariter genannt Verräterei)» oder mit Gewalt zu erobern versuchen; verliesse sich viel auf sein Geschütz und die Menge zum Sturme geübter Knechte. «Es möchten Ew. Gnaden auf den Schwalbach und andere, was ihre Handlung, Kundschaft machen. Der Allmächtige wolle dieselben samt gem. Stadt vor diesem beschwerlichen, unversehenlichen Ueberfall gnädiglich bewahren und erlösen. Amen.»

Noch besorgniserregender lautete ein zweiter, an demselben Tage nachmittags geschriebener Brief des Dr. Kopp.

«In dieser Stund ist ein Bürger aus Strassburg, Namens Cäsar, der ein Franzose und von dem Könige Dienstgeld hat, vor meiner Herberge abgestiegen und hat mich, obwohl ich es nicht gern gesehen, erblickt und erkannt. Deshalb konnte ich es nicht unterlassen, ihn anzusprechen. In seiner Begleitung ist ein anderer Franzose, auch Bürger zu Strassburg, genannt Pierre Margot, gewesen, der aus Metz gekommen, während Cäsar aus dem Lager. Als ich letzterem angezeigt, welche beschwerlichen Reden ich wegen des Ueberzugs vernommen, hat er mit vielen Worten und ganz unbescheiden widersprochen: Wer solches vorgäbe, sei ein Lügner; der König selbst hätte ihm gesagt, er begehrte nichts Thätliches gegen die Stadt vorzunehmen; er wollte lediglich während seines Aufenthalts zu Zabern genügenden Proviant für Geld haben, und dass seine Leute ein- und ausgehen und, was ihnen von nöten, kaufen dürften. Solches hätte er, Cäsar, laut seiner Kredenz mit Ew. Gnaden mündlich zu verhandeln. «Und befand ich also aus seiner Anzeige eben die königlichen Praktika, wovon mir der Junker von Lützelburg und Metzer Kanzler gesagt, und ist zu besorgen, dieser Cäsar und andere mehr in der Stadt sind dem Könige zum Vorteil bestellt. Gott behüte E. Gn. und gem.

Stadt vor Verräterei! Ew. Gn. sind ohne meinen Rat verständig und weise genug, aber dieweil mich so viel hin und wieder anlangt, und dem Könige kein Glauben zuzustellen, er gebe so gute Worte als er immer mag, so hab ich Ew. Gnaden in Eil aus schuldiger Pflicht verwarnen wollen, sich vor Cäsar, diesem Bürger und Franzosen und anderen mehr in der Stadt, sie seien Deutsche oder Welsche, wohl vorruschen, damit keine Verräterei ins Werk gesetzt werde.»

Endlich heisst es in einem beigelegten Zettel: «Gn. Herren! Post datum habe ich soviel vermerkt, dass der genannte Cäsar und seine Gesellen mir ganz verdächtig und zum wenigsten Kundschafter, wo nicht ärger sind. Der Allmächtige bewahre unsere Stadt vor Verräterei! Es lässt sich ansehen, der König werde nichts unterlassen und Welsche und Deutsche dazu gebrauchen, also dass man wider heimliche Praktika in der Stadt nicht weniger dann gegen die äusserliche Gewalt müsse gefasst sein. Mir kommt eine Warnung über die andere, man solle des Franzosen guten Worten keinen Glauben zustellen, sei eitel Betrug; er hat denen von Metz, wie mir der Kanzler berichtet, so wohlgestellte Briefe Neutralitatis gegeben und andere Zusage gethan, dass sie nicht besser versichert werden mögen. Was aber gefolgt, liegt offen am Tage; haben doch jene alle Schlüssel über ihre Barschaften, Munition und anderes geben müssen.»

Die Stadt selbst war inzwischen in vollen Verteidigungszustand versetzt worden.

Die beiden Fähnlein, die bisher ausserhalb untergebracht gewesen waren, wurden hereingelegt.[1] Den ausgemusterten Bürgern wurden Haupt- und andere Befehlsleute zugeordnet, und ihnen vier Plätze angewiesen, ebenso den inzwischen mit Waffen versehenen Handwerksgesellen. Aber alles dieses erachtete man noch nicht für ausreichend.

Auf die Anfrage im Rate, ob nicht weitere Knechte anzuwerben seien, «falls sich der Franzose der Stadt annehmen sollte,» trat man mit dem Domkapitel in Unterhandlung. Als dasselbe wohl Kriegsvolk aufbringen wollte, gleichzeitig aber die Befürchtung aussprach, das Bistum möchte deshalb verbrannt werden, wurde ihm zur Antwort: Mit der Stadt wäre

[1] Ihr Lärmplatz war, «wo die armen Leute nach Kronenburg geführt werden».

auch jenes verloren und würde vom Könige zum höchsten beschwert werden, wie auch Metz ein strenges Jurament habe thun müssen. Daraufhin erklärte das Kapitel sich bereit, 2000 Mann zu stellen, falls solche in des Rates Namen hergeführt würden, überhaupt all sein Vermögen zu demselben zu setzen und zu thun, «was dieser wollte, und sie sollten.»

Aus diesen und anderwärts angeworbenen Mannschaften wurden drei neue Fähnlein zusammengestellt, resp. die anderen drei verstärkt, so dass die sechs soviel Knechte zählten, als sonst in zwölfen zu sein pflegten, darunter eine grosse Anzahl von Schützen und Doppelsöldnern.[1] Daneben unterhielt man, wie gesagt, ein starkes Fähnlein Handwerksgesellen und etliche Hundert Unterthanen auf dem Lande mit wöchentlich einem Gulden Wartegeld.[2] Die Gesamtstärke des Kriegsvolkes wird von Sleidan jedenfalls nicht zu hoch auf 5000 Mann angegeben. Der Oberbefehl über diese stattliche Macht, welche, da noch die gesamte waffenfähige Bürgerschaft zur Verteidigung mit herangezogen werden konnte, für die damaligen Verhältnisse stark genug war, einer Belagerung standzuhalten,[3] wurde einem wackeren, erfahrenen Kriegsobersten, Klaus von Hattstadt,[4] übertragen, der vom Rate eiligst berufen, «Tag und

[1] Jedes der Fähnlein hatte etwa 600 Mann (R. u. 21. Mai 28); nach Herzog a. a. O. 2, 175 sogar 700.

[2] Von den letzteren wurden die am weitesten wohnenden in der Stadt behalten, die anderen, die man in einem Tage hereinbringen konnte, beurlaubt.

[3] Die französische Besatzung Strassburgs betrug 1870 beim Ausbruche des Krieges 7000 Köpfe und stieg in der zweiten Hälfte des August auf etwa 23,000 Mann «eine zur Verteidigung des Platzes vollständig ausreichende Streiterzahl» (Der deutsch-franz. Krieg red. vom Generalstabe II, 1332).

[4] Dieser tapfere Kriegsmann war der letzte jenes mächtigen oberelsässischen Freiherrngeschlechtes, dessen Burg einst auf der Höhe der Vogesen zwischen Sulzbach im Münsterthale und Herlisheim emporragte. 1536 stand er als Hauptmann unter Wilhelm von Fürstenberg in französischen, 1539 in sächsischen Diensten (Polit. Korrespondenz d. Stadt Strassburg II, 338 u. 655). Ueber das Strassburger Kriegsvolk war er Oberst Ende April und im Mai. Letztere Angabe bei Lorenz u. Scherer, Geschichte des Elsasses p. 243, seinerzeit von mir bestritten (Deutsche Litteraturzeitung 1885 nr. 50), hat sich mir nachträglich nun doch als richtig herausgestellt. — Anfang Juni erhält er vom Kaiser den Auftrag, ihm die entlassenen Kriegsknechte zuzuführen und machte in seinem Heere die Belagerung von Metz mit. Mai 1553 schreibt König Ferdinand: «Aines geschickten kriegserfahrenen hauptmanns halben ist Claus von Hattstadt darzue wol zu nemen» (Innsbr. Arch. V. d. Kön. M. X, 535). «Kaiserlicher Landsknechtoberst 1557 bei St-Quentin, 1568 Bürger zu Basel, starb er daselbst 1585. Er hatte mit einer Magd drei Söhne und drei Töchter, die König Ferdinand I. 1561 legitimierte» (Kindler v. Knobloch, Der alte Adel i. Ober-Elsass p. 35).

Nacht im Sattel,» am 25. in der Stadt eintraf und sofort seine Thätigkeit antrat. Neben der Anwerbung von Truppen sorgte man durch allerhand Massregeln für Sicherung und Verstärkung der Befestigungen der Stadt. Die Schanzkörbe wurden aufgestellt und gefüllt, in der Nacht die «Grendel»[1] auf den Strassen und die Gatter an den Brücken geschlossen. Jeder Bürger hatte vor seiner Hausthür mit Wasser gefüllte Gefässe aufzustellen.

Am 19. April wurde den XIII Gewalt gegeben, abzuhauen und hinwegzuschaffen, was der Verteidigung irgendwie hinderlich. Demgemäss wurden vor dem Weissturmthore in den Gärten verschiedener Bürger, nicht ohne Beschwerde derselben, die Bäume niedergelegt, «damit sich kein Volk darin halten möge», und das Holz herein geführt.[2] Am gefährdetsten aber erschien der auf beiden Seiten des Judenthors gegenüber den Schiltigheimer Höhen gelegene Teil der Stadt. Auf den Vortrag einer durch etliche Hauptleute und Büchsenmeister verstärkten Dreizehnerkommission, in welcher Jacob Sturm den Vorsitz führte, wurde vom Rate zunächst angeordnet, dass auf dem vor der bezeichneten Strecke gelegenen Schiessrain und Waseneck neben dem Abholzen der Bäume alle Ziegelöfen und Gebäulichkeiten,[3] darunter die Schiesshäuser der Büchsen- und Armbrustschützen,[4] dem Boden gleich gemacht würden. Unmittelbar darauf schritt man zur Anlage einer neuen Befestigung. Es wurde ein Graben ausgehoben, der von St-Clara-Wörth bis an das Rauscherthörlein am Dreizehnergraben reichte.[5]

[1] Jedenfalls Vorrichtungen zum Absperren gewisser Strassen.

[2] Aehnliches that man vor den anderen Thoren; so wurden alle «Begräbnisse» und das Herrenbrünnlein vor dem Spitalthore abgebrochen (Schadäus).

[3] Ueber das Einzelne vgl. Silbermann, Lokalgeschichte d. Stadt Strassburg p. 100, der seinerseits wieder Büheler und Specklin benutzt hat.

[4] Die letzteren erhielten 1558 ein neues Gebäude (Büheler, Bulletin de la soc. pour la conserv. des mon. hist. II, 13, 104). Es steht noch heutzutage auf dem früheren Klotz'schen Zimmerhofe neben der Judenbrücke.

[5] Silbermann p. 100. Ueber die Art der Ausführung der Arbeit enthalten die Chroniken recht anschauliche Schilderungen. Die Bürgerschaft musste frohnen, und zwar jede Zunft an dem ihr angewiesenen Platze. Die Zünfte schlugen draussen ihre Zelte auf, unter denen sie im Schatten assen und tranken «da es ein warme zeit war, denn das werk währte den ganzen Sommer.» Etliche Zünfte verdingten ihren Platz auch armen Leuten, «Weib und Mann, werkt alles daran, und welcher arme Mensch werken wollte, dem gab man von 10 Schaltbehren mit Grund zu führen 1 ₰, also gieng es dapfer von statt». Auch die Landsknechte frohnten mit, zogen mit Spiel und Gewehr dahin, jeden Morgen ein Fähnlein, nachmittags durch ein anderes ersetzt. Vgl. Büheler a. a. O. p. 97; auch R. u. 21. Mai 14.

Es ist dies der noch 1870 bestehende breite Graben vor der Hauptenceinte von der St-Clara-Bastion (XV) bis Bastion XIII, (d. h. von der heutigen Pionier- bis zur Finkmattkaserne). In der Mitte wurde eine Wehre gebaut (später Bastion XIV). Vermittelst der ausgehobenen Erde errichtete man hinter dem Graben einen Wall und versah denselben mit einer Futtermauer.[1] Da es an Bausteinen fehlte, wurde zu diesem Zwecke, wie die Chroniken melden, eine Anzahl baufälliger, meist kirchlicher Gebäude abgebrochen, auch unleserlich gewordene Grabsteine mit hineingemauert.[2] Das ganze Werk, als dessen Lohnherr B. Cogmann genannt wird, unter dem als Werkmeister Hans Frauweler stand, wurde erst im Jahre 1556 fertig.[3]

Mit grosser Geschäftigkeit suchte man sich den nötigen Mundvorrat zu sichern, zumal da das Landvolk in hellen Scharen in die Stadt flüchtete, «das ein karch oder wagen dem andern auf den strassen nit entweichen kund.»[4] Weder Fleisch noch Getreide liess man aus der Stadt hinausgehen. Um Preissteigerung zu verhüten, durfte niemand mehr als 10 Viertel Frucht ankaufen. Von den Nachbarn, namentlich aus Offenburg und Gengenbach wurde Mehl in grossen Quantitäten herangeführt.[5] Die Metzger hatten ihr Schlachtvieh hereinzu-

[1] Vgl. u. a. Kraus, Kunst u. Altertum I, 326, der von der Wehre (Bastion XIV) sagt: «Es ist das erste Beispiel einer Bastion im eigentlichen Sinne in Strassburg. Es steht der Hauptsache nach noch heute (scil. 1876) in seiner ursprünglichen Gestalt,» und von dem Walle: «Derselbe war vorn mit einer Mauer versehen als anliegendem Revetement und Barbakane.»

[2] Ueber das einzelne vgl. Silbermann p. 101.

[3] Vgl. Specklin, Büheler, Schadäus. — Das durch den Wall führende Judenthor erhielt die Inschrift: «Heinrico Galliarum rege militem in Carolum V. imp. augustum per hanc Germaniae partem ducente s. p. q. Argentinensis portam hanc aggere et fossa muniri fecit. anno Domini MDLII. Mense Majo.» Zu beiden Seiten des Thores befanden sich die Worte: «Präsidio civibus . . . Terrori hostibus (Silbermann p. 101). Am 21. April 52 schreibt Hedio ganz ähnlich: «Die Stadt nimmt Kriegsvolk an «civibus tutandis, hostibus arcendis». — Laguille, Histoire de province d'Alsace II, 4, 34/37 sagt darüber: «Ils ont même voulu que cette porte fût un monument de leur fidélité et de leur zèle pour l'empereur.» Seine Behauptung: «Ce nouvel édifice servit de prétexte aux Magistrats pour ruiner plusieurs chapelles et plusieurs Monastères» erscheint mir ungerechtfertigt.

[4] Schadäus. — Die Hineingeflohenen mussten schwören: «Der stadt Strassburg trew und hold zu sein, schaden wahren, nutz furdern, geboten und verboten gehorsam sein, trewlich helfen retten und das best zuthun, wo ein jeder hin beschieden werd» (V. D. G. lad. 111, nr. 13).

[5] Offenburg an Strassburg. April 26 u. 30. AA 585.

treiben, an die umliegenden Dörfer liess man die gleiche Aufforderung ergehen, der Feind würde es ihnen sonst ohne jedes Entgelt nehmen. Wasser-, Hand- und Rossmühlen wurden Tag und Nacht, in Stadt und Land in Bewegung gesetzt. Sobald Mehl von draussen hereinkam, wurde Frucht zum Mahlen hinausgesendet. In allen Backöfen wurde Brot in Vorrat gebacken.[1]

Auch gegen die «geschwinden Praktiken», vor denen Kopp gewarnt hatte, war man, durch die Metzer Vorgänge gewitzigt, auf der Hut. Ganz besondere Sorgfalt widmete man der Verwahrung der Thore. Jedes derselben wurde von einer Rotte Landsknechte bewacht, deren Hauptmann aus den Zünften genommen wurde. Die Schlüssel wurden einzelnen Ratsherren anvertraut, welche morgens und abends beim Oeffnen und Schliessen durch die Thorhüter zugegen sein mussten.

In der That fehlte es nicht an Verdächtigungen aller Art. Einmal werden etliche Welsche, die Speck aufgekauft und ins französische Lager geführt haben sollten, gefänglich eingezogen, an demselben Tage drei Leute, die durch Hin- und Herreiten sich verdächtig gemacht hatten. Da hatte eine Frau von ihrem Manne, der beim französischen Kriegsvolke stand, ein Schreiben über das andere erhalten. Als daher einige Weiber, deren Männer im französischen Lager, äussern, sie wollten mit Zurücklassung ihrer Kinder hinaus, wird ihnen von Rats wegen bedeutet, wenn sie sich hinwegthäten, würde man die letzteren ohne alle Barmherzigkeit aus der Stadt weisen. Die Wirte mussten alle bei ihnen eintreffenden Fremden beim Ammeister anmelden. Den Mitgliedern der aus «Welschen» bestehenden reformierten Gemeinde[2] wurde durch ihre Prediger und Kirchspielpfleger angekündigt, dass, wer das Bürgerrecht nicht besässe, die Stadt zu verlassen habe, die übrigen aber sich hüten sollten, nach dem Lager hin zu korrespondieren oder gar eine Meuterei anzurichten. Gleiches wurde auch einigen welschen Pfaffen auf dem Stifte, die weder Bürger noch Zunftgenossen, vorgehalten.

[1] Als später am 28. Mai die Beckenknechte bitten, ihnen nach altem Brauche zu vergönnen, den Montag zu halten und mit Pfeifen, Trommeln und dem «Fetzen» (Fahne) ihren Umzug zu halten, wird es ihnen gestattet, dieweil sie ihren Fleiss im Backen angewendet; doch dass sie bescheiden seien und fürder mit dem Backen desto fleissiger.

[2] Ueber dieselbe vgl. Erichson, L'Eglise française de Strasbourg au seizième siècle. 1886.

Am 24. April wurden die Zünfte selbst versammelt, und ihnen folgender Vergriff vorgetragen, in welchem der Rat seinen festen Entschluss aussprach, jeden Angriff auf der Stadt Selbständigkeit mannhaft zurückzuweisen :

Obwohl man niemand Ursache gegeben, etwas Thätliches gegen die Stadt vorzunehmen, so könnte man doch nicht wissen, was bei diesen gefährlichen Zeiten gesucht werden möchte. «Dieweil nun Strassburg also herkommen, und unsere Eltern und Vorfahren es bis auf uns so ehrlich hergebracht, dass mit beständiger Wahrheit ihnen kein Unehr oder billicher Verweis zugelegt werden mag», so hätte der Rat gemeinsam mit Schöffen und Amman sich entschlossen, den ehrlichen von den Vorfahren hinterlassenen Namen und Ruhm, auch der Stadt Freiheit und Herkommen, soviel in ihrem Vermögen stände, zu erhalten, und ob ihnen jemand etwas zumuten würde, das gegen ehrlich Herkommen, der Stadt Freiheit oder gegen Pflicht, Ehre und Eid wäre, und sie «über ihre pilliche und notwendige entschuldigung und abschlegige antwort mit gewalt und der that tringen wollte», — zu Abtreibung desselben und von Gott erlaubter Gegenwehr ihr Vermögen darzustrecken, in festem Vertrauen, der Allmächtige werde sie in ihrem so ehrbaren und löblichen Vorhaben mit seiner Gnade und Hülfe nicht verlassen. Der Rat sei der Zuversicht, dass auch sie, die Zünfte, bereit wären, die von den Vorfahren überlieferte Ehre und Freiheit sich, ihren Weibern, Kindern und Nachkommen zu erhalten. Deshalb sollte sich niemand «durch einiche Beredung, Fürgebung oder in anderen Weg, es geschehe gleich in was Schein es wolle, anders bereden, verwenen noch von Rat und Schöffen abwenden lassen» sondern in solchem Notfalle mit Leib und Gut treu zu Rat und Stadt stehen. Um aber, «verrer unrat möglichst zuvorzukommen», sollten sie jeden, der dem zuwider handeln würde, sowie auch alle Flüchtigen, die bei ihnen eine Unterkunft gefunden, zur Anzeige bringen und die Einquartierung der Kriegsknechte mit Geduld ertragen.

Noch einmal bot man alles auf, um sich auch von aussen her Hülfe zu sichern. Von neuem wendete man sich an die befreundeten eidgenössischen Städte, damit sie, ebenso wie sie vorher den Zug Schertlins von der Stadt abgelenkt hatten, jetzt den König bestimmten, dieselbe zu verschonen und sich am

[1] V. D. G. lad. 111, nr. 13.

Durchzuge durch das Land genügen zu lassen. Während aber Bern jedes selbständige Vorgehen von der Hand wies, sendete Basel, nachdem es anfangs geschwankt, ob es Strassburgs Verlangen nachkommen sollte, weil es selbst zu «kleinfügig» sei, doch schliesslich, da auch die österreichische Landvogtei und die übrigen oberelsässischen Stände dasselbe Ansuchen stellten, am 28. April seine Ratsbotschaft an den französischen König ab, die denselben in Zabern erreichte. [1]

Der Churfürst Pfalzgraf antwortete den Strassburgern auf ihre Mitteilung, — dass ihnen mehr als gewiss Bericht geworden, dass der König von Frankreich Willens sei, sich der Stadt mit Gewalt anzunehmen, — in derselben schwächlichen Weise, die sein ganzes Verhalten kennzeichnet: dass ihm ihre bedrängte Lage leid thäte, er auch gern durch gütliche Handlung Abhülfe schaffen wolle, dass solches aber nicht allein durch ihn, sondern viel besser durch sämtliche rheinische Kurfürsten geschehen müsste. Da letztere nun nebst anderen Fürsten am 1. Mai zu Worms zu einer Beratschlagung zusammenkommen würden, wie die Kriegsempörung abzuwenden, und sie und ihre Unterthanen vor Schaden zu behüten wären, sollte Strassburg ebenfalls dahin seine Ratsbotschaft senden. [2]

Von dem Kaiser, der sich damals ohne Truppen und Geld in höchst hilfloser Lage zu Innsbruck befand, [3] hatte man seit mehreren Wochen nichts mehr gehört. [4] Erst in den ersten Tagen des Mai erhielten Meister und Rat zwei Schreiben von ihm. [5] In diesen äusserte er sein Bedauern, dass ihre Unterhandlungen mit der elsässischen Ritterschaft, dass diese die Verteidigung der Stadt mit übernähme, sich zerschlagen hätten. «Dieweil nun nicht allein euch selbst, sondern auch uns und dem Reiche zum höchsten daran gelegen ist, dass die Stadt Strassburg als ein «Ortfleck» (Grenzplatz) des letzteren aufs stattlichste verwahrt und vor fremder Gewalt und Ueberfall errettet werde,» so begehre er, dass sie solche Verhandlungen zu wirk-

[1] AA 589. April 28.

[2] AA 584. April 28 u. 30. Von Strassburg aus ging nach Worms Dr. Bernhard Botzheim.

[3] Vgl. darüber Schönherr a. a. O. p. 258 f.

[4] Baumgarten a. a. O. p. 249. Sleidan an W. Cecil, 18. April: «Quid Caesar agat aut ubi sit, nescimus»; ebenso Hedio an Erbius am 21. April: De Caesarea majestate nihil scribere possum.»

[5] AA 579. Innspruck April 22 u. 25.

licher, fürderlicher Vergleichung brächten. Dasselbe Ansuchen habe er auch an die Ritterschaft gerichtet.[1] Zugleich sprach er seine feste Zuversicht aus, dass sie ihrem «mehrfachen Schreiben und löblichem Erbieten nach» in gegenwärtiger Empörung gehorsam sich erzeigen würden, ohne ihnen freilich ausser der Zusage, sie als treues Glied des Reiches jederzeit in Schutz und Schirm halten zu wollen, irgend welche bestimmte Hülfe in Aussicht zu stellen.

Dagegen hatte man mit der Regierung zu Ensisheim die ganze Zeit über in reger Korrespondenz gestanden.[2] Auf die Nachricht, dass Heinrich II. auf Zabern zöge, hatten Landvogt und Regenten dem Kaiser und dem Könige sofort mitgeteilt, dass sie grosse Fürsorge trügen, dass jener Strassburg vergewaltigen möchte, und beide Majestäten dringend gebeten, vor allem letztere Stadt, da an ihr am meisten gelegen wäre, zu bedenken. Dieselbe sollte zwar mit Fussvolk und sonst zur Not durft gefasst sein, an Reisigen aber Mangel haben.[3] Ehe noch Antwort von Innsbruck eintreffen konnte, sicherten sie Strassburg bei seinem ehrlichen Vornehmen Hilfe und Rat, soviel in ihren Kräften, zu und forderten auch den Landvogt in der Ortenau, Andre von Konritz, auf, alles Kriegsvolk, was er irgendwie entbehren könnte, in die Stadt zu schicken.

Letzterer richtete darauf am 26. April an Meister und Rat folgende treuherzige Worte: «Auch unaufgefordert hätte er sich verpflichtet gehalten, ihnen zu Hilfe zu kommen, «dieweil an der stat Strasburg als aine stehline vormauer nit allein dem ganzen Rheinstrom, sondern auch deutscher Nation hoch und vil gelegen: das pillich menniglich, damit die stat erhalten, das best thun soll.» Leider sei er aber, da die Kriegsfürsten allen Nachrichten zufolge die ihm unterstellten Lande bedrohten, augenblicklich ausser stande, ihnen seine Unterstützung zu teil werden zu lassen. «Got weiss es, dass ich solches wider allen meinen

[1] AA 579. April 22. Karl V. an Ritterschaft und Adel im Elsass.

[2] Vgl. oben p. 13 u. 14.

[3] Vgl. Schreiben derselben vom 9. Mai. AA 579. — Auf den Bericht von Ensisheim hin hatte die Innsbrucker Regierung dem Bischof von Arras vorgestellt, dass sie vermuteten, wenn der Franzose Strassburg mit Gewalt oder auf andere Weise zu seinen Handen bringen sollte, er letzteres, das ohnedies «von Natur und Gebewen» stark und fest sei, erst recht befestige, so dass es alsdann nicht wohl möglich, dasselbe in kurzer Zeit und ohne grosse Kosten und Blutvergiessen wiederzuerobern (Innsbr. Archiv an die k. maj. XI, fol 107).

Willen und ganz ungern thue; denn euch und gemeiner Stadt zu dienen, bin ich von Herzen begierig. Der Allmächtige verleihe euch zu eurem männlichen und redlichen Vornehmen seine göttliche Gnade und Kraft; es wird euch und euern Nachkommen in viel Wege ehrlich, rühmlich und nützlich sein, und sobald dieser Sturmwind bei mir nachlässt, sollt ihr an mir einen getreuen, guten Nachbarn im Werk befinden.»[1]

Am 27. April, an demselben Tage, an welchem der Rat die bedrohlichen Nachrichten von Dr. Kopp erhalten hatte, wurden ihm zwei Schreiben aus dem französischen Lager übermittelt, das eine vom Könige selbst, das andere vom Konnetabel ausgehend.[2] Darin sprachen dieselben für die dem früheren Herolde gegenüber gezeigte Bereitwilligkeit, das französische Heer mit Proviant zu unterstützen[3] (sic!), ihren Dank und gleichzeitig die Bitte aus, dem Ueberbringer mitzuteilen, was man in dieser Beziehung thun wollte.

Man entliess den französischen Herold, Pellissier, mit dem Bescheide: man wolle dem Könige mit eigener Botschaft antworten.

An demselben Tage werden die Stadtthore geschlossen, und die Knechte erhalten Kraut und Lot (Pulver und Blei).

Zu Gesandten wird neben Peter Sturm und Gottesheim der Licentiat Sleidan bestimmt. Dieselben sollten den Rat ausdrücklich dagegen verwahren, dass er sich dem ersten Herolde gegenüber zu irgend etwas anderem verpflichtet hätte, als überhaupt eine Botschaft zu schicken. Im übrigen hatten sie im wesentlichen die alte Instruktion: sie sollten den König bitten, die Stadt möglichst mit jeder Proviantlieferung zu verschonen, falls er aber darauf bestände, 1000 Viertel Korn und 50 Fuder Wein anbieten.[4]

[1] AA 585. April 26.

[2] Vgl. Anhang Nr. I und II. Beide sind vom 25. April, das des Königs aus dem Lager von Haraucourt, dasjenige des wohl bei der Avantgarde befindlichen Konnetabel aus dem etwas weiter östlich gelegenen Crévy, heute Crévic. (Beide Ortschaften liegen zwischen St-Nicolas und Lunéville.) — Nach Rabutin traf das französische Heer in letzterer Stadt noch am 25. ein: vgl. oben p. 29.

[3] Dass diese Behauptung eine falsche, ergiebt sich aus der weiteren Darstellung.

[4] Ueber das Folgende sind wir eingehend unterrichtet durch R. u. 21. April 30 und Mai 2, sowie den Schöffenvergriff von demselben Tage

Seinem Vortrabe, der am 27. in Saarburg eingetroffen war, folgte Heinrich II. am 28. dahin nach.[1] Sein Heer breitete sich in der Nähe der Stadt längs einer Anhöhe aus; im Rücken hatte man Wald, vor sich Wiesen, durch die sich die Saar schlängelte. Der Konnetabel lag mit der Avantgarde auf Kanonenschussweite davor, in dem grössten Gehöfte eines Dörfchens, der König selbst eine halbe Stunde dahinter in einem auf einem Hügel gelegenen Schlosse.[2]

Auf dem Wege nach Saarburg hatten sich die Strassburger Gesandten an den Konnetabel um schriftliches Geleit gewendet, worauf er ihnen antwortete: Sie brauchten solches nicht, hätten wegen der Freundschaft, die die Stadt mit dem Könige bisher gehabt, nichts zu besorgen. Er hoffe, sie würden sich in das Bündnis begeben. Aus Italien sei Nachricht gekommen, dass der Papst sich mit dem Könige vertragen, und das Konzil aufgehoben sei.

Samstag den 30. gegen Abend trafen die Strassburger im französischen Hauptquartiere ein und wurden vom deutschen Landsknechtoberst Reckenrod in des Königs Losament geführt, «in welchem dieser samt dem Konnetabel, ein Sekretarius und noch drei gewesen.»[3] Sleidan erklärte, man wäre bereits auf dem Wege zu seiner Majestät gewesen, aber weil man geglaubt, sie hätte einen anderen eingeschlagen, wieder umgekehrt. Da viele Jahre hindurch Misswachs und Teuerung geherrscht, könnte man nichts aus der Stadt entbehren, hoffte aber, der König würde auf dem Lande Proviant genug vorfinden. Im übrigen gedächte man, wie bisher gute Freundschaft zu halten.

Hierauf antwortete der Konnetabel: Der König sei auf Bitten etlicher Fürsten, dem deutschen Lande zu gutem, im Felde erschienen; er versähe sich daher, sie hätten einen anderen Auftrag, den sie in Kürze anzeigen möchten. Als sie hierauf die 1000 Viertel Frucht und 50 Fuder Wein anboten, rief jener aus: Das wäre ein Spott; das dürfe er gar nicht vor den König bringen. Wenn sie keine weiteren Anerbie-

(V. D. G. lad. 111, nr. 2), während Sleidan 24, 357 über diese erste Gesandtschaft nur wenige Worte enthält.

[1] Am 27. hatte er in den Ortschaften Ibigny und St-Georg unweit von Rixingen gelagert.

[2] Vgl. Rabutin a. a. O. p. 413.

[3] Der König kann übrigens, wie aus dem Folgenden hervorgeht, nicht bei der Verhandlung zugegen gewesen sein.

tungen machen könnten, würde sein Herr feindliche Gesinnungen bei ihnen voraussetzen müssen und vielleicht Veranlassung nehmen, sich anders gegen die Stadt zu erzeigen und zusehen, wie er Proviant und sonstiges bekommen möchte. Er entliess die Gesandten mit dem Bescheide, nach Strassburg heimzureiten und mit grösseren Anerbietungen wieder bei ihm zu erscheinen.

Durch eine Mittelsperson, Michel Bermann, wie es scheint, einen im französischen Lager befindlichen Kaufherrn aus Niclausport,[1] hatte man noch erfahren, dass der Konnetabel täglich 200,000 Brote, hundert Fass Wein, Tuch und andere ins Lager gehörige «Munition» und fürderliche Antwort begehre.

Nach eiligem Ritte trafen die Gesandten Sonntag Abend in Strassburg wieder ein. Hier statteten sie am anderen Morgen dem Rate Bericht ab. Im Anschluss daran teilte Jacob Sturm mit: Er habe sich inzwischen mit dem Kapitel in Verbindung gesetzt. Dasselbe könne aus des Königs Begehren nichts anderes entnehmen, als dass er eine Ursache suche, die Stadt zu bekriegen. Daher riete es, man sollte sich zur Gegenwehr schicken. Möchte man aber mit leidlichen Dingen einen Frieden schaffen, so wollte das Kapitel gern sein Bestes thun und all sein Vermögen zur Stadt setzen.

Daraufhin entschied man sich im Rate: Dieweil das Begehren des Königs zu erfüllen unmöglich, soll mans zum füglichsten ablehnen; vermöchte man es aber so einzurichten, dass man mit 3000 Viertel Frucht Frieden schaffen und Sicherheit erlangen könnte, dass er gegen die Stadt nichts in ungutem vornehmen wollte, so sollte man es thun; und zwar wäre die Vermittlung der Baseler, die augenblicklich im Lager, in Anspruch zu nehmen. «Wo dann dies nit helfen will, muss man gewarten, was Gott will.»

Unmittelbar darauf werden zwei französische Edelleute in den Versammlungssaal hereingeführt, die dem Stettmeister Peter Sturm eine Credenz vom Konnetabel übergeben. Ihr zufolge wurde der Rat aufgefordert, die Gesandten anzuhören, ihnen Glauben zu schenken und endgültigen Bescheid zu erteilen. Man erwarte, derselbe werde so ausfallen, dass der König daran ein Vergnügen haben werde und in der alten Freundschaft verharren könnte.

[1] In Niclausport ansässige Kaufherren dieses Namens werden mehrfach erwähnt (Zimmerische Chronik III, 142, 255, 256 u. Polit. Korrespondenz der Stadt Strassburg II, 496).

Die Franzosen, deren Werbung ebenso wie vorher ihre Credenz durch Sleidan verdolmetscht wurde, trugen folgendes vor:

Dem König sei ihr Angebot nicht annehmbar. Er sowohl wie sein Vater hätten bisher allwegen mit der Stadt gute Freundschaft gehalten. Nicht um einige Stände des heiligen Reiches zu beleidigen, sei er herausgezogen, sondern auf Anregung etlicher deutscher Fürsten, denen er wieder zu ihren alten Freiheiten verhelfen wollte. Wer sich aber gegen ihn oder dieses Bündnis auflehnen würde, gegen den müsste er thun, «was er lieber umging.» Der Rat hätte die Landleute aus der ganzen Umgegend und allen Proviant in die Stadt hereingezogen. Man sollte sich erklären, was man mit Wein, Brot und Hafer anfangen wollte. Der König würde morgen in Zabern sein. Niclausport, das doch mit Strassburg verglichen, nur ein Dorf, hätte 15 Tage hintereinander täglich 7000 Brote ins Lager geliefert und ausserdem 1000 Viertel Frucht nach Pont-à-Mousson nachgeführt. Der König habe bei schwerer Strafe anbefohlen, dass das Kriegsvolk sich unbeschwerlich hielte, niemandem etwas nehme, halt harte Justitien. Weil aber alle Dörfer geleert, sei es ein Zeichen der Feindschaft, und werde dies dem Könige Ursache geben, den Knechten zu gestatten, den Proviant zu suchen, wo sie mögen. Die Folgen hätte der Rat zu bedenken. Ferner begehre ihr Herr, man solle die Knechte, da sie lange im Felde gelegen und allerlei Dinge bedürften, in die Stadt einlassen und zwar in solcher Stärke, als der Rat es für thunlich erachte, damit sie sich Schnürstiefel, Barett, Linnen und Tuch zu ihrer Notdurft kaufen könnten. Auch sollte man den Schuhmachern erlauben, um der armen Knechte willen, die übel beschuht und bei vorfallendem Unwetter nicht fortkommen könnten, mit Schuh und Stiefel ins Lager zu fahren; man wollte sie versichern.

Der Rat liess ihnen antworten: Nach dem Brauche der Stadt müsste man vor endgültigem Bescheide, den man durch eine eigene Botschaft dem Könige zukommen lassen wollte, erst die Gemeinde und den grossen Rat befragen. Man möchte aber hierin keinen Aufschub sehen. Uebrigens hätte man niemand aufgefordert, sich herein zu flüchten.[1] Das arme Volk wäre

[1] In der That hatte man z. B. den Unterthanen zu Wasselnheim geraten, bei ihren Häusern zu bleiben: «werd ihnen so weniger Schaden geschehen, als wenn sie hinein sollten.» Dem Amtmann selbst wurde nur auf wiederholte

erschrocken und hätte alter Gewohnheit nach seine Zuflucht allwegen, wie jetzt auch, zu der Stadt gehabt. Dies wäre dem Rate selbst beschwerlich. Was man gethan, sei nicht aus Feindschaft gegen den König, sondern deshalb geschehen, weil man «scharfe Reden» vernommen hätte. Das Bistum freilich besässe ein ausgedehntes Landgebiet, sie Stadt selbst dagegen ein beschränktes, und seien in Strassburg nicht so grosse Vorräte, als der König vermeinte, dasselbe daher von solchen nicht zu entblössen.

Die Abgesandten erklärten sich mit der Berufung des grossen Rates einverstanden. Nachdem sie sofort einen Reitenden an den Konnetabel abgefertigt hatten, nahmen sie in Gesellschaft einiger Ratsherrn das Mittagsmahl ein. Bezeichnenderweise hatte der Rat die dringende Bitte an sie gerichtet, sich in ihrer Herberge zu halten; denn das Volk sei «etwas unwillig», weil ihm draussen so viel Schaden geschehe. Es würde ihm leid thun, falls ihnen etwas widerfahren sollte. [1]

Am Nachmittage wurden die 300 Schöffen berufen und ihnen unter Einschärfung strengster Geheimhaltung, damit es nicht dem Konnetabel vorzeitig zu Ohren käme, zunächst das Ergebnis der Sendung nach Saarburg nebst dem Inhalte der neuesten französischen Werbung mitgeteilt und dann hinzugefügt:

Von dem in Strassburg befindlichen Proviant könnte man bei der Menge der Flüchtigen nichts entbehren; andrerseits wäre vielleicht der König durch ein gegen Bezahlung zu lieferndes Angebot von Roggen und Wein zufriedenzustellen, und zwar könnte man diese Lebensmittel auf dem Lande einkaufen und nur das, was so nicht aufzubringen wäre, aus der Stadt nehmen, damit man den Zug auf dieselbe abwende, und das arme Landvolk nicht so jämmerlich verderbt werde. Freilich müssten die Franzosen sich dagegen verpflichten, der Stadt und den ihr Zugehörigen kein Leids zuzufügen.

Mit diesem Vorschlage erklärten sich 162, die Mehrheit der Schöffen, einverstanden; 84 stimmten dafür, dass man nichts Weiteres geben sollte.

An demselben Tage, an welchem diese Verhandlungen in Strassburg stattfanden, war Heinrich II. von Saarburg aufge-

dringende Bitten zugestanden, beim Herannahen der Franzosen Ort und Schloss verlassen zu dürfen.

[1] Ihr Dolmetscher, der nach ihrem Fortreiten noch in der Stadt zurückgeblieben war, wurde sorgfältig überwacht.

brochen und hatte zwei Wegstunden östlich davon in Meltebourg (Mittelbronn?) und Andressenty Quartier genommen,[1] während der Konnetabel eine Viertelstunde weiter in Andreoux[2] lagerte. Die Gendarmes gingen noch an demselben Tage weiter bergab in die Ebene vor und gelangten teils nach St. Johann, wo eine Frauenabtei gelegen, teils nach Zabern selbst. Da alle Häuser in den Dörfern verlassen waren, richteten die Soldaten grosse Unordnung an.

Am 3. Mai zog der König mit dem Gros des Heeres die Steige hinab. Nur mit grosser Mühe gelang es, Artillerie und Wagenpark vorwärts zu schaffen. Der König und der Konnetabel mit dem Hauptquartiere wurden teils in Zabern, teils in dessen nächster Umgebung untergebracht.[3] Das Fussvolk bezog ein Lager in der Ebene längs der Gebirgsabhänge, die Kavallerie war zwei Stunden weiter vorgeschoben und hatte in grossen und wohlhabenden Ortschaften Quartier bezogen. Hier fand die Mannschaft reichlich Lebensmittel, dagegen mangelte es an Hafer und Heu.

An demselben Tage hatten sich die Gesandten auf den Weg zum Könige gemacht, nachdem sie vorher die Baseler, die inzwischen in Zabern eingetroffen waren, um ihre Vermittlung ersucht hatten. In der Nähe von Wasselnheim begegnete ihnen der Amtmann des Ortes, der sie daselbst zu übernachten warnte, da die Franzosen gedroht hätten, in das dortige Schloss zu fallen, wenn ihnen kein guter Bescheid von Strassburg zu teil werden sollte. Sie brachten daher die Nacht in Westhofen zu.[4]

Tags darauf ritten sie nach Zabern, liessen sich beim Konnetabel anmelden und verfügten sich zunächst zu den Baselern, die bis dahin noch keine Antwort auf ihre Supplikation erhalten hatten und sie aufforderten, mit ihrer Werbung fortzufahren. Nachmittags begaben sie sich in des Bischofs Garten zum Konnetabel. Letzterem zeigte Sleidan zunächst die

[1] Rabutin a. a. O. 413.

[2] Wohl der Flecken und das Schloss Einartzhausen oder richtiger «Eimortshausen», seit 1568 zu der Stadt Pfalzburg erhoben. Thuanus X, 304 sagt: «Exercitus *Andresium* usque procedit, comitis Palatini oppidum.»

[3] Nach Schadäus wohnte der König in des Bischofs Lusthaus, «das Badhaus' genannt. — Die Angabe bei Lorenz und Scherer a. a. O. p. 244: «Mit Bischof Erasmus vertrug sich der König in Zabern gut», ist unrichtig, da sich jener damals gar nicht im Lande befand. (Bezirksarchiv G. 248.)

[4] Für das Folgende vgl. R. u. 21. Mai 5 und Sleidan 24, 357 f.

Gründe an, weshalb der Rat, obwohl er der Freundschaft zum verstorbenen Könige halber alles, was ihm nur möglich, thun wolle, weder in der Lage wäre, ein grösseres Proviantgebot zu machen, noch «um Unrat zu vermeiden», die französischen Kriegsknechte in die Stadt zu lassen. Das Landvolk übrigens hätte sich unaufgefordert hereingeflüchtet.

Der Konnetabel erwiederte hierauf: Sein Herr habe, um den deutschen Landen die Freiheit zu erhalten, diesen Kriegszug unternommen. Der Kaiser hätte Lüttich, Camerich (Cambray) und andere Städte eingezogen, deutsche Fürsten gefangen genommen. Darauf sehe man nicht; man achte allein darauf, was der König mit Metz gehandelt, wiewohl der letztere sich mehr zu dieser Stadt (scil. Strassburg), als zu anderen im Reiche versehen, dass sie ihm behülflich sein sollte. Dass man sich hier ganz feindlich verhalte, führe die Seinen ohne Verhör gefangen hinein, und obgleich der König nie etwas in ungutem gegen die Stadt vorzunehmen begehrt, so werde er doch dazu sich genötigt sehen, obwohl er sich gern noch nicht dazu bewegen lassen wollte. Derselbe sei ein mächtiger Herr, habe Lothringen eingenommen, lieg ihnen vor der Nasen. So einem seiner Diener etwas begegnen sollte, würde er es nicht ungerächt lassen; sollte kein Baum auf dem Lande bleiben. Man hielte die Seinen hier übel, liesse sie nicht in die Stadt. Der König würde selbst mit ihnen reden.

Von den letzterwähnten Vorfällen, entschuldigten sich die Gesandten, sei ihnen nichts bekannt, und müssten dieselben ohne des Rates Wissen geschehen sein.[1]

Am anderen Morgen wurden sie zum Könige selbst berufen In seiner Umgebung befanden sich neben dem Konnetabel der Kardinal von Lothringen und der Herzog von Vendome.[2]

Wieder gab Sleidan zunächst eine Uebersicht über die bisherigen Verhandlungen und bot dann im Namen der Stadt das Doppelte, wie Tags zuvor, nämlich 1000 Viertel Frucht, ebensoviel Hafer und eine grössere Quantität Wein, mit der Bitte, man wolle, dieweil sich der Rat je wohl und freundlich mit Frankreich gehalten, sich damit begnügen. Mehr könne die Stadt ihrer starken Besatzung und der vielen Flüchtlinge halber nicht entbehren.

[1] Vgl. unten p. 54.

[2] Nicht von Vaudemont, wie Herzog II, 174 berichtet.

Nachdem sich der König einige Zeit mit den Seinen besprochen, entwickelte er den Gesandten eben die Ursachen, weshalb er gekommen und wie er sich zu Strassburg versehen, es würde ihm behülflich sein; denn er hätte ein grosses Kriegsvolk bei sich, das zu essen haben müsste. Hätte er etwas in ungutem gegen die Stadt vorzunehmen beabsichtigt, «wollte er es andermal gethan haben». Mit Frucht sei den Seinigen nicht gedient, sie brauchten Brot. Als Sleidan Einwendungen macht, ruft der Konnetabel aus: «Sie wären kein Vieh, könnten nicht Frucht, müssten Brot essen!» Auf diese Worte zuckte der König mit dem Aermel hinter sich, als ob jener zu viel gesagt, wiederholte aber noch einmal, dass man Brot haben müsste. Auf ihre Anfrage, ob der König ihnen gegen die Lieferung von Mehl oder Frucht die Zusicherung erteilen wollte, gegen die Stadt und die ihr Zugehörigen nichts vorzunehmen, bemerkt der Konnetabel, ob man weitere Versicherung haben wollte, als des Königs Wort und Rede; und der letztere setzt hinzu: Also sei seine Meinung. Als sie noch einmal betonen, dass sie aber kein Brot geben könnten, braust der Konnetabel auf: Er hörte wohl, vom Könige wollten sie eine Versicherung haben, diesen selbst aber nicht versichern. Darauf hiess man sie abtreten.

Bei Tische äusserte ihnen gegenüber ein Herr von Bassefontaine, warum eine so mächtige Stadt dem Könige in seinem Begehren nicht willfahren wollte; sie möchten doch thun, was in ihrem Vermögen. Im ganzen hatten die Gesandten den Eindruck bekommen, dass man zufrieden sein würde, wenn man soviel lieferte, als man vermöchte; denn am folgenden Tage sollte der Proviant in Zabern zu Ende gehen.[1]

Als die Strassburger letzteren Ort verlassen, begleitet sie ein königlicher Kommissarius.[2]

[1] Bei Rabutin a. a. O. p. 414 heisst es: «De la ville de Strasbourg devers Sa Majesté fut envoyé un «houpemann», c'est-à-dire en allemand seigneur, pour la supplier d'avoir souvenance et esgard à la bonne volonté qu'ils avoient à luy faire service, et vouloir supporter et soulager leur plat pays le plus que seroit possible, offrans vivres et provisions en payant raisonnablement; ce que pleut au Roy, et leur accorda liberalement, ainsi que se disoit communement.»

[2] In den Memoiren Vieilleville's (Michaud et Poujoulat IX, 132) findet sich folgende romanhafte Ausschmückung: «Le sieur de Lezigny, sur-intendant général des vivres de l'armée, partit avec lettres du Roy, et vingt ou trente commissaires, et aultant de clers de vivres, pour aller à Strasbourg faire sa charge, accompaigné d'ung trompette de Sa Majesté. Et s'estant presenté aux portes de la ville, après que la trompette eust commencé sa chamade de bien loing, on leur ouvrit fort courtoisement.»

Noch denselben Abend findet unmittelbar nach ihrer Ankunft in Strassburg eine Sitzung des Rates statt, in der sie über den Erfolg ihrer Mission berichten. Am anderen Morgen tritt derselbe von neuem zusammen; der Oberst, die Hauptleute und die Vertreter des Kapitels sind hinzugezogen.

Da die Bäcker sich anheischig machen, neben den Bürgern auch dem Könige Brot zu backen, auch das Kapitel erklären lässt, man wolle alles aufbieten, um die Franzosen hinwegzubringen, man hätte in Erstein, Dachstein und Epfig Mehl, so beschliesst der Rat mit Rücksicht darauf, dass der kaiserliche Gesandte, dessen Ankunft angezeigt war, noch nicht eingetroffen, die Verproviantierung des Heeres vom Lande oder von der Stadt aus, soweit dies ohne Schädigung der Bürgerschaft und Besatzung möglich, zu Wege zu bringen.

Aber unerwartete Schwierigkeiten entstehen seitens des wackern Obersten von Hattstadt. — Derselbe erklärt geradezu: «Man muss nit sehen, was nützlich, sondern was ehrlich; darum soll man ihm nit einen Korb mit Brot herausschicken, es würd gegen alle Fürsten und Herren verweislich, unehrlich und schmählich sein, dieweil er gegen die deutsche Nation ziehe, und vielleicht auf diese Stadt sehe. So mans auf dem Lande haben mag, ging es hin, aber aus der Stadt etwas zu geben, könnt er nicht raten, es wäre ihm und anderen ehrlichen Gesellen verweislich; doch sei er ein Diener und müsst thun, was ihm gebühr.» Als man ihm entgegnet, man habe, ehe er hereingekommen, es dem Könige zugesagt, und sei kein ander Praktik, dass man ihn hereinlass, erwidert der Oberst: «Der Rat möge es wohl nicht für unehrlich halten; ihm aber wolle es nicht ehrlich erscheinen; darum bäte er, man sollte ihn urlauben; denn ehe ers bewilligte, wollte er sich lieber henken lassen.»

Infolgedessen teilte man dem Kommissarius mit: Man könnte ihm aus der Stadt leider kein Brot herausschicken und wenn man es schon wollte, so wäre zu besorgen, dass die Knechte es nicht zuliessen. Dagegen wollte man ihn auf dem Lande fördern, soviel man könnte, auch draussen, soviel als möglich, backen lassen.

In der That machte man die grössten Anstrengungen, diesem Versprechen nachzukommen. Von Offenburg, Wasselnheim und anderen Orten liess man Frucht herbeiführen, in Dorlisheim, Geispolsheim und Erstein Brot backen.

So war man denn am 7. Mai in der Lage, dem französischen Kommissarius neben den versprochenen 1000 Viertel Hafer, 150 Viertel Mehl und 12000 Brote anzubieten. Gleichzeitig beklagte man sich aber bei ihm über die Plünderung von drei der Stadt zugehörigen Dörfern,[1] und dass die Kriegsleute, was sie nicht hinweggeführt, verwüstet, dass man im Keller im Wein bis über die Waden gewatet. Er möchte beim Könige durchsetzen, dass solches abgestellt werde. — Das geschehe daher, antwortet jener, weil man nichts zu essen hätte. Er selbst, setzte er hinzu, würde hier übel gehalten; man liesse ihm seine Diener nicht herein,[2] und müsse er es dem König und Konnetabel anzeigen; die würden daran keinen Gefallen haben und vielleicht auf Wege denken, dass man diesen geringen Proviant, den man ihnen gäbe, entbehre und anders verführe.

Man kommt schliesslich überein, dass der Rat ihm 5 bis 600 Viertel in Mehl oder Brot gegen Bezahlung zu liefern verspricht, und zwar wollte er dieses neben dem Hafer und Wein, da der König nach Hagenau zöge, in sein Lager, das nach des Landes Gelegenheit gehalten werden sollte, teils zu Wagen, teils auf dem Rheine nachführen lassen. Als der Kommissarius, angeblich um Plünderungen vorzubeugen, die Namen der Strassburg zugehörigen Dörfer zu wissen verlangt, werden ihm dieselben unter allerlei Ausflüchten verschwiegen.

Während der König in Zabern lag, weilte übrigens bei ihm sein Agent, der Strassburger Rektor Johann Sturm, von

[1] Dass die Soldaten übel hausten, bestätigt auch Rabutin a. a. O. p. 414. Ebenso meldet Schertlin (a. a. O. p. 89) selbst, dass er einem Edelmann, Erhart von Wangen, der ihm 6 Jahre vorher zu Burtenbach übel mitgespielt. «ihm die huener, kappanen, indianisch und sonst, pfawen, haber, korn und alles er gefunden, gefressen, vil plunders hinweggefiert», zu Mauersmünster bei Zabern sein Haus auch wiederum geplündert, «wein, korn, habern und was guts war zugleich in recompensam hinweggefiert, aber die bett, und was der frawen zugehörig, ligen lassen; hab ime mit solcher mass er mir gemessen wiederum bezalt.» — Wangen befehligte damals eines der Strassburger Fähnlein.

[1] Am 7. Mai heisst es: «Die am Weissenturn schicken herein, dass einer draussen sei mit Briefen an den zum heiligen Geist» (offenbar den Proviantmeister, der in dem gleichnamigen, am Thomasstaden gelegenen Gasthause wohnte) «will die brief nit von ihm geben.» Auf Anordnung des Rates wird der Bote unter besonderen Vorsichtsmassregeln, «damit ihm nichts beschehe», über die gedeckten Brücken beim Stall herum in die Herberge des Kommissarius geleitet.

ihm dazu ausersehen, in geheimer Mission nach England zu reisen. [1]

Am 6. Mai bewerkstelligte Heinrich II. seinen Aufbruch von Zabern [2] und rückte mit seinem Heere in der Richtung nach Strassburg vor. Am folgenden Tage bezogen die Truppen ein Lager in der Umgegend eines grösseren Fleckens (wahrscheinlich Brumath), während der König mit dem Hauptquartiere in letzterem selbst, namentlich in dem dort befindlichen Schlosse, untergebracht war. Seine Gendarmes streiften bis auf eine kleine Stunde an Strassburg heran.

Die Bürger liessen, einem zuverlässigen französischen Berichte zufolge, niemand in die Stadt hinein, gestatteten sogar keine grössere Annäherung als auf Kanonenschussweite. [3] Der König selbst soll Strassburg von den Hausbergen aus in Augenschein genommen haben. [4]

Zu derselben Zeit «als die Unruhe am grössten gewesen, und der König mit allen seinen Haufen, Geschütz und Munition zu und um Zabern bis auf zwei kleine Meilen Wegs von der Stadt entfernt zerstreut gelegen,» [5] traf ein kaiserlicher Gesandter, Herr von Carondelet, [6] in Strassburg ein, der im Auftrage und auf Kosten seines Herrn 4 Fähnlein Kriegsvolk dem Rate zur Verfügung stellte. Letzterer indessen lehnte diese ebenso wie später am 11. Mai die beiden, die ihm die Ensisheimer Regierung auf Befehl des Königs Ferdinand anbot, dankend ab, da man an Truppen zu Fuss und zu Ross keinen

[1] Der diese Angaben enthaltende von Ch. Schmidt, Jean Sturm p. 88 kurz erwähnte Brief Sturms an Toxites vom 7. Mai stammt aus Zabern, wie mir Herr Prof. Schmidt freundlichst mitteilte, und ist ebenso wie ein anderes Schreiben desselben vom 8. April aus Strassburg, beim Brande der hiesigen Bibliothek verloren gegangen. Von da an bis zum 9. Mai 1553 ist Herrn Schmidt kein weiterer Brief des Rektors bekannt. Da in unseren Akten Johann Sturm mit keinem Worte erwähnt wird, war es mir leider unmöglich, etwas Näheres über die eigentümliche Rolle in Erfahrung zu bringen, die derselbe in jenen für Strassburg so kritischen Tagen gespielt haben muss.

[2] Vorher hatte er noch nach Herzog 2, 175 eine Musterung seines Heeres vorgenommen.

[3] Rabutin p. 415.

[4] Vgl. Büheler a. a. O. p. 98.

[5] Str. St. AA 576 Mai 21.

[6] Jedenfalls der bei Druffel 3, 591 angeführte niederländische Edelmann gleichen Namens. Der Strassburger Rat hatte die Gelegenheit benutzt, mit demselben wegen einer vom Kaiser zu erlangenden «Generalabsolution» zu verhandeln. Thomasarchiv (Tir. 22 Liasse 2) 1552 Mai 25.

Mangel hätte, und derzeit nicht mehr Kriegsvolk «on sonder geverlichkeit» in die Stadt zu bringen wäre.[1]

In den neueren Behandlungen der elsässischen Geschichte tritt in Bezug auf diese Vorgänge eine völlige Mythenbildung zu Tage, die offenbar von der romanhaften, eine Menge falscher Thatsachen behauptenden Schilderung des Herausgebers der Memoiren des französischen Marschalls Vieilleville ihren Ausgang genommen hat.[2]

Nach letzterer Quelle[3] hätte der Konnetabel dem französischen Intendanten, der in Strassburg Lebensmittel einkaufen sollte, den geheimen Auftrag gegeben, sich mit den einflussreichsten Mitgliedern des Rates wegen der Aufnahme des Königs nebst kleinem Gefolge in der Stadt in Verbindung zu setzen, ausserdem den Gesandten des Papstes und der Städte Venedig, Florenz und Ferrara zu gestatten, dieselbe zu besuchen. Letztere hätten sich in der That in Begleitung von 200 auserlesenen, als ihre Diener gekleideten Kriegsleuten aufgemacht, denen sich noch eine grössere Anzahl anderer angeschlossen; auf Kanonenschussweite aber wäre der Zug von den Wällen aus mit einer Geschützsalve begrüsst worden, die 10 oder 12 Personen getötet habe, so dass die übrigen ihr Heil in der Flucht hätten suchen müssen. Auf die Beschwerde des Intendanten wäre von den Strassburgern erwidert worden, man liesse sich nicht so wie die Metzer täuschen. Als jener die Stadt verlassen, seien 2 Regimenter Landsknechte und 6 Fähnlein Reiter von der Rheinbrücke her in dieselbe einmarschiert, während in der Gegend des Zaberner Thores 2000 Arbeiter an den Befestigungs-

[1] AA 579. Mai 11. — Am 1. Mai hatte König Ferdinand aus Linz an die Regierung zu Innsbruck geschrieben: «Nachdem wir bei disen geschwinden sorglichen Leufen für ein Notturft erachten, dass die Stadt Strasburg an guter Besatzung nit Mangel habe, so ist an euch unser Befehl, das ihr bei dem Bischof von Arras Erkundigung haltet, ob die Rö. Kay. Mt. unser lieber Bruder und Herr daselbsthin eine Fürsehung gethan und ob und was für ein Anzahl Knecht ihre Kay. Mt. in die Besatzung hinein verordnet habe, und so ihr befindet, dass von ihrer Kay. Mt. kein sollich Verordnung beschehen, alsdann beiliegenden unsern Brief, so wir an unsern Landvogt u. Regenten im Oberelsass gefertigt, überschicket und bei ihnen anhaltet, das so wir ihnen schreiben u. befehlen aufs ehest zu vollziehen». (Innsbr. Archiv. Von der Kön. Mt. fol. 376). Der hier erwähnte Brief befindet sich AA 579.

[2] Die Unglaubwürdigkeit derselben ist aufs neue von Rahlenbeck, Metz et Thionville p. 225/287, überzeugend nachgewiesen worden.

[3] Mém. de Vielleville a. a. O. IX, 132/135.

werken gearbeitet hätten. Nichtsdestoweniger habe der König auf den Rat des Konnetabels beschlossen, mit 40 Edelleuten und deren Begleitung Strassburg zu besuchen, und erst auf das Zureden Vieilleville's diesen gefährlichen Entschluss aufgegeben.

Da alle übrigen zeitgenössischen Geschichtsschreiber, französische wie deutsche, von diesen an und für sich schon unwahrscheinlichen Vorgängen ganz und gar nichts melden, auch in unseren Akten und sonst recht ausführlichen Chroniken nichts davon berichtet wird,[1] werden sie endgültig in das Reich der Fabel verlegt werden müssen, zumal da folgende Thatsachen geradezu gegen die Möglichkeit derselben sprechen:

[1] Rabutin, Tavannes, Brantôme, Thuanus, Sleidan und Schertlin berichten nichts davon. — Die Worte Heinrichs II. in einem späteren Briefe an die Strassburger vom 6. November (abgedr. bei Kentzinger I, 40): «Et vous devoit suffire de *la sinistre demonstration* que vous feistes à l'endroict de nos gens, lorsque notre armée passa près de votre ville», werden von Legrelle a. a. O. p. 48 fälschlich auf jene angebliche Kanonade bezogen, während sie Laguille II, 4, 39 folgendermassen richtig erklärt: «qu'il devoit leur suffire d'avoir fait connoître leurs *sinistres dessins* à l'égard de la France, lorsque son armée passa près de leur ville.» Nach Littré heisst «sinistre demonstration» soviel als «unheildrohendes Verhalten («qui fait craindre des malheurs»). Damit stimmen überein die Aeusserungen des Königs über Strassburg am 13. u. 20. Mai (Sleidan 24, 361): «Tametsi quo tempore cum exercitu erat ad ipsorum fines, magna fuerit militum eius urbis protervitas in suos et insolentia» und «quamquam Argentinensium milites aliquando durius exceperint suos ante portas et rejecerint, qui forte mercandi gratia eo venissent.» Während Martin, Hist. de France IX, 539 die Darstellung des Verfassers der Memoiren Vieilleville's nur unter Reserve wiedergibt, Dareste IV, 89 sie völlig ignoriert, nimmt Legrelle p. 43/48 dieselbe ohne Weiteres an. Von früheren schildern Laguille II, 4, 34/37, Röhrich III, 27 und Kentzinger I, 34 den Sachverhalt richtig; falsch Friese, Neue vaterländische Gesch. II, 277/81 und Strobel IV, 89/90, von denen der letztere sogar Kentzinger den Vorwurf macht, «dass er den ganzen Hergang der Sache auf eine sonderbare Weise entstelle». Gänzlich haltlos ist die Darstellung bei Lorenz und Scherer, Geschichte des Elsasses 1886 p. 244: «Als Heinrich II. die Anfrage über den gewünschten Durchzug nach Strassburg schickte(!), war man rasch entschieden, auf jede Gefahr ihn zu verweigern, aber Sturm und Sleidan gingen in Gesandtschaft zum Könige, um alle Unterstützung einer neutralen Macht mit Lebensmitteln für das Heer zuzusagen. Auch ward der König eingeladen, persönlich mit vierzig Rittern die Stadt zu besuchen. Bemerkenswert genug, dass die Franzosen dennoch einen Versuch nicht unterliessen, die Stadt durch listige Ueberrumpelung gerade bei dieser Gelegenheit zu gewinnen; aber die Vorsicht Strassburgs und seine Kanonen vereitelten den Anschlag. Der König musste, wie verabredet mit kleinem Gefolge in die Stadt einreiten und liess sich von dem Rat bewirten. Schamröte darüber, dass er mitten unter Freundschaftsheuchelei den offenbaren Ueberfall beabsichtigte, war auf der Stirne des Franzosen nicht bemerkbar (!).

Den Uebergriffen des Kriegsvolkes, dessen Officiere zum Teil, wie der Oberst und der Hauptmann Asmus Böcklin, gut kaiserlich gesinnt waren, wurde seitens des Rates bei jeder Gelegenheit gesteuert. Erhielten doch die am Weissturm- und Steinthor wachhaltenden Bürger und Landsknechte auf ihre Anfrage, was man thun sollte, so sich fremdes Volk näherte, ausdrücklich den Befehl, sich gegen dasselbe bescheiden zu benehmen. Mehrmals werden Angehörige des französischen Heeres gefänglich eingebracht, aber auf Urfehde wieder entlassen. Als am 7. Mai ein Franzose «mutwillig» erschossen wird, erfährt dies scharfe Rüge, «da man sich gleicher unfreundlicher Handlung zu besorgen.»[1] Ferner sind die Gesandten Venedigs und Ferraras thatsächlich unbehelligt aus dem Lager in die Stadt gekommen und haben sich daselbst mehrere Tage aufgehalten.[2] Endlich steht das, was über den Einmarsch von zahlreichem Kriegsvolk über die Rheinbrücke gesagt ist, in direktem Widerspruche mit unseren Akten.[3]

Uebrigens muss das Gebahren des königlichen Intendanten dem Rate in der That verdächtig erschienen sein. Als derselbe am 7. Mai, also an dem Tage, an welchem die Franzosen am nächsten bei Strassburg lagen, um Erlaubnis einkommt, das Münster besteigen zu dürfen, wird ihm solches abgeschlagen: man liesse jetzt niemand hinauf; so seien jetzt die Zeiten, dass das Volk des Schadens wegen, der bestehe, erzürnt sei, und der Rat deshalb besorgen müsste, dass ihm etwas Unzüchtiges zustossen möchte.

Am 8. Mai, einem Sonntage,[4] setzte das französische Heer seinen Vormarsch fort und langte vor Hagenau an, das anfangs

[1] Aus diesem Vorfalle ist wohl die bei Piton, Strasbourg illustré I, 44 erzählte Legende entstanden: Im Strassburger Arsenal hätten sich verschiedene ausserordentlich grosse Geschütze befunden, darunter eine, die Meise genannt; «et c'est du nom de la première, que les Strasbourgeois reçurent le sobriquet de pipeurs de mésange (Meissenlocker). Sa portée était telle, que lorsque Henri II campa avec son armée sur les hauteurs de Hausbergen, en 1552, le boulet qu'elle lança tomba dans son camp, à côté de la tente royale(!), de là le dicton de nos aïeux quand l'ennemi s'approchait de la place: «Nous allons le piper avec notre mésange.»

[2] Baumgarten a. a. O. p. 251.

[3] Vgl. oben p. 51.

[4] Das Landvolk brauchte an diesem Tage nicht in Strassburg zu frohnen, sondern sollte in die Kirchen gehen.

den Versuch machte, den Eintritt zu verweigern, gegenüber den aufgefahrenen Geschützen aber die Thore öffnete und dem Konnetabel Aufnahme gewährte. Tags darauf hielt auch der König selbst, der die Nacht in einer in der Nähe liegenden Ziegelei zugebracht hatte, seinen feierlichen Einzug in die Stadt.

Die Strassburger liessen ihrer Zusage gemäss den von allen Seiten her aufgekauften Proviant dem französischen Heere nachführen, zu grosser Unzufriedenheit des Obersten von Hattstadt, baten aber den fortdauernden Plünderungen ihres Gebietes und anderen Gewaltthätigkeiten gegenüber [1] um eine Assekuration. Als nun am 8. Mai der Konnetabel ihnen daraufhin aus Hagenau die Antwort zugehen liess: Dass, wenn der Rat seinem Erbieten nach genug gethan haben werde, es alsdann an königl. Majestät gutem Willen nicht mangeln würde, [2] schrieb man zurück: Man hätte sich bemüht, zuwege zu bringen, was man zugesagt. Nun wären ihnen fünf Dörfer geplündert, und Wein und Mehl, die man hätte liefern wollen, ausgeschüttet worden; gleiches wäre mit zwei anderen Dörfern, wo man Proviant hätte holen wollen, noch diese Nacht geschehen; deshalb sollte man sie entschuldigen, wenn sie ihren Verpflichtungen nicht nachkommen könnten. [3] In der That liess man nur das, was schon auf dem Wege war, gehen, hielt aber mit weiteren Lieferungen inne. [4]

Man war sich hierbei wohl bewusst, dass man sich deswegen auf weitere Feindseligkeiten seitens des Königs gefasst machen müsste. Am 9. Mai halten Sturm und Pfarrer eingehende Beratungen mit dem Obersten und den Hauptleuten, damit das angefangene Bollwerk ordentlich ausgezeichnet und ausgeführt werde. Der Oberst verlangt die Besetzung der «hohen Aemter» bei dem Kriegsvolke. Die Befestigungswerke werden in 6 Abschnitte eingeteilt, [5] und die Fähnlein neu ein-

[1] Dem Amtmann von Wanzenau wurden, als er Frucht ins Lager führen wollte, drei Knechte erstochen, sowie Wagen und Pferde genommen, einem Stadtboten Pferd, Wehr und Säckel geraubt.

[2] Praillon an Sleidan (Baumgarten p. 250).

[3] Rat u. 21. Mai 9.

[4] Am 21. Mai teilten sie dem Kaiser mit: «Sie hätten den Franzosen zwar eine geringfügige Anzahl Victualien ausserhalb der Stadt bewilligt, aber doch, weil er im Abzug gewesen und ihnen 5 oder 6 Dörfer und einen Hof geplündert, nit gar geliefert» (Str. St. 576 Mai 21).

[5] Weissturmthor, Steinstrasse, St-Clara-Wörd, Krutenau. Spitalthor, gedeckte Brücken.

quartiert, damit sie, so ein Lärmen würde, näher an den Wehren lägen.

Der König indessen marschierte, ohne einen Angriff auf die feste Stadt zu unternehmen, von Hagenau nordwärts nach Weissenburg, dessen Bewohner grosses Entgegenkommen zeigten. Er selbst und das Gros seines Heeres lagen nicht in der Stadt selbst, sondern eine kleine Stunde entfernt, bei Altenstadt. Die Gendarmes waren auf der Strasse nach Speier vorgeschoben.

In diesen Tagen trafen verschiedene Umstände zusammen, die Heinrich II. zum Abmarsche aus Deutschland bewogen, vor allem die Nachrichten vom Einfalle niederländischer Truppen in französisches Gebiet, sodann die ihm am 11. Mai seitens des Kurfürsten Moritz zugehende Mitteilung, dass er mit König Ferdinand in Unterhandlungen stände, womit die Anfrage verbunden war, unter welchen Bedingungen Frankreich in einen mit dem Kaiser abzuschliessenden Frieden mit einbegriffen sein wollte; endlich wie Sleidan ausdrücklich versichert:[1] weil dem Könige seine Pläne hinsichtlich Strassburgs nicht geglückt waren, ihm also ein fester Stützpunkt am Rheine fehlte.

Die Vorstellungen der Anfang Mai in Worms versammelt gewesenen Rheinischen Fürsten haben jedenfalls nicht auf seinen Entschluss bestimmend eingewirkt.[2] Die letzteren liessen ihm nämlich in seinem Lager bei Weissenburg durch einen Abgesandten folgendes vortragen:[3] Da er vorgäbe, der deutschen Libertät halber Krieg zu führen, bäten sie ihn, Land und Leute zu verschonen und seinen Vormarsch nicht fortzusetzen, da ein solcher dem Reiche den grössten Schaden bringen müsste. Den Frieden mit dem Kaiser wollten sie gern vermitteln, ein Bündnis aber mit Frankreich könnten sie ohne Verletzung ihrer Pflichten nicht eingehen. Auch möchte er das Gebiet der freien Reichsstadt Strassburg nicht verletzen.

Seitens des Königs wurde ihnen darauf zwei Tage später, und zwar durch den Kardinal von Lothringen, folgende hochtrabende Antwort zuteil:[4] Auf Bitten etlicher, nicht geringer Fürsten sei er nach Deutschland gezogen, aus welchem er

[1] Sleidan 24, 361.

[2] Vgl. oben p. 39. — Ueber ihre die Monate März und April in Anspruch nehmenden Verhandlungen vgl. Druffel 3, 416/426.

[3] Sleidan 3, 360.

[4] Selbst Rabutin sagt a. a. O. p. 416: «Auxquels fut rendue la response autre et plus haulte que ne la pourrois asseurer.»

seinen Ursprung habe, um dasselbe von der unmenschlichen Dienstbarkeit des Kaisers zu befreien. Einiger Schaden sei bei dem Durchzuge nicht zu vermeiden gewesen. Von Herzog Moritz habe er vernommen, dass der Kaiser die gefangenen Fürsten in Freiheit zu setzen und die deutsche Libertät wiederherzustellen sich nicht weigere. So bedürfe denn die deutsche Nation nicht weiterhin seine Hülfe, « welchs sie Gott dem Allmächtigen zum ersten und ihme zuzuschreiben hätte, die eines so grossen Nutzens Ursacher seien.» Unter diesen Umständen wolle er dem kaiserlichen Heere, das in Frankreich eingefallen sei, entgegenziehen. Sein Wunsch wäre nun, dass die deutschen Fürsten und Stände, wenn sie zu Passau zusammen kommen würden, «ein solch gross Gut und Libertet, die sie von Gott und ihm empfangen hätten, nit von Handen gäben.» [1] Ihrem Gesuche in betreff Strassburgs wollte er willfahren, obwohl, während er in der Nähe der Stadt gewesen, das Kriegsvolk derselben den Seinigen gegenüber eine grosse Unverschämtheit an den Tag gelegt hätte. [2]

Noch an demselben Tage brach das französische Heer das Lager ab und zog in drei gesonderten Abteilungen über Vogesen und Hardt nach Lothringen zurück. [3] Die Wiedervereinigung fand zu Wallerfangen an der Saar statt, von wo bald darauf der Vormarsch nach der Mosel und dem Luxemburger Lande angetreten wurde.

Vorher hatte der König noch in der Nähe von Zweibrücken am 20. Mai eine Gesandtschaft der Eidgenossen empfangen, welche für ihre Nachbarn, die Unterthanen der österreichischen Regierung zu Ensisheim sowie die Städte Kolmar, Schlettstadt

[1] Bezirksarchiv G 248. — Ein anderer Bericht (Str. St. AA 596) enthält eine weniger hochmütige Fassung. Interessant ist folgende beigefügte Mitteilung: An des Königs Hatschier und vornehmsten Diener Kleidern waren etlich wachsende Monschein gestickt, mit der Umschrift: «Donec totus implicatur orbis.» Andere hatten an den Kleidern einen Knopf, dabei stand ein Arm mit einem Schwert, das hieb in den Knopf und war darin geschrieben: «Gladio vir dissolvet.» Das liess sich ansehen, als ob es des «Gordii nodus» wäre, von dem prophezeit war, wer ihn auflöset, der würde ein Monarch der ganzen Welt werden.»

[2] Sleidan 24. 361.

[3] Während der König mit dem Gros des Heeres den Weg über Lemberg, Bitsch, Zweibrücken und Saarbrücken einschlug, ging ein rechtes Seitendetachement unter dem Herzog von Aumale durch die Pfalz über das Hardtgebirge, ein linkes unter dem Herzog von Vendome und dem Rheingrafen über Hagenau und Lützelstein.

und Strassburg ein gutes Wort einlegten, da sie jeden Schaden, der diesen zugefügt würde, selbst schwer empfinden müssten. Der König erteilte ihnen einen günstigen Bescheid. Die Ensisheimer, erklärte er, wolle er mit Feindseligkeiten verschonen; doch sollten sie seinen von ihnen in Haft gehaltenen Kriegsleuten die Freiheit wiedergeben. Gegen die übrigen elsässischen Stände hätte er überhaupt nichts im Schilde geführt. Zwar habe das Strassburger Kriegsvolk die Seinen an den Thoren gar unfreundlich behandelt und jeden fortgewiesen, wer etwa Einkäufe hätte machen wollen. Doch beabsichtige er deshalb nicht, die alten Beziehungen zu der Stadt aufzugeben, zumal da er durch den Besitz von Lothringen ihr Nachbar geworden. Freilich erwarte er auch von ihr ein gleiches Entgegenkommen.[1]

In Strassburg verharrte man übrigens den ganzen Monat Mai in Kriegsrüstung. An dem Werke bei dem Judenthore wurde mit Anspannung aller Kräfte gearbeitet, ebenso behielt man das angeworbene Kriegsvolk vorläufig noch an der Hand. Die vom Kaiser und König Ferdinand zur Verfügung gestellten Fähnlein hatte man zwar dankend abgelehnt, die Gelegenheit aber ergriffen, beiden Majestäten Mittel vorzuschlagen, durch welche die Stadt in ihren schweren, verderblichen Unkosten erleichtert werden möchte.[2] Nicht ohne Grund fürchtete man, dass die Franzosen über kurz oder lang, wenn die Frucht im Felde erwachsen, wieder gegen Strassburg anrücken möchten, und alsdann, nachdem man sich an Geld und Proviant erschöpft hätte, und das Kriegsvolk ohne bare, gewisse Besoldung nicht mehr so « lustig und durstig » sein sollte, die Belagerung beschwerlicher « dann jetzo » fallen würde.

Doch blieb Strassburg im weiteren Verlaufe des Jahres 1552 vor feindlichen Angriffen verschont. Am 28. Juli freilich richtete Markgraf Albrecht von Brandenburg an den Rat die Aufforderung, ihm die Stadt zu öffnen und Besatzung aufzunehmen. Als ihm aber dies Begehren kurzweg abgeschlagen wurde, wagte er es nicht, seinen Worten durch die That Nachdruck zu verleihen.[4]

[1] Sleidan 24, 361.

[2] Str. St. AA 576. Mai 11 u. 21.

[3] Hatte doch der Rat zu Strassburg, «damit er die Stadt dem Reiche behielte, und dadurch das Land nit beharrlich oder bleibend in der Franzosen Hand komme, mehr als 100,000 Gulden aufgewendet» (Str. St. AA 1983).

[4] Sleidan 24, 392.





Die Unterzeichnung des Passauer Vertrages im Anfang August, der Anmarsch des Kaisers im September zur Wiedergewinnung von Metz, bei welcher Gelegenheit er auch Strassburg besuchte, befreiten die Stadt endgültig von allen Kriegsbesorgnissen.

Die Vorgänge des Jahres 1552 bilden ein Ehrenzeugnis für die Gesinnungen, die Rat und Bürgerschaft Strassburgs im 16. Jahrhundert beseelten. Nicht allein im Gefühle ihrer reichsstädtischen Selbständigkeit, sondern auch mit klarem Bewusstsein ihrer Zugehörigkeit zum Reiche[1] hatten sie durch kluges und gleichzeitig kraftvolles Verhalten den Plan Heinrichs II., Strassburg ebenso wie Metz Frankreich einzuverleiben, vereitelt. Denn dass dieses ursprünglich die Absicht des Königs gewesen ist, müssen wir allen Quellen zufolge annehmen.[2] Er gab dieselbe notgedrungen auf, da, wie er sich überzeugen musste, eine Ueberrumpelung der durch die Metzer Vorgänge gewarnten Bürgerschaft ausgeschlossen war, und ihm eine Belagerung gegenüber den festen Mauern der Stadt, ihrem trefflichen Geschütz und ihrer ansehnlichen Besatzung aussichtslos erscheinen musste.

Für die Gesinnung der Bürgerschaft selbst ist von der grössten Bedeutung die schon mehrfach erwähnte, von Meister und Rat am 21. Mai an den Kaiser gerichtete Bittschrift,[3] in welcher sie ihm vorstellen :

Durch ihre stattliche Gegenrüstung hätten sie — wie sie im geheimen glaubwürdig erfahren[4] — des Königs (der

[1] So sagt Rahlenbeck, Metz et Thionville p. 179: »Strasbourg n'était pas, comme Metz ou Cambrai, une ville impériale, française de langage et de mœurs ; elle tenait, au contraire, par d'innombrables liens au cœur même de l'Allemagne; elle était, en outre, assise sur les bords du vieux Rhin, — le Vater Rhein, — fleuve aussi sacré au yeux des Germains de tous les temps, que l'est le Gange pour les Indous.«

[2] Vgl. auch Anhang III. — Der Einwurf von Legrelle p. 46, dass Heinrich II. nicht an eine Unterwerfung Strassburgs gedacht hätte, da ja auch Zabern, Hagenau und Weissenburg wieder von ihm aufgegeben worden seien, ist hinfällig, da diese Städte ohne den Besitz Strassburgs gar nicht zu behaupten waren.

[3] Str. St. AA 576.

[4] »Ein ansehnlicher französischer Kriegsrat hätte sich hören lassen, dass seinem Herren nicht thunlich, Strassburg als eine »Ortstatt« (Gränzplatz) hinter sich liegen zu lassen« (AA 579. Mai 11).

dieser Stadt halben seinen Zug so hoch ins Elsass genommen) beschwerlich Vorhaben und Anschlag merklich gebrochen, verhindert und wendig gemacht. Daher möchte er, der Kaiser, die treuen, gehorsamen und nützlichen Dienste, so ohne Ruhm zu reden, ihrer und der Kön. Majestät sie jetzund bewiesen und hinfüro zu thun begierig wären, gnädig zu Gemüt und Herzen führen. «Daran würden ir. Kays. Mt. ir selbs, auch der Königl. Mt. und dem heil. reich ein heilsamlich gut werk thun, diese stadt vor endlichem abgang verhieten und sye zu dester einer starken vormauer des ganzen Reinstroms machen, darzu frembde potentaten von solchen gewaltigen uberzugen treffenlich abschrecken und den ganzen Reinstrom dardurch höchlich befriedigen. Dargegen weren wir auch begierlich bereit, unser gut und blut zu bewarung und rettung diser stadt darzu zustrecken und dieselbe unsers üssersten vermögens bey irer Mt. und dem heil. reich auch allen ihren hergebrachten liberteten vermittels göttlicher genaden zu retten und zu erhalten und es darzu in ander weg gegen irer Kay. Mt. in allerunterthenigstem verdienen.»

Aller Augen waren in jenem kritischen Momente auf Strassburg gerichtet, und allgemein wurde sein verdienstvolles Verhalten anerkannt, nicht zum mindesten von Karl V. selbst, der der Stadt mehrfach schriftlich und bei seinem Durchzuge durch dieselbe persönlich seinen kaiserlichen Dank aussprach.[1]

In den Ereignissen des Jahres 1552 sehen wir aber zugleich auch die glänzendste Verherrlichung des Stettmeisters Jacob Sturm, des «pater patriae et ornamentum reipublicae,»[2] der damals mit fester Hand das Schiff des Staates lenkte und dasselbe durch die Stürme der Zeit glücklich hindurchführte. Ist doch überhaupt mit der politischen Thätigkeit jenes genialen Mannes die ruhmreichste Periode der Geschichte Strassburgs

[1] Sleidan III, 399. Schon vorher hatte ihnen König Ferdinand für ihr ehrliches, beständiges und ritterliches Verhalten, das ihnen bei männiglich und fürnehmlich allen Ehrliebenden zum höchsten rühmlich sei, gedankt und sie ermahnt, den dadurch erlangten Ruhm höher als die erlittenen Schäden zu achten (Str St. AA 579. Juni 13).

[2] R. u. 21. 53. Okt. 30.

eng verknüpft; sie beginnt mit seinem Auftreten und findet ihren Abschluss mit seinem Tode.

Hatte sich Sturm während des schmalkaldischen Krieges in eine gewisse Passivität zurückgezogen, nicht nur weil er die Erfolglosigkeit desselben voraussah, sondern wohl auch weil er jeder Entscheidung der religiösen Fragen durch das Schwert, und zudem einem Kriege gegen den Kaiser, in dem er jederzeit das gesetzliche Oberhaupt des Reiches erblickte, abgeneigt war,[1] so ist er jetzt, wo es gilt, die Stadt bei letzterem zu erhalten, der Mittelpunkt des Widerstandes. Seine Thätigkeit können wir überall verfolgen. Er ist die Seele der Verhandlungen mit den benachbarten Ständen, er verfasst die Instruktionen für die Gesandten, auf ihn gehen die Vergriffe an die Schöffen und Gemeinde zurück. Er wird am geeignetsten gehalten, Kapitel und die oft schwierigen Kriegshauptleute zu Zugeständnissen zu bewegen. Bei jeder Gelegenheit bringt er seine gemässigten Ansichten zur Durchführung.

Daneben hält er sich aber auch nicht zu gut, die kleinsten militärischen Anordnungen zu treffen, mag es sich nun um Anwerbung und Unterbringung des Kriegsvolkes oder um die Anlage von Befestigungen handeln. Ueberall zeigt er ein Sachverständnis und eine Einsicht, die ihn selten täuscht.[2]

Da er die feste Ueberzeugung hegte, dass die politische und religiöse Unabhängigkeit seiner Vaterstadt durch gewissenhafteste Beobachtung ihrer Verpflichtungen gegenüber Kaiser und Reich am besten gewahrt und erhalten würden, betonte er auf die erste Kunde von dem Herannahen des französischen Heeres: «So der König an die Stadt etwas begehren würde, vor allen Dingen die Aussöhnung zu besehen, was wir uns

[1] Sagt er doch einmal geradezu: «Wir haben allerlei exempel vergangner zeit, do die sach an den orten, do man es mit dem schwert hat wollen usrichten, nit wol geraten» Winkelmann, Polit. Korrespondenz der Stadt Strassburg II nr. 545. 1538 Okt. 11. — Auch Baumgarten, Jacob Sturm p. 15, glaubt annehmen zu müssen, «dass er niemals den Krieg gegen den Kaiser empfohlen habe».

[2] Völlig zutreffend ist in dieser Beziehung die Charakteristik, die Johann Sturm in seiner «Consolatio ad senatum Argentinensem» von ihm giebt: «Quot et quanta fuerunt temporum perturbationes, quam periculosi motus, quam saepe novarum perturbationum causae quaesitae sunt, cujusmodi comitia, foedera, bella, in quibus omnibus aut domi consulendo aut foris legationibus obeundis interfuit, consilium dedit, multa timuit, multa providit, multa praedixit, quae partim evenerunt, partim adhuc impendere videntur.

gegen Kay. Mt. verschrieben,[1] damit denselben Punkten nichts zuwider bewilligt werde.»[2] Hatte er sich nach der Niederlage des schmalkaldischen Bundes, wenn auch nach hartem Seelenkampfe, schliesslich bereit finden lassen, « den schwersten Ritt seines Lebens » zu thun, den Kaiser um Verzeihung für seine Vaterstadt anzuflehen,[3] so ist diesmal, wo es sich um die Gesandtschaften an den französischen König handelt, bezeichnenderweise gar nicht einmal die Rede davon, ihn bei einer derselben zu verwenden.[4] Dagegen sehen wir ihn wenige Monate darauf wieder an der Spitze der feierlichen Botschaft, die den Kaiser bei seinem Durchzuge durch das Elsass im Namen Strassburgs begrüsst und um möglichste Schonung des Landes bittet.

Dass die von Sturm in den von uns geschilderten Tagen bewiesene Treue und Gesinnungstüchtigkeit vom Kaiser vollauf anerkannt und gewürdigt wurde, beweist das Schreiben, welches ihm seitens des Bischofs von Arras Anfang Juni zugestellt wurde :[5] « Dass ir Kays. Mt. einem erbaren Rat und gemeiner Stadt daselbst, in Ansehung ihres beständigen Gehorsams und

[1] Gemeint ist hiermit jedenfalls der vom Rate am 25. April 1547 abgelegte Eid : «Wir Meister u. Rat dieser freien Reichsstadt Strassburg geloben und schwören, dass wir sollen und wollen dem allerdurchlauchtigsten Herrn Karln, Römischem Kaiser, unserem allergnädigsten einigen rechten Herrn, als eine freie Stadt des heiligen Reichs treu und hold sein, auch alles thun, was wir als eine freie Stadt des Reichs nach unseren Freiheiten und altem Herkommen zu thun schuldig sind, also uns helf Gott und die heiligen Evangelien» (Hollaender, Strassburg im Schmalkald. Kriege p. 91).

[2] V. D. G. lad. 111, nr. 13. — In gleicher Weise erklärt er im Juni, als Abgesandter der XIII, dem Churfürsten von der Pfalz: Dass ein ehrsamer Rat zur Zeit der Aussöhnung sich dem Kaiser also verbindlich gemacht hätte, dass wir uns mit den Kriegsfürsten nicht einlassen könnten, wir wollten uns dann in die Gefährlichkeit begeben, dass uns vorgeworfen werden möchte, wir hätten Brief und Siegel nicht zum Besten bedacht, davor uns dann der Allmächtige gnädiglich behüten wolle. Denn dieweil unsere Vorfahren und auch wir, ohne Ruhm zu melden, ihre Zeit und Administration oder bevohlen Amt «also unverdenklichen» hergebracht, dass weder ihnen noch uns, dass sie oder wir wider Ehr gehandelt mit Wahrheit zugemessen werden möchte, so wollten wir je ungern solches Lob bei unserem Leben mindern oder schwächen und uns und unseren Nachkommen einen solchen nachredlichen Verweis und Makel hinterlassen; «sondern eher unser Vermögen aufsetzen, ehe wir uns und sie mit dermassen unabsterblicher diffamation beschwerten» Str. St. AA 590.

[3] Vgl. Hollaender a. a. O. p. 63.

[4] Wie Spach a. a. O. p. 181 Jacob Sturm franzosenfreundliche Gesinnungen imputieren konnte, ist mir unerfindlich. Vgl. über diesen Punkt auch Baumgarten, Jacob Sturm p. 33.

[5] Thomasarchiv 1552 Mai 25. (Tir. 22. Liasse 2.)

unterthäniger Treue, so sie zu diesen geschwinden gefährlichen leuften gegen ir Mt. und dem heyl. reich erzaigen und sonderlich auch von wegen euers getreuen unterthanigen fleisses, so ir in solchem fall ehrlich und gehorsamlich fürwendet, damit gemeine stadt in einem solchen gehorsam bestendiglich verharre, mit allen gnaden geneigt, auch solches in seiner zeit dermassen gnediglich um euch beide erkennen wurdet, das ein gemeine stat und ir insonderheit irer kay. mt. gnedigste dankbarkeit spüren und im werke befinden sollet.»

Diesen Worten fügte Granvella eigenhändig noch Folgendes hinzu: «Plurimum benevolentiae vobis conciliastis apud suam Majestatem fortitudine vestra et publice civitas et tu privatim, et mihi crede, sic esse confirmatam opinionem, quam de tua probitate sua Majestas concepit, ut omnem benevolum ac propensum favorem a sua Majestate expectare possis.»

Anhang I.

Str. St. AA 1854.

A nos tres chers et bons amys les gouverneurs
de la ville de Strasbourg.

Tres chers et bons amis. Nous avons entendu par le herault Pietmont, presentement retourne devers nous, en quelle bonne volunte il vous a trouve de nous secourire et accomoder notre armee de vos facultes, chose que nous avons receu a tres agreable plaisir, et ne voullons faillir a vous mercyer de l'honneste demonstration d'amytie, dont vous usez envers nous et que nous mettrons peine de recognoistre en toutes choses qui se pourront offrire pour votre regard. Comme nous avons donne charge a Pellissier present porteur vous dire et declairer plus amplement de notre part, auquel nous vous pryons adjouster surte autant de foy que vous feriez a nous mesmes, priant dieu, tres chers et bons amys, vous avoir en sa saincte et digne garde. Escript au camp de Haraucourt le 25. jour d'avril 1552.

Henry

de l'Aubespine.

Anhang II.

Str. St. AA 1854.

Mess. le bourguemaistre et conseil de la ville de Strasbourg.

Messeigneurs! Esperant que suivant ce que je vous ay peusnagueres escript et mande par le herault du Roi et la bonne response que mavez faictes, vous secourrez ceste armee de vivres en

paiant, j'envoye ce porteur devers vous pour scavoir de vous ce que pourrez faire en cela, ainsi qu'il vous dira de ma part dont je vous prie le tenir comme moy mesmes. Estant asseurez que sa majeste recougnaistra ce que vous en aurez faict ainsi que le requiert la bonne amitie qu'il vous a tousjours portee et porte. Je conjure notre seigneur, messeigneurs, qu'il vous ait en sa sainte garde. Escript au camp de Crevy (?) le XXVme jour d'avril 1552.

Votre bon amy
Monmorency.

Anhang III.

Verschiedene Zeitstimmen aus dem 16. und 17. Jahrhundert über die Pläne Heinrichs II. hinsichtlich Strassburgs.

Mém. de Tavannes (Michaud et Poujoulat VIII p. 164).

«Le roy marche à Strasbourg, pour y faire de mesme, qu'il avoit faict à Metz; eux monstrent l'inconvenient de leurs voisins les avoir faits sages, et qu'il faloit commencer par eux, ou à mesme jour, ce qui eust été [peut-estre] en danger de n'avoir ny l'un ny l'autre.

Sleidan 24, 359.

Creditur enim, spem illos prope certam concepisse, ut quemadmodum amicitiae quadam ostentatione, Metim ingressi fuerant, sic etiam ab Argentorato non excluderentur: cum autem scirent munitissimam esse urbem, et tanto praeterea studio viderent ad defensionem omnia parari, mutato, ut est credibile, consilio deflexerunt.

Leben und Thaten des Herrn Sebastian Schertlin von Burtenbach ed. Schönhuth p. 89.

«Und als wir verhofft, unns sollte die statt Strassburg uffgethon werden, und da wir die inhendig gemacht hetten, uss solcher desto bas unser intent erlangen mögen, haben sich die von der statt mit 6 starken fendlin knechten besetzt, uns mit nichten anders, dann den könig mit etlichen personen wollen einlassen, (?!) und haben daran weisslich gehandelt, dann da wir hinein, weren wir mit lieb nimmermer herauskomen.»

5

Zimmerische Chronik (1566 abgeschlossen) IV, 67.

«Im fürstenkrieg do muest graf Wilhelm Wernher zu Speier weichen, sampt mertails allen camergerichtspersonen; dann künig Heinrich von Frankreich ward mit höreskraft über die Füst (das Gebirge) kommen, des verhoffens, man würde im thor und thüren allenthalben ufthun. Es het im aber der Allmechtig durch sein güete die augen also verblent, das er ein kleins für ein groses usserwelt, nemlich das er die reichstat Metz mit listen het ingenommen und den jungen herzogen von Luttringen geraubt über alles zusagen und küniglichs versprechen. Also, do er Strassburg ansichtig und nit anders gedacht, es were richtig, nun war den bevestigten pauren die augen ufgeen, die beschlossen ir stat und liesen den künig zu Elsass-Zabern und am gebirg umher terminiren. Den fieng erst an sein fürnemen zu rewen; jedoch so war der has im pfeffer etc.»

Thuanus, Historia sui temporis (Ausgabe von 1626) 10,305.

«Spe potiundae civitatis exclusus rex, relictis Tabernis vexillo peditum iter flexit et tertiis castris Haganoam pervenit.»

Chronikalia über Strassburg und das Elsass (um 1660 abgeschlossen).

(*Strassburger Stadtbibliothek.*)

p. 469 (offenbar zeitgen. Aufzeichnung):

«Anno 1552 da zog der könig von Frankrich angangs im Mayen mit einer grossen macht über Zaberner steig heraus in Teutschland in einem falschen betrug, wie es sich auch befunden und noch täglich bei ihm befinden thut, da fuhren die hn. von Strassburg zu und hiewen alle bäum umb Strassburg ab, auch vornehme gebäw, was sie vermeinten, ihnen vor der stadt schädlich zu sein und fingen an, dasselbigemal den graben und wahl sampt der pasteyen zu machen und ordneten mich, B. Cogmann,[1] darüber zu ihrem unschuldigen diener und lohnherren, etc.»

weiter unten p. 612.:

1552. «In diesem Jahr hat König Heinrich aus Frankreich Metz, Tull und Verdun mit list eingenomen und mit heereskraft in Teutschland gezogen im schein, den Teutschen zu helfen, aber mit betrug umbgangen und mit schaden wieder heimgezogen.»

[1] Ueber diesen Chronisten vgl. Röhrich a. a. O. I, 6 und Dacheux, Bulletin de la société p. la cons. des mon. hist. d'Alsace, IIe série, 13, 29.

Os. Schadaei (1586/1626) „Strassburgische Cronica“.

(Stadtbibliothek.)

«In disem 1552 jar kam der Franzos in Deutschland und nachdem er die reichstett Metz, Toul und Verdun eingenommen, vermeint er auch Strassburg zu bekomen. Weil aber weder der Constabel noch der könig selber die stadt nach seinem gefallen fand, auch sahe, dass sich die stadt zur gegenwehr stark präpariert, brach er mit seinem Volk den 7. May auf; musst also ungeschafft abziehen.»

Walther'sche Chronik (abgeschlossen 1676).

«Da der Konnetabel merkte, dass es ihnen nicht wie zu Metz geschehen, gelingen werde, und unter dem schein guter freundschaft nicht in Strassburg eingelassen werden würde, auch die stattliche gegenverfassung und veste der Stadt betrachtete, sind sie, nachdem sie etliche tage bei Hausbergen gelegen, den 7. May wieder aufgebrochen.»

Michael Kleinlawel, Strassburgische Chronica (1625 gedruckt).

p. 148: «Nachdem der Frantzos die Stadt Metz
Thol Verdun eingenommen
Ist er auch für Strassburg zuletz
Mit grosser Kriegsmacht kommen.
Da rüst man sich zur gegenwehr
Und wollt ihn nicht einlassen
Darum musst er mit seinem Heer
Wieder ziehen sein Strassen.»

Nachträgliche Anmerkung zu Seite 36.

Wie mir während des Druckes der Arbeit seitens des Herrn Freiherrn von Müllenheim-Rechberg freundlichst mitgeteilt wurde, sind bei den Demolirungsarbeiten des Walles am alten Judenthore Januar 1881 lediglich zwei Grabsteine mit ebräischer Inschrift aufgefunden und von Herrn Professor Euting entziffert worden. Vgl. darüber Bulletin de la soc. pour la cons. des mon. hist. d'Alsace, II[e] série X, 2, 142 u. XII, 2, 2 und Euting in der Festschrift zum 250jähr. Bestehen des Strassb. protestant. Gymnasiums (August 1888) die Steine Nr. 2 und 3.

Strassburg, Druck von J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).

Strassburg, Druck von J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).



